This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

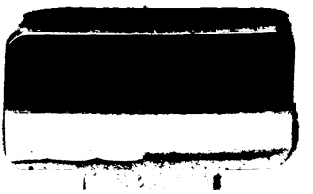
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Library
of the
University of Wisconsin



Mikrokosmus.

Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit.

Versuch einer Anthropologie

von

Hermann Lotze.

Zweiter Band.

4. Der Mensch. 5. Der Geist. 6. Der Welt Lauf.

Fünfte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1905.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

88955
OCT 9 1905
BE
L91
2

Inhalt.

Viertes Buch.

Der Mensch.

Erstes Kapitel.

Die Natur und die Ideen. Seite

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen voneinander und Notwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Tatsache . . 1

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugnis mannigfacher Wechselwirkungen 17

Drittes Kapitel.

Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Verteilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwicklung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Tierreich und seine typischen Formen 44

Viertes Kapitel.

Der Mensch und die Tiere.

Die Tierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfnis. — Fähigkeit der Akklimatisierung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Gestalt 69

Seite

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Tierähnlichkeiten. — Verschiedenheiten der Rassen. — Hypothesen über ihre Entstehung. — Neger, Indianer, Malaien, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart 102

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Kapitel.

Der Geist und die Seele.

Die tierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältnis beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedener Wesen. — Übergang dieses Prädikats in die Bezeichnung eines eigenartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich und seine Glieder 141

Zweites Kapitel.

Die menschliche Sinnlichkeit.

Verschiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgültige Sinneninhalt und das an ihm haftende Gefühl der Lust und Unlust. — Eigener Wert der Sinneseindrücke. — Übereinstimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen sie entsprechen. — Beispiele; Licht und Klang. — Ästhetische Beurteilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematische Phantasie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verständnis fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Zeremonien 176

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der artikulierte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redeteile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Wert der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Konstruktion im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und diskursives Denken. — Das Gespräch 219

Seite

Viertes Kapitel.

Die Erkenntnis und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Äquivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wissen und zum Handeln. — Die Entstehung der besondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und notwendig geltender Urteile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Kausalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung 263

Fünftes Kapitel.

Das Gewissen und die Sittlichkeit.

Die Weltansicht des Gemütes. — Der Inhalt des Gewissens. — Lust und Unlust als tatsächliche Ursachen des Handelns. — Die Lust und das Gute. — Der Begriff des Wertes und sein Zusammenhang mit dem der Lust. — Die Lust als ethisches Prinzip. — Sinnliche Gefühle. — Persönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt 308

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erstes Kapitel.

Einflüsse der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geschichte. — Kosmische und tellurische Einwirkungen auf die menschliche Seele. — Parallelismus zwischen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landschaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur 345

Zweites Kapitel.

Das menschliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterschiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zusammenhang körperlicher und geistiger Lebensgefühle. — Der Unterschied der Geschlechter. — Allgemeine geistige Eigentümlichkeit der Frauen 366

Drittes Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemütslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturfucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten 393

Seite

Viertes Kapitel.

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Kultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; seßhafte Ansiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Gesellschaft. Teilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Gesellschaft. — Die Zivilisation. — Die Geschichte 420

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturprodukt. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindungen mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhanglosigkeit der menschlichen Bestrebungen 446

Schluß 464

Viertes Buch.

Der Menſch.

Erstes Kapitel.

Die Natur und die Ideen.

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen voneinander und Notwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Tatsache.

Wie ungern hören wir doch alle zu und wie ungläubig, wenn ein aufdringlicher Scharfsinn den feinsten Bau unsers Innern zu zergliedern sucht, und wie wenig imponiert uns die gelassene Zuversicht, die dieser bestimmten Mischung unserer Anlagen von allgemeinen Gesichtspunkten aus ihre notwendige Entwicklung voraussagen möchte! Wir glauben mehr zu sein als eine unter vielen möglichen Gruppierungen auch sonst bekannter Eigenschaften; jeder Versuch, uns nach einem Maß zu messen, das auch auf andere paßt, erschöpfe sich fruchtlos an den Äußerlichkeiten unsers Wesens und lasse unberührt und unverstanden einen unvergleichlichen Rest zurück: jenes wahre Ich, das in allem, worin es der Beobachtung zugänglich ist, sich nur eine äußere mit anderem vergleichbare Oberfläche gebe. Was wir so für uns verlangen, das sind wir bereit auch außer uns den Erzeugnissen der Natur zuzugestehen. Es gibt eine gewisse Bescheidenheit der Beobachtung, die gern jede einzelne Naturgestalt in die besondere Folgerichtigkeit ihrer eigentümlichen Bildung begleitet; ohne Eigenwillen den Spuren der Sache folgend, möchte sie sich zum nachfühlenden

Verständnis des geheimen Sinnes hinanführen lassen, der alle Dinge belebt, und der uns notwendig in allen entgeht, solange wir umgekehrt die ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklungen mit gleichgültiger Hand auf allgemeine Maßstäbe zurückführen. Von solcher Schonung der lebendigen Eigentümlichkeit der Erscheinungen hat unsere frühere Betrachtung keine Spur verraten. Mit einer Härte, die völlig unzugänglich schien, wiesen wir die eindringliche Beredsamkeit zurück, mit der sie um Anerkennung ihrer besondern Bedeutung bittend sich an uns drängen; überall beharrten wir darauf, sie alle nur als Beispiele der mannigfachen Erfolge anzusehen, die einem allgemeinen Gesetzkreise sich abgewinnen lassen, wenn irgend ein Spiel der Zufälle ihm die Elemente der Wirklichkeit bald so, bald anders verbunden darbietet.

Gewiß befriedigt eine solche Auffassung des Naturlaufes nicht im mindesten die Erwartungen, mit denen jedes unbefangene Gemüt sich zur Beobachtung desselben zu wenden pflegt; denn in der Tat, mit dieser Meinung allein würden wir kaum dem Vorwurf entgehen, daß unvermerkt unserer Ansicht der Gedanke einer Natur überhaupt völlig abhanden gekommen sei. Will doch niemand mit diesem Namen die bloße Anhäufung unbestimmt vieler, aus unbekannten Quellen beziehungslos zusammengeflossener und durch unberechenbare Zufälle in Bewegung versetzter Stoffe bezeichnen, in deren blinder Gärung nur die unbrechbare Gewalt allgemeiner Gesetze mit unvermeidlicher, aber unabsichtlicher Regelmäßigkeit widerschiene. Von einem Reiche der Natur sprechen wir vielmehr; und alle jene lebendige Gliederung der Teile zum Ganzen, jene gegenseitigen Beziehungen einander voraussetzender und unterstützender Bildungen, durch welche jedes kleinste Gebäude mehr ist als ein Beispiel der statischen Gesetze, die es befolgt: all diese vernünftige Bedeutsamkeit inneren Zusammenhanges möchten wir auch der Natur gesichert wissen. Aus der Sehnsucht der Phantasie, ihr Ideal harmonischen Daseins in der Wirklichkeit wiederzufinden, mag diese Forderung unabgebrochener Einheit der Natur zuerst entspringen; sie kann nur geschärft werden durch die

Erinnerung an das Rätsel, das alle unsere Gedanken jetzt beschäftigt: an unsere eigene Stelle in der Mitte dieser Natur, in deren Unruhe und Verlauf wir uns auf unauflösliche Weise verkettet finden. Die Ansicht, welche wir von dem Schauplatz unsers Daseins fassen werden, wird unvermeidlich auch die Färbung der Überzeugungen mit bestimmen, die wir über den Sinn und die Ziele unsers Wirkens uns bilden möchten. In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die notwendige Nachwirkung des Vergangenen, aber kein Plan der Zukunft seine Richtung gäbe, würden wir befürchten auch die festen Zielpunkte unsers eigenen Strebens schwanken zu sehen; die Sicherheit unsers Hoffens und alle Freude an unserm Dasein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaus, die uns unsere Stätte bereitete und die schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwicklung anlegte, welche das geistige Leben aufnehmen und fortführen soll.

Mit solchen Anschauungen, deren siegesgewisse Wärme wir dem menschlichen Gemüte, das sie ewig von neuem erzeugen wird, nicht einmal neiden möchten, selbst wenn der Versuch, sie ihm zu entreißen, weniger hoffnungslos wäre — mit dieser Stimmung blicken wir auf den Weg zurück, den wir bisher zurücklegten, und können ihn nicht anders als öde finden. Zwar wird es wahr bleiben, und jeder entgegengesetzte Versuch der Phantasie wird sich widerwillig zu dieser Erkenntnis zurückgezwungen sehen: daß alle Fragen nach dem Verwirklichungshergang einer Erscheinung und nach der Möglichkeit ihres Bestehens auf jenen früher geschilderten Pfad einer mechanischen Ansicht zurückkommen müssen. Aber nie wird es doch befriedigen, für jede bedeutsame Harmonie und Schönheit des Wirklichen die Erklärung wiederholt zu hören, auch sie erzeuge sich mit blinder Notwendigkeit als ein unvermeidliches Ergebnis, wenn einmal diese und keine andern bedingenden Vorereignisse, diese und keine andere Verknüpfung der Elemente voranging. Freut sich die mechanische Naturwissenschaft der Sicherheit, mit welcher sie jeder Lage der Dinge, möge der Zufall sie fügen,

wie er wolle, ihre nächsten notwendigen Konsequenzen zu ziehen vermag, so können wir doch nicht glauben, das ganze Wesen der Natur in diesen allgemeinen Gesetzen zu finden, die eines Zufalls bedürfen, um einen Gegenstand ihrer Anwendung, und erst durch diesen eine bestimmte Gestalt ihres Erfolges zu gewinnen. In dem vielmehr liegt eben die wahre schöpferische Natur, was als Beispiel der allgemeinen Regel vorher nur dieser und ihrer unumschränkten Gewalt als Folie zu dienen schien: darin liegt sie, daß überhaupt eine bestimmte Mannigfaltigkeit wirkungsfähiger Elemente sich findet, denen das Gesetz gebieten kann; darin, daß Verknüpfungen dieser Elemente nicht wie versprengtes Wild sich zusammenhanglos in dem zusammenhängenden Netze der mechanischen Regeln fangen, sondern daß in bestimmter Auswahl und Reihenfolge, untereinander verschwistert, diese Konstellationen der Umstände hervortreten, um die in ihnen eingeschlossenen Keime reicher und schöner Erfolge der festen Führung jener Gesetze zu sicherer Entwicklung zu übergeben. Dem Grund und der Herkunft dieser Ordnung nachzuforschen ist eine Aufgabe, deren Wert wir nicht versuchen dürfen zu verkleinern, und die mechanische Ansicht wird nicht vermeiden können, sie neben sich zu dulden.

Selbst den Versuch zur Lösung dieses Rätsels zu machen, wird allerdings sie mit Recht ablehnen. Sie wird daran erinnern, wie ja doch jede Erklärung irgend einen tatsächlich gegebenen und nur anzuerkennenden Bestand voraussetzen müsse, dessen folgerichtige Nachwirkung allein sie nach Anleitung allgemeiner Gesetze entwickeln könne. Nichts hindere nun, diesen Tatbestand, die erste gegenseitige Stellung der Elemente in der Welt, sich als so gewesen zu denken, daß jede spätere Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit des Wirklichen als eine notwendige Zukunft in ihr eingeschlossen lag. Die Abneigung, sich bei dieser Voraussetzung zu beruhigen, schließe im stillen nur die andere noch sonderbarere Voraussetzung ein, daß Unordnung eigentlich natürlicher sei als Ordnung, und daß ein wüstes Chaos eine größere Wahrscheinlichkeit, ja fast mehr Rechtsanspruch auf Dasein besitze als ein harmonischer Zustand

der Dinge, zu deſſen Begründung ſtets noch ausdrückliche Nachhilfen nötig wären. Wie unberechenbar iſt doch die Biegſamkeit der Gedanken! Während die eine Anſicht gewiß iſt, die tief empfundene Schönheit der Natur am frömmſten durch Ableitung aus einem weit höheren Quell zu heiligen, ſieht ſie ſich unerwartet durch die andere überboten, die entrüſtet darauf hindeutet, wie ausſchweifend und der Würde der Wirklichkeit unangemeſſen die Befürchtung ſei, dem Schlechten und Verworrenen ſei an ſich der Zugang zum Daſein leichter als ſeinem Gegenteil.

Wir vermeiden, dieſen Wettſtreit zu verfolgen; uns genügt ein Zugeſtändnis, welches der mechaniſchen Anſicht, wenn ſie ihn aufnehmen will, notwendig wird. Denn indem ſie alle Schönheit, Zweckmäßigkeit und ideale Bedeutſamkeit der Natur auf eine uranfängliche Stellung, Miſchung und Bewegung der Elemente zurückſchiebt, meint ſie zwar hauptſächlich verneinend den Gedanken eines beſondern, vernünftig ſchaffenden Weltgrundes abzuwehren; aber unwillkürlich bejaht ſie doch damit zugleich, daß der erſte Zuſtand der Welt eine vernünftige Ordnung geweſen ſei, und daß alle ihre eigenen Erklärungsmühen nur die Konſequenzen dieſer urſprünglichen Vernunft ausbeuten. Für die nächſten Zwecke ihrer Unterſuchungen nun mag die mechaniſche Wiſſenſchaft recht haben, wenn ſie dieſe Vernunft nur in der Geſtalt einer ewig beſtandenen Tatſache berückſichtigen will, ohne noch über ſie hinaus zu einem Grund ihres Daſeins zurückzugehen. Denn in der Tat würde jeder Verſuch, ihre Entſtehung zu erklären, nur eine andere vorangehende Tatſache vorausſetzen können, in bezug auf welche dieſelbe Frage mit gleichem Erfolg oder gleicher Erfolgloſigkeit ſich wiederholen würde. Aber die Notwendigkeit, die Erklärungen des Zuſtandekommens der Dinge mit der Anerkennung irgend eines letzten Gegebenen abzubrechen, kann doch nicht hindern, in einer andern Weiſe dieſe unvordenkliche Grundlage zum Gegenſtand neuer Unterſuchungen zu machen. Denn immer wird doch die unüberwundene Frage wieder auftauchen, woher die unendliche Anzahl jener vorauszuſetzenden erſten Verhältniſſe zwiſchen den

Elementen der Welt stamme, und gerade mit dieser glücklichen gegenseitigen Ergänzung und Beziehung aller auf alle stamme, daß die notwendige Folge dieses ersten Tatbestandes eine zusammenhängende und zu gemeinsamem Leben in sich übereinstimmende Natur sein mußte. So entsteht neben der mechanischen Naturauffassung eine andere, mit andern Zwecken und andern Formen ihrer Untersuchung. Wenn jene erste, die eigentlich erklärende Wissenschaft, überall die realen Mittel aufsucht, durch deren gesetzliche Verflechtung alles, Großes und Kleines, Schönes wie Häßliches, das Gesunde wie das Kranke, gemacht wird, sich selbst erhält und anderes macht, so ist diese andere, die ausdeutende Ansicht der Natur, gleichgültig gegen diese Mittel der Verwirklichung. Indem sie es aufgibt, die Entstehung der ursprünglichen Anordnungen zu erklären, zu deren Annahme sie gedrängt wird, möchte sie für diesen Mangel durch den andern Nachweis entschädigen, daß wenigstens nicht eine zerstreute Vielheit beziehungsloser Einzelheiten, sondern die Einheit einer bedeutungsvollen Idee jenes erste Gegebene bilde, einer Idee, deren unbedingter Wert es verdient, zum tiefsten und festesten Grunde der Welt gelegt zu sein, und aus deren Gesamtsinne sich die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältnisse des Naturlaufs mit dem überredenden Zwang einer poetischen Notwendigkeit entwickle.

Zwischen diesen beiden Naturauffassungen finden wir teils einen mißverständlichen Streit, teils eine Beilegung desselben, die nicht alle unsere Zweifel beschwichtigt. Man bemerkt leicht, wie bequem man beide bis zu einem gewissen Punkt auseinanderhalten und den Aufgaben jeder einzelnen für sich genügen kann. Der ästhetische Eindruck eines Gemäldes hängt doch zunächst nur von den Zügen ab, die wir fertig in ihm finden und vor uns sehen, nicht von der Kenntnis der Kunstgriffe, durch welche dem Künstler ihre Ausführung gelang. Ebenso wird die Einsicht in

diese ideale Bedeutung eines Naturgebildes, in den Gedanken, zu dessen erscheinender Ausprägung es berufen ist, nicht durch die Kenntnis der Maschinerie unterstützt, durch welche dem Naturlauf seine Erzeugung gelang. Nur da, wo eine noch fortdauernde Entwicklung mit zu den Zügen gehört, in denen der Sinn einer bewegten Naturgestalt sich ausdrückt, kann es wichtig sein, auch die dienenden Elemente und die vermittelnden Vorgänge aufzusuchen, die hier nicht ohne eigene Bedeutung ihrer Auswahl zur Verwirklichung jenes Sinnes verwendet sind. Ist es nun eine gewöhnliche Täuschung, die Art des Gemachtseins bestimme völlig auch den ästhetischen Wert eines Bildes, so begeht der Naturforscher diesen Fehler selten; er sieht seine Auseinandersetzungen über den Hergang eines Ereignisses keineswegs zugleich für eine Bestimmung seines idealen Wertes an, sondern überläßt die Auffindung eines solchen andern Bemühungen, die von dessen Dasein überhaupt gewisser überzeugt sind und einen Weg zu seiner sichern Ermittlung zu kennen glauben. Weit häufiger verkennt umgekehrt die ideale Ausdeutung der Natur die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit; sie fordert oft, den von ihr aufgezeigten Sinn der Erscheinungen zugleich für eine Erklärung ihres Zustandekommens mit gelten zu lassen. Und doch ist die Kenntnis der Verwirklichungsweise eines Ereignisses von dem Verständnis des Gedankens, der vielleicht in ihm liegt, in gleichem Grade unabhängig, wie dieses Verständnis von ihr. Denn gleichviel, ob überhaupt eine Idee die Dinge lenke oder nicht, gleichviel ferner, welches der Inhalt dieses beherrschenden Gedankens sein möge: da zu sein und zu geschehen vermag doch alles nur, soweit es in vorangegangenen Umständen seine zwingenden Ursachen hat. Was daher auch die Idee gebieten möge: ob ihr Gebot überhaupt, und in welcher bestimmten Form es zur Vollziehung gelange, das wird zuletzt immer nur durch die Kenntnis der tatsächlich vorhandenen Mittel und der gegebenen Verknüpfung dieser Mittel entschieden, welche der wirkliche Naturlauf ihr zu Gebote stellt, und aus welchen dann, wenn sie einmal da sind, der gleiche Erfolg mit

blinder Notwendigkeit auch ohne das Geheiß der Idee, ja selbst gegen ihr Gebot, würde hervorgehen müssen. So scheiden sich diese beiden Gebiete der Untersuchung und bestehen nebeneinander. Die mechanische Forschung erklärt das Zustandekommen der Ereignisse Schritt für Schritt aus ihren zwingenden Ursachen und sie wendet nichts dagegen ein, wenn eine andere Richtung der Betrachtung in der Gesamtheit dieses Naturlaufs auch noch einen vernünftigen Sinn zu entdecken glaubt. Die ideale Deutung hebt den Zusammenhang und die innere Konsequenz dieses Sinnes hervor, und wenn sie nichts gegen den Nachweis einwendet, daß die bedeutungsvollen Ideen nur durch die Mittel des Mechanismus realisiert werden, so ist sie doch überzeugt, daß in jedem Fall, wäre auch die Summe dieser Mittel eine ganz andere, doch dieselben Gedanken in einer andern ihnen gleich entsprechenden Form auch in dieser andern Welt wieder erscheinen würden.

Aber eine Grenze hat diese Teilung der Arbeiten dennoch. Für alle Untersuchungen des einzelnen mag es nützlich sein, den Streit beider Ansichten durch sie zu schlichten und der widerrechtlichen Vermischung verschiedener Aufgaben auf diesem Wege vorzubeugen; wo es sich jedoch um die Gestaltung unserer zusammenfassenden Weltansicht im ganzen handelt, kann es nicht mehr befriedigen, eben diese verschiedenen Fragen auseinanderzuhalten, die im Gegenteil hier aus einem Quell Beantwortung suchen. Wie wenig auch die Bewunderung eines schönen Gemäldes auf der Kenntnis des technischen Malverfahrens beruht, so hat sie doch diese Voraussetzung wenigstens wohl immer, daß das Bild das Erzeugnis einer künstlerischen Phantasie sei, die durch die Einheit ihrer Absicht die buntfarbigen Elemente zur Einheit einer in sich zusammenhängenden Erscheinung verband. Hätten wir die klare Überzeugung, nur ein zusammenhangloser Wirbel von Zufällen habe die farbigen Punkte in diese Umrisse zusammengeführt, und vermöchten wir nicht wenigstens uns in die Täuschung des Gegenteils hineinzufühlen, so würde unsere Bewunderung empfindlich durch das Bewußtsein leiden, daß nur wir in diese

Formen eine Bedeutung legen, die uns nicht aus ihnen als der Ausdruck ihres eigenen Sinnes entgegenkomme. Dieselben Bedenken werden unvermeidlich rege, wo es sich um eine Gesamtauffassung der Wirklichkeit handelt. Man kann die Natur nicht als ein Kaleidoskop ansehen, das vom Zufall geschüttelt wird, und dann Gestalten erzeugt, die sich so ausnehmen, als wäre Sinn in ihnen; soll dieser Sinn selbst Sinn haben, so muß man Ernst mit seiner Voraussetzung machen und die Überzeugung festhalten, dieselbe Macht, welche die mechanischen Wirkungsfähigkeiten der Dinge begründet, schließe unmittelbar zugleich jene formbestimmende Phantasie ein, die diesen Fähigkeiten ihre Anwendungspunkte verschafft und ihnen ihre bedeutungsvollen Richtungen anweist. Wir kommen deshalb nicht mit jener Beschwichtigung aus, zuzugeben, daß neben dem mechanischen Verlaufe der Natur, und freilich mitten in ihm, sich die ideale Bedeutsamkeit nur *auch* vorfinde; vielmehr wird jede Ansicht der Welt, die sich abzuschließen sucht, sich irgend eine bestimmte Vorstellung über das Verhältnis bilden müssen, in welchem in der Natur der *vorbildende Gedanke* zu den *arbeitenden* Ursachen seiner nachbildlichen *Verwirklichung stehen* soll.

Es pflegt in zwei Weisen zu geschehen, und jede von ihnen verwickelt sich bald in eigentümliche Schwierigkeiten.

Die eine wendet unbedenklich unser eigenes Verhältnis zu unsern Hervorbringungen auf die Beziehung der Natur zu ihrem Grunde an; sie läßt aus der berechnenden, zwecksetzenden Weisheit eines selbstbewußt persönlichen Gottes die zusammenstimmende Organisation des Weltlaufs entspringen. Wir wollen nicht zu streng gegen sie in den Vorwurf der Selbstüberhebung einstimmen, mit welcher sie göttliche Absichten zu verstehen glaube; liegen doch auch die allgemeinen Gesetze des mechanischen Naturlaufs nicht als angeborene Erkenntnisse in unserm Innern, und doch ist es möglich, sich ihrer zum großen Teil wenigstens zu bemächtigen.

Warum sollte es unmöglich sein, daß eine sinnige Naturbeobachtung, nicht pomphaft lehrend, sondern bescheiden lernend, aus der Vergleichung der Erfahrungen mit einem ähnlichen Grade der Annäherung zwar nicht alle Absichten Gottes, aber doch manches erraten könnte, was sie mit Überzeugung zu diesen rechnen und in der Zurechtlegung der übrigen Erscheinungen benutzen dürfte? Würde doch zudem die Gültigkeit ihres Grundgedankens nicht von der Möglichkeit abhängen, ihn wirksam durch die Betrachtung aller Einzelheiten des Weltlaufs hindurchzuführen; wir zweifeln an der Richtigkeit der allgemeinsten Gesichtspunkte unserer Mechanik auch nicht deshalb, weil die Verwicklung der Gegenstände uns oft nur erlaubt, sie in einem allgemeinen und ungenauen Überschlage anzuwenden. Ebenso würde auch diese Ansicht unerschüttert stehen, wie weniges sie auch vollständig erklären könnte; genug, wenn neben dem allgemeinen Eindruck der Natur, welcher sie begünstigte, keine einzelne Erfahrung einen nicht zu beseitigenden Widerspruch erhöbe.

Aber wie glücklich sie auch immer in ihren Bemühungen zur Erklärung des Gegebenen sein möchte: die allgemeineren Schwierigkeiten wird sie mühsamer überwinden, die in jener Übertragung menschlicher Wirkungsweise auf dies unendlich höhere Beispiel schöpferischer Tätigkeit liegen. Zwecke kann nur der Wille haben, dessen Wollen nicht zugleich Vollbringen ist, dessen Absicht vielmehr, durch den Widerstand einer von ihm unabhängigen Natur der Dinge verzögert, sich in ein Ziel verwandelt, nach welchem hin es noch einen Weg zurückzulegen gibt. Zweckmäßiges Handeln ist nicht da zu finden, wo eine unbedingte Gestaltungskraft alles unmittelbar aus sich gebiert, sondern da, wo ein eingeschränktes Wirken Mittel zu seinem Erfolge bedarf, Mittel, die es seinen Zwecken nur um den Preis dienstbar machen kann, daß es umgekehrt sich in der Form seiner eigenen Entwürfe nach der Natur dieses ihm fremden Materials bequemt. Alles was wir Menschen zu leisten fähig sind, beruht auf diesem Verhältnis; beruht darauf, daß ein Reich uns fremder Elemente, nach bestimmten von uns

unabhängigen Gesetzen wirkungsfähig und in sein vorgezeichneten Formen gegliedert, uns umgibt, und wir mit ihm organisch aufs innigste verflochten sind. Daher stammt nicht allein die Möglichkeit, daß überhaupt die Regungen unsers Innern, unsere Vorstellungen, Absichten und Willensentschlüsse jemals einen wirksamen Zugang zur Außenwelt finden: auch die anschaulichen und lebensvollen Formen unsers Handelns entspringen aus derselben Quelle. Formlos sind an sich alle jene letzten Triebfedern unsers Strebens: die Lust, die wir suchen, das Leid, das uns drückt, selbst jede edlere Sehnsucht der Phantasie nach irgend einem Höheren ist ursprünglich in uns ein Wogen in sich selbst, dem die Richtung fehlt; der an sich kurze und gestaltlose Sinn unserer Wünsche breitet sich erst während seiner Verwirklichung in eine ausführliche Erscheinung aus und gewinnt charakteristische Züge, indem er sich mit den Überwindungsformen bestimmt gestalteter Hindernisse und mit den Benutzungsweisen äußerer Anstöße umkleidet. Mit dem Wegfall dieser unabhängigen Außenwelt, an deren erziehendem Widerstande wir Gestalt gewinnen, würde auch das anschauliche Bild unsers Handelns in eine für uns unfaßbare Einheit der Absicht mit ihrer Erfüllung zurücksinken. Diese Bedingungen aber, die uns die Erfolge unsers eignen Tuns erst begreiflich machen, können wir nicht auf das göttliche Wesen, den Grund aller Welt, übertragen wollen. Glauben wir, manche einzelne Einrichtung in ihrer Bedeutung für den Plan Gottes zu verstehen, so bleibt uns um so dunkler der Ursprung der ganzen Formenwelt, innerhalb deren von einem Plane die Rede sein kann. Was würden wir in dem Wesen Gottes als letzten belebenden Grund der Schöpfung uns anderes denken mögen, als jenen Hauch der Heiligkeit, Güte und Schönheit, in dem wir doch vergeblich trachten würden, eine notwendige Richtung seiner schaffenden Tätigkeit auf die Erzeugung der bestimmten Naturformen zu finden, die uns umgeben? Nur wenn diesem Gedanken eine unabhängige Welt des Stoffes gegenüberstand, konnte, für uns begreiflich, die schöpferische Kraft durch die Eigentümlichkeit dieser ihr

fremden Bedingung ihres Wirkens zu bestimmten Formen für den Ausdruck ihrer gestaltlosen Sehnsucht getrieben werden.

So endet diese Ansicht in einem schwer zu schlichtenden Zwiespalt. Neben der schöpferischen Weisheit Gottes, dem Grunde des idealen Inhaltes der Welt, tritt eine andere Macht hervor, ein dunkler Hintergrund, an dem der gestaltlose Strahl der Ideen sich erst zu einem Spiel anschaulicher Formen bricht. Weder entbehren können wir dies fremde und unergründliche Element, noch wissen wir ein Recht, es festzuhalten; ist seine eigenwüchsige Natur und Gesetzlichkeit für uns, die wir uns nur an Hindernissen entwickeln, zugleich Widerstand und erziehende Anregung, so darf sie weder das eine noch das andere sein für das göttliche Wesen.

Die andere Auffassung, deren wir gedenken wollten, vermeidet diesen verhängnisvollen Gegensatz zwischen der zwecksetzenden Absicht und dem dienenden Mittel ihrer Realisierung durch die unmittelbare Verschmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltseele, Stoff und Idee, bildsames Material und bildender Gedanke zugleich, pulsiere in allen Erscheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwicklungstriebes die zusammenstimmende Schönheit der Dinge. Nicht gelenkt von einem Bewußtsein, das draußen stände, nicht belastet mit der Verbindlichkeit, Zwecke zu erfüllen, die nicht ihr eigener Trieb wären, nicht umgekehrt in ihren Erzeugungen an die Zustimmung allgemeiner Gesetze gebunden, die ihrem Schöpfungsdrange gleichgültig gegenüberständen, sei die Wirklichkeit ein zwangloses ewiges Sichselbstentwickeln, Ernst und Lust zugleich, zielloses Wogen einer gestaltenden Phantasie, die ins Unendliche sich an der wiederholten Entfaltung ihres sinnigen Formenreichtums freut. In solchen und ähnlichen Ausdrücken zeigt sich diese Vorstellungsweise nicht nur als ein lebhafter kurzer und zutreffender Ausdruck der Rätsel, die wir hier nicht willkürlich erdenken, vielmehr in der Natur der Sache gegeben finden, sondern sie bezeichnet zugleich jene sorglos jugendliche Romantik des Nachdenkens, die in der begeisterten Aussprache der Rätsel zugleich ihre Lösung gegeben zu haben glaubt.

Durch alle Zeiträume menschlicher Bildung hindurch hat diese Auffassungsart der Dinge sich in verschiedenen Formen erneut ohne wesentliche Fortschritte zur Erreichung ihres Zieles zu machen; selbst ihre neuesten Ausdrucksweisen, an deren Widerhall unsere Phantasie jetzt gewöhnt ist, sind kaum mehr als eine pomphaftere Wiederholung derselben Gedanken, die seit dem ältesten Altertum jeder sich im stillen machte, der den Namen der Natur oder der Physis aussprach.

Man kann einen unangenehmen Kontrast von Licht und Schatten nicht nur durch Aufhellung des letztern, sondern auch durch Dämpfung des ersten mildern; fast möchten wir sagen, daß aus einem ähnlichen Grunde ein natürlicher Hang der menschlichen Reflexion immer wieder zur Versenkung in den Abgrund dieser schwärmerischen Ansicht drängt. Denn indem sie die Vorstellung eines schöpferischen Selbstbewußtseins in die einer unbewußten Vernunft abschwächt, die zugleich der sich bildende Stoff selbst sei, breitet sie das tiefe Dunkel, welches in jener früher erwähnten Meinung über dem Verhältnis dieser beiden dort klar geschiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Wohl soll die ganze natürliche Formenwelt nicht wie ein äußerliches Gewand, sondern wie die eigene Oberfläche aus dem Innern der Vernunft hervorgehen; wohl soll die Vernunft nicht an einem fremden Stoffe von außen sich abmühen, sondern nur das im Bewußtsein wiederspiegeln, was ihr eigenes unbewußtes Tun geschaffen hat; aber dieses Ziel ist unerreichbar, wenn wir nicht vorher die Bedeutung der Frage abschwächen, die zu diesem Versuch einer Verschmelzung der höchsten Gegensätze führte. Denn solange wir in den Namen der Vernunft das einschließen, was uns als der belebende Gedanke der geistigen Welt gelten muß, die Ideen des Heiligen, des Guten und der Seligkeit, solange ist dieses Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Tieren keineswegs die eigene erscheinende Oberfläche jener Vernunft, sondern hängt wie ein äußerliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um sie her, geeignet viel-

leicht, das innerliche Leben derſelben durch ſeinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiß nicht berechtigt, als das einzige mögliche und erſchöpfende Äußere dieſes Innern zu gelten. Nur wenn wir den Begriff jener Vernunft faſt bis zur Intereſſeloſigkeit verarmen laſſen und in ihr von Anfang an nichts ſuchen als eine Phantaſie, die von künftigem Magnetismus träumt und ihre Unruhe in den ſchwellenden Trieb der Pflanze oder die Beweglichkeit des Tierkörpers ausſtrömen möchte: nur dann iſt die Formenwelt der Natur der knappe Ausdruck dieſer Idee, das wahre Äußere dieſes Innern. Aber die Bedeutung der Frage, deren Beantwortung wir ſuchten, iſt damit verändert. Denn jene durchdringende Einheit der Natur, zu deren Gunſten dieſe ganze Anſchauung ausgebildet wurde, hatte einen ernſten Wert für uns nur deshalb, weil ſie allein die völlige Unterordnung aller Wirklichkeit unter das Gebot jener wahrhaft geiſtigen Idealwelt möglich machte, aus deren Inhalt als der hellſte Punkt der unbedingte Wert der ſittlichen Ideen hervorleuchtet. Dieſe Sehnſucht erreicht ihr Ziel nicht durch die Annahme einer Weltſeele, die nur das Geſchehende weiß und nur das Geſchehende iſt, deren Inneres das Äußere vor-, deren Äußeres das Innere nachbildet, ohne daß irgendwo etwas erſchiene, deſſen unbedingter und unendlicher Wert dieſem ganzen Spiele Weihe gäbe. Der ideale Grund, der ſchöpferiſche Gedanke, iſt hier behaftet mit einem Trieb zu beſtimmter Geſtaltung, ohne ihn wahrhaft aus ſich zu erzeugen, und beſchränkt auf das Bewußtwerden deſſen, was dieſer Trieb ihm zur Anſchauung erzeugt. Ich kann nicht finden, daß dieſes Ergebnis beſtechender wäre als der Ausgang der erſten Anſicht, die wir früher ſchilderten. Blieb uns oben der Zwieſpalt zwiſchen der zweckſetzenden Weisheit und dem Reiche der realiſierenden Mittel, ſo war doch die erſte wenigſtens in ihren Entwürfen ſelbſtändig; auf wahrhaft geiſtige Ziele gerichtet, trat ſie der letztern wie die beherrſchende Macht dem dienſtbaren Stoffe gegenüber; die zweite Anſicht kennt nur dieſen Stoff allein und verſchmäht die höhere Macht über ihm. Denn ihre Weltſeele iſt nichts anderes als dies fremde und unergründ-

liche Element, der dunkle Hintergrund, von dem auch jede andere Ansicht die bestimmten Formen für die Realisierung der göttlichen Zwecke erwarten mußte. Für sich allein hervorgehoben tritt dieser Hintergrund hier auf, begabt mit einem Bewußtsein dessen, was er ist; aber er mißbraucht diesen Funken des Himmelslichtes nur, um die Selbstgenügsamkeit und Zwecklosigkeit eines bunten Ereignisspieles, die wir der öden mechanischen Ansicht des Weltlaufs vorwarfen, zu systematischer Einheit abzurunden.

Keine von beiden Ansichten erreicht ihr Ziel; sie lassen beide diese Aufgaben ungelöst zurück, an deren Auflösung zu scheitern menschlichem Scharfsinne nicht unrühmlich ist. Wir werden derselben Gefahr uns am Ende unserer Betrachtungen aussetzen, aber schon die nächsten Schritte, die uns obliegen, sollten nicht ohne das Bekenntnis getan werden, welches unüberwundene Rätsel wir einstweilen hinter uns zurücklassen. Von drei verschiedenen Anfängen geht alle unsere Weltanschauung aus. Wir finden in uns ein Wissen von allgemeinen Gesetzen, die, ohne selber irgend eine besondere Form des Daseins zu begründen, sich als die notwendigen, unmittelbar gewissen Schranken uns aufdrängen, innerhalb deren jede Wirklichkeit sich bewegen muß. Wir finden anderseits in uns einen Glauben, der uns in Ideen des Guten, des Schönen und Heiligen den einzigen unverbrüchlichen Zweck sehen läßt, der jeder Wirklichkeit allein Wert gibt; aber auch dieses Ziel bestimmt für unsere Erkenntnis die Form der Mittel nicht, die zu seiner Erreichung führen sollen. Zwischen diesen beiden spannenden Punkten dehnt sich für uns ein drittes Gebiet, das der Erfahrung aus, mit einer unermeßlichen Fülle der Gestalten und Ereignisse, von unbekannter Herkunft. Wir können in diese Fülle hinein jene allgemeinen Gesetze verfolgen, die allem Geschehen gegeben sind; und der erste Teil unserer Betrachtungen hat diesen Versuch gemacht, ihre unverminderte und unterschiedlose Geltung in allen Gebieten der Wirklichkeit zu vertreten. Wir

können in derſelben Fülle des Gegebenen auch den Vorſchein jener Ideen aufſuchen, die allem Sein und Geſchehen Wert geben; und der letzte Teil unſerer Betrachtungen ſoll beſtimmt ſein, den Spuren nachzugehen, durch welche ihre Gegenwart und mitgeſtaltende Tätigkeit ſich in dem Gewirr der Erſcheinungen verrät. Aber je mehr wir bei dem Verſuch, einer dieſer beiden Aufgaben zu genügen, uns in die Einzelheiten des Naturlaufs vertiefen, um ſo mehr tritt zunächſt deſſen eigene Urſprünglichkeit wieder hervor: die unabhängige Formenfülle, mit welcher er die allgemeinen und farbloſen Geſetze des Mechanismus überkleidet, und der Eigenwille des Verfahrens, mit dem er den Geboten der Ideen nicht überall auf dem Wege, der uns am kürzeſten dünken möchte, ſondern auf Umwegen und mit Verfolgung allgemeiner und weit ſich verbreitender Gewohnheiten des Wirkens entgegenkommt. Weit entfernt davon, eine Sammlung einzelner Einrichtungen und Werkzeuge zu ſein, die dazu geeignet wären, einzelne Forderungen einer Idealwelt zu befriedigen, iſt die Natur vielmehr vor allem Zuſammenhang in ſich ſelbſt; ein Organismus, ein Haushalt größten Stils, der zwar bereit iſt, in ſeiner Geſamtheit auch der Geſamtheit der Ideen zu dienen und ſich von ihr die Summe ſeiner Aufgaben vorzeichnen zu laſſen; aber die Anordnung der Ausführung behält er ſich ſelbſt vor, und nicht aus dem Stegreif befriedigt er jedes einzelne Bedürfnis durch eine beſondere augenblickliche Anſtrengung; lange Zeit ſcheinen die Ereigniſſe, uneingedenk ihrer Aufgaben, nur der Mannigfaltigkeit ihres eigenen Formenſpiels nachzuhängen, häufig ihr Lauf neben den Zwecken vorbei ins Unbeſtimmte zu gehen, oder ſelbſt der Richtung zu widerſprechen, die ihm unſere voraneilende Phantaſie im Intereſſe der höchſten Ideale geben möchte: nur wer ſtatt des kleinen Ausſchnittes der Natur, der in Zeit und Raum unſerer Beobachtung offen ſteht, ihr Ganzes zu überblicken vermöchte, würde die endliche Übereinſtimmung dieſer ſcheinbaren Verwirrung mit unbedingt wertvollen Zielen bemerken. Aber auch dies ſelbſt iſt eine Anſicht, die wir der Erfahrung und Beobachtung weit voran-

eilend fassen, und obgleich wir ihr nicht verwehren wollen, im stillen selbst als ein Ziel, dem wir uns zu nähern haben, unsern Gedanken vorzuschweben, so müssen wir doch einstweilen uns von ihr abwenden. Darauf haben wir unsere nächsten Betrachtungen zu beschränken, nachzuforschen, welches die großen tatsächlichen Gewohnheiten und die Formen des Wirkens sind, die die Natur vor uns entfaltet, welche Einheit und welchen Zusammenhang ihrer einzelnen Erscheinungen die Erfahrung uns kennen lehrt, welches endlich die Stellung des menschlichen Wesens in ihr und die Bedingungen, die sie seiner Entfaltung förderlich, hinderlich oder gestaltend überhaupt gesetzt hat.

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugnis mannigfacher Wechselwirkungen.

Wir haben bisher uns arglos jener Anschauung hingegeben, für welche, trotz des augenblicklichen Scheiterns unserer Versuche ihm näherzukommen, doch die Wahrheit ihres Zieles an sich, die lebendige innere Einheit der Natur, unerschüttert feststeht. Es wird vorteilhaft sein, noch eine dritte Stimme zu hören, die des Geistes, der stets verneint, ich meine eben jener mechanischen Auffassung, welcher wir, im Begriff uns endlich ganz von ihr abzuwenden, die Möglichkeit einer letzten Verteidigung gewähren dürfen.

Welchen erfahrungsmäßigen Grund, wird sie fragen, hat nun doch eigentlich jene Meinung von einer solchen Einheit der

Natur, die nur aus der zusammenfassenden Absicht eines Schöpfers, oder aus dem Entwicklungstriebe einer einzigen der Mannigfaltigkeit aller Dinge zugrunde liegenden Substanz zu begreifen wäre? Wir verstehen, daß das menschliche Gemüt eine Sehnsucht haben kann, diese Ansicht der Natur durchzuführen; aber auf welche gegebenen Tatsachen stützt es sich denn zum Beweise, daß dieser Wunsch erfüllbar, diese zusammenhängende innere Lebendigkeit und Einheit der Natur eine Wirklichkeit sei? Müssen wir nicht vielmehr zugeben, daß im Grunde nur einige wenige Züge und Ereignisse derselben diesen Gedanken der Zweckmäßigkeit und ideenvollen Konsequenz in uns rege machen? daß wir dann diese besonderen Erfahrungen ohne zulängliches Recht bis zu der Annahme einer allgemeinen Harmonie und Zweckmäßigkeit erweitern? daß wir von diesem so gewonnenen Standpunkte aus die Notwendigkeit eines vernünftig schaffenden Wesens dartun? daß wir endlich von hier aus wieder zurückschließen, Vernunft und Zweckmäßigkeit werde sich im Naturlauf auch da zeigen, wo wir sie freilich, und leider so oft, nicht nachzuweisen wissen?

Ein kurzer Umblick kann uns genügen, diesen Kreislauf unserer Gedanken zu bemerken. Der lebendige Körper ist am häufigsten der Ausgangspunkt solcher Betrachtungen. Wir fließen über von Bewunderung der unendlichen Zweckmäßigkeit seiner Bildung und wiederholen die üblich gewordene Behauptung, daß alles in ihm zugleich Mittel und Zweck sei. Und wie viele Teile bleiben uns doch in ihm übrig, deren Zweck niemand bisher kennt, und von denen, daß sie überhaupt einen solchen haben und nicht absichtlose Erzeugnisse der bildenden Kräfte sind, auf keine Weise durch unsere wirkliche Kenntnis erwiesen, sondern nur auf die Bürgschaft jener unerwiesenen allgemeinen Behauptung hin geglaubt werden kann! Die Tierwelt ferner bietet uns manchen bestechenden Anschein von Zweckmäßigkeit, aber unleugbar ebenso viel Undeutbares, für unsere Einsicht Zweckloses, tausenderlei Sonderbarkeiten der Bildung, die sich als Ausläufer und Nebenerfolge eines fröhlich in alle seine möglichen Folgen ausbrechenden

Naturlaufes leicht und zwanglos, als Erzeugniſſe abſichtlicher Planmäßigkeit nur mit befangener Künſtlichkeit faſſen laſſen. Noch weniger läßt der Gedanke vorbeſtimmter Zweckmäßigkeit ſich durch das Pflanzenreich verfolgen, hier, wo kein Zweck mehr angebbar iſt außer dem bloßen Daſein von Geſtalten, deren Gliederung, Dauer, Entwicklung und Selbſterhaltungskraft die außerordentlichſte Mannigfaltigkeit der Art und Größe darbietet. Und endlich, dieſe ganze Welt des Lebendigen, wird ſie nicht umſchloſſen und getragen von dem Erdkörper, in deſſen geologiſcher Bildung, und von dem Weltraum, in deſſen Maſſenverteilung kein menſchlicher Scharfſinn eine durchdringende Zweckmäßigkeit zu entdecken vermag, ja vielleicht nicht einmal zu entdecken wünſchen würde? Im Gegenteil, wir atmen mit einer gewiſſen Befriedigung auf, wenn wir gewahr werden, daß hier wenigſtens der bewunderten unendlichen Berechnung und Abſichtlichkeit des Weltlaufs eine impoſante maſſenhafte Wirklichkeit zugrunde liegt, die ohne die Prätenſion, mehr bedeuten zu wollen als ſich ſelbſt, vor unſern ruhelos ſuchenden Gedanken als ſtarre ruhige Schranke ausgebreitet iſt. Und ſollen wir hinzufügen, daß die Betrachtung der Ereigniſſe zu demſelben Doppelergebnis führen würde wie die der Geſtalten? Dazu, daß neben den Andeutungen der Zweckmäßigkeit auch die verworrenen undeutbaren Zufälle hervorträten, und dazu, daß wir endlich, müde der ewigen Berechnung und Beſtimmung, nicht nur reſigniert, ſondern mit einem Gefühl der Erleichterung uns an den Gedanken eines übermächtigen nichts als ſich ſelbſt wollenden Schickſals ergäben?

Vielleicht geſteht man zu, daß dieſe Schilderung nicht unrichtig die verworrenen und unklaren Stimmungen wiedergibt, in die unſer Gemüt ſich wirklich oft durch das Mißgeſchick unſerer Erklärungsverſuche geworfen fühlt; aber die Vorliebe für den Gedanken einer innern Einheit der Natur wird ſich nicht ſofort an dieſe Einwürfe gefangen geben. Sie wird vor allem erinnern, daß ſie ſich ja längſt von jener hoffnungsloſen Neigung gereinigt habe, für jedes Geſchöpf jedes Ereignis und jeden einzelnen Zug

des Geschehens äußerliche Zwecke aufzusuchen; eine Gewohnheit der Betrachtung, die allerdings damit zu enden pflege, daß weder die dringende Wichtigkeit jener Zwecke sich einsehen läßt, noch die Unentbehrlichkeit gerade der Erfüllungsweise, die wir vorzufinden glauben. In dem eigenen Dasein liege vielmehr der Zweck jedes Geschaffenen, und wenn ein heilsames und harmonisches Wechselwirken des Verschiedenen zwar eine Tatsache sei, die in großem Umfange der Erfahrung vorliege, so ruhe doch der eigentliche Schwerpunkt dieser Naturauffassung nicht in den gegenseitigen Bezügen der einzelnen Wesen zueinander, die wir nur sehr unvollkommen einsehen, sondern in der innern Zweckmäßigkeit jedes einzelnen, dessen verschiedene Bestandteile sich zu dem Ganzen einer festverschlungenen Organisation verknüpfen. Nicht eine äußere Nützlichkeit bilde für jedes Geschöpf den spannenden Punkt, mit Rücksicht auf welchen alle seine Eigenschaften gebildet sind, sondern die Idee seines eigenen Daseins sei der höchste Zweck, zu dessen Erfüllung alle Einzelheiten seines Baues als Mittel zusammenstimmen.

Gewiß möchten wir nicht zu den platten Deutungen zurückkehren, durch welche jene Neigung, äußere Nützlichkeiten als Rechtfertigungen für das Dasein der Dinge aufzusuchen, die Auffassung der Natur verunstaltete. Gleichwohl scheint uns die Einführung eines solchen einheimischen Zweckes, wie ihn die eigene Idee jedes Wesens darstellen würde, an die Stelle jener auswärtigen die Sicherheit der ganzen Ansicht nicht zu erhöhen. Einen überzeugenden Beweis nämlich von der planmäßigen Einheit der Natur und von dem absichtlichen Wirken der schaffenden Kraft würde sie nur dann geben, wenn sie zuvor, von aller Erfahrung noch gänzlich absehend, nachzuweisen vermöchte, welche Arten des Geschehens und welche Formen des Daseins um ihres unbedingten Wertes willen die notwendigen Zwecke jeder Wirklichkeit sein müßten; und wenn sie dann dartun könnte, daß nur solche Ursachen und Wirkungen, die der Erfüllung dieser Aufgaben dienen, in den Zusammenhang des Naturlaufs aufgenommen,

alle andern, an sich weder undenkbaren noch unmöglichen, von ihm ausgeschlossen sind. Nur auf diesem Wege würde sie in uns die Überzeugung vorbereiten, daß diejenigen Erscheinungen, deren innere Harmonie sie uns später zu bewundern ermahnen will, ein Recht besitzen, als Selbstzwecke nur der Entfaltung ihrer eigenen Idee zu leben. Aber die gewöhnliche Betrachtung verfährt anders. Sie nimmt im Gegenteil viel zu früh und zu arglos Rücksicht auf die Tatsachen, welche sie verwirklicht vor sich sieht, und indem sie denjenigen Ablauf der Ereignisse, in welchem wir uns gewohnheitsmäßig wie in unserm Lebenselement bewegen, unbesehen für einen empfehlenswerten oder für den vollkommensten aller denkbaren Zustände hinnimmt, kann es ihr dann freilich nicht schwer fallen, die lückenlose Zweckmäßigkeit aller Natureinrichtungen zur Herbeiführung desselben darzutun.

Ich meine: wenn wir einmal in jeder Tiergattung neben den offenbaren Zweckmäßigkeiten ihrer Bildung, die wir verstehen, auch alle die Wunderlichkeiten derselben, die wir nicht verstehen, wenn wir neben der gelenken Leistungsfähigkeit des Tieres nach einer Richtung hin auch seine sichtliche Unbehilflichkeit nach einer andern, neben seiner Selbsterhaltungskraft gegen die eine Klasse äußerer Störungen auch seine völlige Wehrlosigkeit gegen eine andere, wenn wir also diese ganze Summe von Bejahungen und Verneinungen, wie sie der Erfahrung vorliegt, alles Glück und unvermeidliche Elend, gleich mit in die Bestimmung eines Tiergeschlechtes aufnehmen und in dieser Gesamtheit die Idee erblicken, zu deren Verkörperung es berufen ist: dann ist es freilich leicht zu zeigen, daß zur Erfüllung dieser Aufgabe alle Einzelheiten der Organisation mit vollkommenster Zweckmäßigkeit zusammenstimmen. Denn solange alles, was ist und geschieht, genau das Maß und die Art der Wirkung ausübt, die ihm nach allgemeinen Gesetzen zukommt, solange wird jeder zustande gekommene Erfolg genau das und weder mehr oder weniger als das enthalten, was seine vorangehenden Ursachen befahlen, und umgekehrt werden die Ursachen weder mehr noch weniger, noch

anderes, sondern genau nur das begründen, was im Erfolge später zum Vorschein kommt. Sobald wir daher einmal den Erfolg unter den Gesichtspunkt eines zu erfüllenden Zweckes rücken, so wird uns allemal und notwendig die Summe seiner Ursachen nicht nur als ein genau auf seine Erfüllung berechnetes, sondern selbst als das einzige für diese Aufgabe zulängliche System von Mitteln erscheinen müssen. Was wir daher an solcher einheimischen Folgerichtigkeit eines Geschöpfes irgendwo bemerken, kann seine Entstehung aus einer berechnenden Vernunft nicht eher beweisen, als bis uns überzeugend dargetan wäre, daß die ganze Bildung des Geschöpfes, so wie sie vor uns steht, ein Recht habe, nicht nur als unvermeidlich gewesener Erfolg, sondern als vorbestimmter Zweck betrachtet zu werden. Für sich allein würde jene Folgerichtigkeit uns nicht einmal gegen das traurige Witzwort schützen, daß auch der Bucklige vollkommen zweckmäßig gebildet sei für einen Buckligen. Und wäre endlich die Welt eine ganz andere, von andern Geschöpfen erfüllt, von andern Ereignissen bewegt, wäre sie aus dem wüstesten Zufall oder aus vielen Zufällen entsprungen: diesen formellen Charakter zweckmäßiger Übereinstimmung mit sich selbst würde sie immer besitzen; alles, was einmal in ihr zu existieren und sich zu erhalten vermöchte, würde der knappe und genaue Ausdruck seiner Ursachen, diese Ursachen stets das zureichende, einzig zweckmäßige System der Mittel zu seiner Verwirklichung sein. Kaum bedarf es endlich einer besonderen Erwähnung, daß auch alle Ereignisse, wie sie auch immer verlaufen möchten, für den danach Suchenden immer irgend einen Sinn auszudrücken scheinen würden, und daß sie folglich stets auch sich als die vorbedachten und vorausbestimmten Erscheinungsformen eben der Idee fassen lassen müßten, welche sie zufällig im Geiste des Beobachters erwecken. In dies nichtssagende Spiel würde auf diesem Wege jene Ansicht verlaufen.

Sie selbst freilich wird diesen Einwürfen mit der Antwort begegnen, daß sie diesen Weg nicht gehe oder doch höchstens ihn

als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen benutze. Sie wird unbedenklich zugeben, daß zu jedem Erfolge sich die Summe der Ursachen, die ihn wirklich hervorbringen, allemal wie ein fein berechnetes System von Mitteln zu seinem Zweck verhalte; aber eben deshalb gründe man nicht auf diese bloß formelle Zweckmäßigkeit, die in dem Sinnlosen und Kranken ebenso vorkomme, wie im Sinnvollen und Gesunden, jene Meinung von dem Ursprunge der Natur aus der Einheit einer zwecksetzenden Weisheit. Man gründe sie vielmehr auf den bedeutungsvollen Inhalt der vorhandenen Erfolge, der ein absichtloses Zusammentreten der Ursachen zu seiner Verwirklichung ganz unwahrscheinlich mache. Betrachtet man ein einzelnes Organ eines Tierkörpers, so mag man hier noch den Versuch wagen, seine Verrichtung nur als Folge seiner Struktur, nicht seine Struktur als vorbedachtes Mittel seiner beabsichtigten Funktion zu fassen. Man mag sagen, ein Bild entwerfe sich auf der Netzhaut, weil die mechanischen Kräfte des Tierkeimes, wie er nun einmal war, nicht umhin konnten, vor derselben ein lichtbrechendes Auge zu bilden; sucht die Hand den Gegenstand unwillkürlich zu umspannen, der ihre empfindliche Innenhaut reizte, so mag diese Bewegung nur der unvermeidliche Effekt einer Mitteilung des Reizes sein, die bei der bestehenden Verbindung zwischen sensiblen und motorischen Nerven nicht zu verhindern war; kurz es mag so sein, wie schon Lucretius versichert: die Tiere mögen schreiten können, weil sie Knie haben, aber nicht Knie haben, damit sie schreiten können. Wieweit werden wir aber diese Betrachtungsweise fortzusetzen Lust haben? Die Organisation besteht nicht bloß in einer Anhäufung solcher Paare von Strukturverhältnissen und den aus ihnen fließenden Leistungen, sondern darin, daß unzählige solcher Paare selbst wieder untereinander in einer Form verbunden sind, die ihr Zusammenwirken zu einem in sich übereinstimmenden Lebensplane möglich macht. Ist es nun glaublich oder denkbar, daß ohne eine leitende Absicht in derselben körperlichen Masse, in welcher sich hier ein spiegelndes Auge bildet, dort ein greifendes Glied

entstehe, fähig, die gesehenen Gegenstände zu fassen? an einem dritten Ort die Zähne, um das Erfaßte zu zerkleinern? an einer vierten Stelle die Verdauungsorgane, geschickt, die Nahrung zum Vorteil dieser ganzen Anhäufung von Teilen zu verarbeiten? Und dieser sichtlich vorausberechnete Zusammenhang der Teile kehrt unablässig auch in der Bildung der einzelnen Organe wieder. Und wieder werden wir fragen, ob es glaublich sei, daß ohne eine lenkende Absicht ein Haufen von Elementen sich zusammengefunden habe, dessen blinde mechanische Weiterentwicklung die Entstehung durchsichtiger, durchscheinender und undurchsichtiger Häute, mehr oder weniger lichtbrechender Mittel und zugleich die gegenseitige Lagerung dieser Teile in solchen Stellungen und Entfernungen herbeiführen mußte, wie sie eben nötig war, damit ein dieses Auge treffender Lichtkegel sich auf dem Hintergrunde desselben wieder in einem kleinsten Punkte vereinigte?

Wir leugnen nicht, daß in dem einmal vorhandenen Zusammenhange der Welt die organische Bildung sich nur durch eine mechanische Tradition fort erhält; aber die erste Stiftung jener Keime, in deren blinder und notwendiger Entfaltung der Naturlauf jetzt besteht, glauben wir nicht ohne die Voraussetzung eines ordnenden Bewußtseins einzusehen. Und nun allerdings, nachdem wir einmal auf diese leitende Hand hingewiesen sind, tun wir jenen uns getadelten Rückschluß: wir glauben an ihre Mitwirkung, auch wo wir sie nicht sehen. Denn wohl können wir uns vorstellen, daß es für die Mängel des Weltlaufs, die der Allgegenwart einer zwecksetzenden Weisheit zu widerstreben scheinen, eine uns unbekannte Rechtfertigung gibt, beruhend in dem Inhalt eines Planes der Wirklichkeit, den ganz zu durchschauen wir uns nicht rühmen; unerklärbar dagegen erscheint uns ohne jene Weisheit jede einzelne Trefflichkeit und Vernünftigkeit, die doch dem unbefangenen Sinne aus so unzähligen Beispielen entgegenleuchtet. Und überdies, selbst da, wo wir uns bescheiden, den Inhalt der Weltzwecke nicht zu verstehen, begegnen wir doch überall solchen Formen des

Daſeins und Geſchehens, die ihre Abkunft aus einer zuſammenfaſſenden Abſicht deutlich genug verraten. Zerfällt doch die Menge der vorhandenen Weſen in Gattungen und Arten, die erſichtlich und ungeſucht ſich in eine Stufenreihe mehr oder minder verwandter Bildungen gliedern; wie dunkel auch Plan und Regel dieſer Reihe ſein mag, eben ſo überwältigend iſt doch der Geſamteindruck, den ſie gibt, der einer Einheit des bildenden Willens, einer überall hindurchblickenden Beſtändigkeit, welche nicht die Mannigfaltigkeit des Wirklichen in unvergleichbare Einzelheiten auseinanderfallen läßt, ſondern ſie zu einem geordneten Reiche der Dinge verbindet.

Auf ſolchen Betrachtungen beruht die nachhaltige und überredende Kraft, mit welcher dieſe Naturanſicht ſich gegen alle Einwürfe immer wieder geltend zu machen weiß. Ohne Zweifel wird auch die mechaniſche Anſicht das Gewicht dieſer Gründe zuletzt anerkennen müſſen, aber es iſt von Wichtigkeit, daß dieſe Anerkennung nicht zu früh komme, und gegen den Ausdruck freilich, den wir jetzt der Meinung von einer organiſchen Einheit der Natur gaben, wird jene unerwartet viel mit Recht einwenden.

Sie wird zuerſt nicht ohne Grund bemerken, daß unſere Bewunderung der Naturerzeugniſſe häufig nicht ſowohl von der innern Bedeutſamkeit ihrer Formen, als vielmehr von der bloßen Vielheit der Teile ausgeht, die wir zu einem Ganzen verbunden ſehen, und von der Mannigfaltigkeit und Abwechſlung der Bewegungen, die aus ihrer Vereinigung entſpringen. So wie uns die Größe der Dinge an ſich ſchon imponiert, ſo imponiert uns auch die Anzahl und Buntheit ihrer innern Verhältniſſe, gleichviel noch welches die herauskommende Endform des Erfolges iſt; und überall, wo wir in kleinen Rahmen ſehr vieles geſchehen ſehen, ſind wir heimlich geneigt, den erzeugenden Grund in einer Kraft zu ſuchen, deren Würde die Natur bloß phyſiſcher, abſichtsloſer Wirkſamkeiten überſteigt. Und doch wiſſen wir und vermögen es wiſſenſchaftlich zu beweiſen, daß eine ſehr kleine und

unscheinbare Anzahl von Elementen und sehr ungesuchte Verhältnisse zwischen ihnen den vollkommen zureichenden Grund zu einem unendlichen Spiele höchst mannigfaltiger und wechselreicher Entwicklungsformen enthalten können, in denen, wenn sie verwirklicht vor uns ständen, der menschliche Geist das Walten einer berechnenden Absicht unwidersprechlich zu erkennen glauben würde. Wer sich erinnert, daß kein organisches Geschöpf plötzlich fertig entsteht, sondern daß wirklich der Naturlauf selbst es mit Mühe und auf langen Umwegen aus seinem Keime erzieht, der wird doch oft noch geneigt sein, sich diesen Keim selbst zu verwickelt vorzustellen; indem er in ihn hinein die Fähigkeiten zu jedem Detail der spätern Entwicklung zurückverlegt — als würden sie nicht erst durch die Wechselwirkungen des sich Bildenden mit den äußern Bedingungen der Reihe nach erzeugt und gesteigert —, wird es ihm allerdings unglaublich vorkommen, daß zu dieser geheimnisvollen Gesellung jemals die Elemente ohne eine höhere Absicht sich sollten zusammengefunden haben. Die bessere Kenntnis der mannigfachen Erfolge, die aus verhältnismäßig sehr einfachen Ursachen entspringen können, wird nach und nach dies Bedenken schwächen, ohne es je ganz zu heben. Denn immer wird man wiederholen: wie einfach nun auch die ersten Keime der Naturerzeugnisse gewesen sein mögen, stets bleibe es ein unbegreifliches Wunder, wie aus der unendlichen Anzahl denkbarer Zusammenwürfelungen der Elemente, welche der Zufall hätte herbeiführen können, gerade diese sinnige Auswahl den Zugang zur Wirklichkeit gefunden habe.

Aber in dieser Verwunderung kann doch die mechanische Ansicht eine falsche Voraussetzung nachweisen. Denn in der Tat wäre unser Erstaunen nur dann gerechtfertigt, wenn wir fänden, daß alle jene andern weniger sinnigen oder sinnlosen Gesellungen der Elemente von allem Anfang an abgehalten worden wären, ihr Glück zu versuchen und in der Wirklichkeit so viel Platz einzunehmen, als ihnen ihre Fähigkeit da zu sein verstattet hätte. Wäre die vorhandene Welt in Wahrheit ein solcher kleiner Aus-

zug aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten, und hätte das, was zu ihrem Zusammenhange nicht paßt und nicht in ihr vorkommt, niemals auch nur Anstalt dazu gemacht, da zu sein, dann freilich würden wir diese Auswahl des Verwirklichten nur einer zweckſetzenden und auf ihre Zwecke sich beschränkenden Vorsehung zuschreiben müssen. Aber wir vermögen nicht einzusehen, wodurch die Erfahrung zu einer solchen Voraussetzung nötige oder berechtige. Machen wir sie aber nicht, dann können wir mit Recht erwidern, daß zu einer Aussonderung weniger Fälle aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten keine andere Zensur, Kritik und Auswahl nötig ist als die, welche der mechanische Zusammenhang der Dinge ohnehin von selbst ausüben muß.

Gehen wir nämlich von der Vorstellung eines Chaos aus und fassen dies so chaotisch wie möglich, nehmen wir also an, daß in ihm durchaus keine vorwiegende Neigung zu irgend einer bestimmten Gestaltung vorhanden, sondern daß, wie es die Atomistiker des Altertums ausdrückten, alles in ihm auf einerlei Weise nach allerlei Richtungen durcheinander bewegt gewesen sei: so wird in einer solchen Gärung jede Kombination zweier oder mehrerer Elemente vollkommen die gleiche Wahrscheinlichkeit haben, wie jede andere Verknüpfung gleich vieler. Aber die Schicksale dieser Gebilde werden doch sehr verschieden sein. Zwar wird keins von ihnen durch eine auswählende Vorsicht noch vor der Schwelle des Daseins abgewiesen werden, aber unzählige können von der Art sein, daß die eigene Gesetzlichkeit des Mechanismus, welcher die Gegenwirkungen aller beherrscht, ihnen keine Dauer und keine Entwicklung erlaubt. Hinfällige Erzeugnisse, verschwinden sie entweder sofort wieder aus Mangel an einem innern Gleichgewichte, das ihre Erhaltung verbürgte, oder sie sind vielleicht selbst dazu verurteilt, nicht einmal einen kurzen Augenblick wirklicher Existenz zu besitzen, sondern in dem Strome des Werdens stets nur als bevorstehende aber unvermeidlich vor ihrer Vollendung wieder zerfallende Erzeugnisse sich zu verbergen. Das andere aber, was sich in Verhältnissen zusammenfand, die wenigstens seinen Eintritt

in die Wirklichkeit gestatteten, erfährt dennoch ein sehr verschiedenes Glück. Es ist nicht so, wie die Verteidiger der planvollen Einheit der Natur zuweilen es erscheinen lassen; nicht jedes dieser zur Wirklichkeit berufenen Gebilde überrascht uns mit gleich deutlichen Spuren seiner vernünftigen Absichtlichkeit. Neben dem Verwickelten, Mannigfaltigen, in seiner Mannigfaltigkeit dennoch Gesetzmäßigen und Ideenvollen, stehen auch die einfachen entwicklungslosen und starren Existenzen, deren Entstehbarkeit aus der Laune des Zufalls kaum jemand leugnen dürfte. Selbst das Lebendige enthält eine Vielheit der Gattungen von verschiedenem Werte, manche haltlos in sich selbst, zu rascher Vergänglichkeit bestimmt, obwohl im Laufe der Ereignisse ebensoleicht sich erneuernd, andere von größerer und feinerer Verkettung ihrer Teile, zu mannigfaltiger Harmonie einander durchkreuzender Verrichtungen zusammengefügt. Überblicken wir die Schöpfung, so bietet sie nicht nur einen Auszug des Vorzüglichsten, sondern Großes und Kleines, Einfaches und Verwickeltes, Vollkommenes und Unvollkommneres steht so nebeneinander, wie man sich eben denken kann, daß es zusammen aus dem unparteiischen Zufalle des Chaos entsprang. Nur eins fehlt dieser mannigfaltigen Welt: das Verkehrte und in sich selbst Zweckwidrige, dem die mechanischen Gesetze um seines innern Widerspruchs willen keine dauernde Wirklichkeit gestatten konnten. Denn vorübergehend allerdings, wie das große Heer der Krankheiten und so viele mißgeschaffene Bildungen zeigen, kommen auch diese widersprechenden Erzeugnisse vor; für alle Gebilde dagegen, die als stehende Gattungsformen zur dauernden Ordnung der Natur gehören sollen, ist innere Zweckmäßigkeit gleichbedeutend mit Möglichkeit. Es ist eine denkbare Annahme, daß dem jetzt vorhandenen Inbegriff der Geschöpfe unvollkommnere Versuche der Natur vorangegangen sind, in der Tat widersprechende ungeheuerliche Bildungen, die ohne zu eigner Fortdauer befähigt zu sein, doch nach ihrem Untergange die Elemente in einer für bessere Erzeugnisse vorbereiteten Verknüpfung zurückließen. Aber ohne dieser mythischen Vorstellung

nachzuhängen, können wir allgemein behaupten: möge das Verkehrte dageweſen ſein oder nicht, ſein Beſtehen wird durch ſeine mechaniſche Unhaltbarkeit verhindert. Die Wirklichkeit aber enthält aus der unendlichen Anzahl der Elementenverbindungen, welche ein vernunftloſes Chaos liefern konnte, nicht eine Auswahl, welche eine berechnende Abſicht getroffen hätte, ſondern die kleinere Summe jener Gebilde, die der mechaniſche Naturlauf ſelbſt in dem unermeßlichen Wechſel ſeiner Ereigniſſe prüfte und als in ſich zweckmäßige zur Erhaltung fähige Ganze von der zerſtiebenden Spreu des Verkehrten ſchied, das er unparteiiſch auch entſtehen, aber ebenſo unparteiiſch auch wieder zugrunde gehen ließ.

Iſt nun dies alles minder wunderbar? wird man uns einwerfen; wie geht es zu, daß eben dieſer mechaniſche Naturlauf ſtets dem Vernünftigen günſtig iſt und das Verkehrte aus der Wirklichkeit ausſcheidet? Fiel doch jene Vernünftigkeit der Dinge, die wir erklären wollten, nicht zuſammen mit dieſer mechaniſchen Widerſpruchsloſigkeit, die man uns unvermerkt an ihre Stelle ſchieben will, ſondern wurde in einer innern Harmonie und Konſequenz geſucht, die, weit entfernt, als bloßer Mangel an Fehlern nur das ſichere Daſein der Erſcheinungen zu verbürgen, vielmehr durch die ſinnvolle Trefflichkeit ihres Inhalts die mannigfaltigſten Elemente zur Führung eines gemeinſamen und bedeutungsreichen Lebens verbindet. Wie könnte der mechaniſche Naturlauf, der ſich befriedigt fühlen muß durch alles, was ſeinen allgemeinen Geſetzen genügt, der Grund dieſes Überſchuſſes an Vollkommenheit ſein? Hierauf wird jedoch die mechaniſche Naturanſicht mit Recht entgegnen, daß die Erfahrung eben dieſe ausnahmsloſe vernünftige Bedeutſamkeit alles Geſchaffenen keineswegs beſtätige, und doch nur dadurch, daß ſie ausnahmslos wäre, würde dieſe Vollkommenheit die Leiſtungsfähigkeit eines bloßen Naturlaufs überſteigen. Es iſt in der Tat gar nicht erweislich, daß alle Teile der Natur auf ideale Bedeutung und beſtimmte Zwecke hinweiſen; neben tauſend Erſcheinungen, die dieſen Eindruck uns allerdings geben, ſtehen tauſend andere, die ſich nur ſo ausnehmen, als ſeien

sie absichtlos entstandene Nebenerfolge einer sich zufällig bildenden Atomenverbindung; Erfolge, die keineswegs einem vorbedachten Plane gemäß entstehen sollten, aber eben entstanden sind, und einmal entstanden sich erhielten, weil sie den mechanischen Bedingungen der Erhaltung nicht widersprachen. So hat der Mechanismus vielleicht vieles erzeugt, woran einer schöpferischen Idee, wenn wir eine solche voraussetzen, nichts gelegen war; und umgekehrt, manches hat vielleicht der Mechanismus nicht realisiert, was die Idee wollte und für dessen Dasein sie sich lebhaft interessiert hätte. Denn in der Tat, wer getraut sich zu beweisen, daß nicht allein alles Wirkliche vernünftig, sondern sogar daß alles Vernünftige wirklich ist? Gehen denn alle schönen Träume aus, und ließe die Wirklichkeit nichts zu wünschen übrig? Fügt nicht selbst unsere Phantasie zu dem Bestande der Naturgestalten selbständig dichtend andere hinzu? Die geflügelten Engelgestalten, an denen unsere fromme Kunst sich erbaut, bietet die Wirklichkeit nicht, und doch wüßten wir nicht nachzuweisen, warum diese Bildung, deren ideale Bedeutsamkeit wir ja unmittelbar durch die Verehrung bezeugen, die wir ihnen widmen, nicht dies wirkliche Dasein verdient hätte. Aber sie mag den Mitteln und den Gesetzen widersprochen haben, die dem Naturlaufe zur Arbeit zu Gebote stehen. Freigebig dagegen bringt die Natur Giraffen und Känguruhs hervor, ohne daß wir begriffen, warum es zum vollständigen Ausdruck der höchsten Idee unerläßlich gewesen wäre, daß auch die merkwürdigen Gangarten, die diesen Tieren das Mißverhältnis ihrer Beine nötig macht, in der Wirklichkeit repräsentiert wären. Ich glaube hier deutlich den entrüsteten Zuruf zu hören, daß ohne Zweifel auch in diesen Tatsachen ein tiefer Sinn liege, wenngleich unsere menschliche Kurzsichtigkeit ihn nicht begreife. Ich will dies nicht bestreiten; ich halte mich an das Zugeständnis solcher Kurzsichtigkeit. Denn davon war jetzt überhaupt für uns die Rede, ob der Glaube an eine allesdurchdringende, zwecksetzende Absichtlichkeit der schaffenden Kraft durch die Erfahrung unterstützt oder erzwungen werde. Wir wollen nicht

leugnen, daß er andere sichere Grundlagen haben mag; aber eine Bedeutsamkeit und eine tiefsinnige Idee der Dinge, welche wir in vielen Fällen durchaus nicht einsehen, kann nicht als ein Erfahrungsbeweis für die durchgängige Vernünftigkeit alles Erschaffenen gelten. Wollen wir den unmittelbaren, noch durch keine Schulansicht umgestalteten Eindruck der Natur aussprechen, so können wir nur sagen, daß vieles zwar zweckmäßig in sich übereinstimmt, ohne daß sein Dasein überhaupt eine besondere Bedeutung zu besitzen scheint, und daß umgekehrt nicht alles, was uns als mögliches Ziel einer zwecksetzenden Absicht erscheinen könnte, verwirklicht ist. Und dies ist das Verhalten, welches wir ganz natürlich erwarten können, wenn wir die Welt aus einem absichtlosen Chaos entsprungen denken, aus dem stets nur das Mögliche und in sich Zweckmäßige, unter diesem aber das Bedeutungslose ebensogern und ungehindert wie das Sinnvollste entstehen wird.

Mit dem allen ist die mechanische Ansicht doch keineswegs imstande, ihre Behauptungen von dem Makel der Unglaublichkeit zu befreien. Allerdings wird man ihr zugeben müssen, daß jedes Geschöpf, selbst jedes organisch lebendige, aus Elementen besteht, die nicht immer so zusammen waren, sondern die selbst eine schaffende Absicht, wenn sie bei Begründung der ersten Keime tätig war, doch erst zusammenführen mußte. Es war also diesen Elementen doch möglich, so zueinander zu geraten, und weder der Weg, den sie von ihrem früheren Orte aus zu dieser Vereinigung zurückzulegen hatten, noch die vereinigende Bewegung selbst konnte ihrer Natur oder den mechanischen Gesetzen widersprechen, denen diese unterworfen ist. Und dann kann man fortfahren und behaupten, daß jede Bewegung, welche den Elementen durch den Anstoß einer ordnenden Hand gegeben werden kann, ihnen immer auch möglicherweise durch den absichtlosen Anstoß eines Zufalls muß gegeben werden können. In der Tat bedurfte es nur einer gewissen Reihenfolge von Windstößen in wechselnder Richtung, um

aus den einzelnen Sandkörnchen, die jeder von ihnen forttrieb, die Massen der Pyramiden allmählich aufzubauen. Von der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit solcher Argumente wendet sich die andere Ansicht stillschweigend ab; sie verlangt neben der bloßen Nichtunmöglichkeit noch positive Zunötigungen zu sehen, welche die Elemente des Chaos gerade in diese bestehenden Verbindungen getrieben haben, neben denen ja die mechanische Ansicht selbst eine unendliche Menge anderer gleich möglicher zugibt.

Und wirklich ist es hier Zeit, eine ganz ungehörige Voraussetzung zu widerrufen, die wir oben uns gefallen ließen, und nach deren Wegfall die mechanische Lehre erst imstande sein wird, das Gewicht der ihr gemachten Vorwürfe abzulasten. Es ist offenbar nichts mit jener Redensart der Atomistiker des Altertums, daß im Ursprunge der Welt Unendliches auf unendlich verschiedene Weise nach unendlich verschiedenen Richtungen bewegt und gemischt gewesen sei. Niemand, der sich selbst klar sein will, wird sich eine Vorstellung von der Existenz einer solchen unendlichen Anhäufung unzähliger Möglichkeiten machen können. Wie mannigfach man sich auch die ursprünglichen Verhältnisse der Elemente denken mag: sie setzen doch immer einen Gesamtzustand der Welt zusammen, der ausschließlich vorhanden war, und unmöglich konnten die andern unendlich vielen Weltzustände, die da hätten da sein können, wofern jener nicht gewesen wäre, mit ihm zugleich da sein. Jener Abgrund der Unbestimmtheit daher, wie wir ihn früher als Chaos bezeichneten, ist ein undenkbarer Gedanke, und jeder Versuch, die Entstehung der Naturformen sich zu verdeutlichen, muß von irgend einem bestimmten Urzustande ausgehen, der, weil er dieser und kein anderer war, vieles an sich mögliche von allem Anfang an von der Wirklichkeit ausschloß, zu anderem dagegen nicht bloß die leere Möglichkeit, sondern einen mehr oder minder unmittelbaren und dringenden positiven Verwirklichungsgrund enthielt. Und wie wird nun die mechanische Ansicht sich diesen Urzustand denken?

Sie hat vor allem keinen Grund und kein Recht, in die An-

nahme der alten Atomistik einstimmen, welche die Elemente als wesentlich gleiche, nur in ihren Formen verschieden zugeschnittene Bausteine nahm; eine Annahme, die selbst nur jenem mißverständlichen Streben nach Einheit entspringt, dem jede Fülle ursprünglicher Vielheit zuwider ist. Sie wird im Gegenteil eine ungezählte Mannigfaltigkeit ursprünglich verschiedener Elemente voraussetzen, die nicht nur äußerlich von einer gestaltenden Bewegung ergriffen und zusammengefügt werden, sondern deren eigentümliche Kräfte auf die Erfolge ihres Zusammenkommens von wesentlich mitbestimmendem Einfluß sind. Und diese Kräfte selbst hängen nicht wie später gekommene willkürlich verliehene Fähigkeiten um sie her, sondern sind der Ausdruck vielfacher inneren Zustände, die freilich auf dem Gebiete räumlicher Erscheinung keine andere Form der Äußerung finden können, als die monotone der Anziehungen und Abstoßungen, auf die alle physischen und chemischen Wirkungen zurückführbar sind. Am wenigsten endlich hat die mechanische Ansicht Veranlassung, in die Fußtapfen des ihr völlig gleichgültigen Materialismus zu treten, mit dem ein geläufiges Mißverständnis sie in Zusammenhang zu bringen pflegt. Wie sie die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Tatsache anerkennen muß, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglichen übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wechselwirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen läßt, den Funken dieses innern Lebens schon regsam zu denken. Nicht so freilich, als könnte sie die Macht des Geistes als *einen* belebenden, waltenden Hauch, als *einen* Lichtnebel fassen, der die Natur durchwogte, sondern sie löst dies schwebende Wehen in eine unzählbare Menge scharf begrenzter strahlender Punkte auf, deren jeder unteilbar in sich selbst eines der wechselwirkenden Atome bildet, die in Wahrheit die tätigen Ursachen der Erscheinung sind. Erweitern wir so die ursprünglich gegebenen Elemente des Weltgebäudes, so verengert sich dementsprechend das Gebiet des Zufalls. Nicht von dem gestaltlosen Wirbel einer Bewegung, welche die Atome äußerlich gegenein-

ander treibt, erwarten wir aus dem Stegreif die sinnigen Formen kristallisieren zu sehen, welche die Natur füllen: nicht so als wäre mit dem Aufhören des Stoßes, der tausend träge und geduldige Bestandteile zu einer ihnen allen gleichgültigen Berührung trieb, der Aufbau eines organischen Keimes oder auch nur einer unorganischen Gestalt beendigt. Hier, wie im geistigen Leben, gilt uns jener äußere Antrieb nur als eine Veranlassungsursache, die verschiedene Wesen einander so weit annähert, daß eins in den Wirkungskreis des andern fällt; die innere Kraft beider und die nun aufwachende lebendige Beziehung ihrer Naturen ist es, die den weitern Fortgang der Entwicklung bestimmt und ihn zu viel größerem Reichtum der Form und zu unendlich größerer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anstoß der äußern Bewegung für sich allein jemals genügt hätte.

Man kann zweifeln, ob selbst diese innerliche Lebendigkeit einer Menge doch immer zerstreuter Elemente uns die übereinstimmende Harmonie der aus ihnen entspringenden Bildungen erklären könne; eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß in allen Elementen eine gewisse Zweckmäßigkeit des Wirkens nicht nur mit den Grundvorstellungen der mechanischen Ansicht vereinbar, sondern kaum mit Recht von ihnen trennbar ist. Darin stimmen wir alle überein, daß die Kräfte, mit denen die Dinge wirken, nicht ihrer schon fertigen Natur nachträglich eingeprägt sind; wer von der Kraft eines Elementes spricht, meint unmittelbar damit, sie sei *seine* Kraft, nicht in dem Sinne eines zufälligen Besitzes, der auch fehlen könnte, sondern so, daß sie nur der notwendige und konsequente Ausfluß seines eigenen Wesens sei. Aber auch dies drückt noch nicht vollständig die Meinung aus, die wir zu hegen haben und wirklich hegen. Wenn jemand behauptete, eben diese eigene innere Notwendigkeit und Konsequenz jedes Wesens füge es nun so, daß alle seine Rückwirkungen auf äußere Reize nur zu seiner eignen Vernichtung oder doch zur Verschlechterung seiner innern Zustände führen müßten, so würden wir an dem unwillkürlichen Widerstreben gegen die Ungereimtheit dieser Meinung inne werden,

wie ſicher wir im ſtillen das entgegengeſetzte Verhalten voraus-ſetzten. Wir werden zugeben, daß zwar in einem zuſammen-geſetzten Gebilde die gegenſeitige Stellung der Teile ſich ſo un-heilbar verſchieben könne, daß jede noch verſuchte Rückwirkung des Ganzen nur ſein Verderben beſchleunigt; aber wir werden nicht zweifeln, daß jedes einfache Weſen doch an ſich nur ſolche Wir-kungen entfalten werde, die geeignet ſind, die zufällige Lage, in die es geraten iſt, mit den Bedingungen ſeiner Fortdauer aus-zugleichen. Soweit ſeine Tätigkeit ſich auf dieſe Aufgabe der Selbſterhaltung bezieht, wird ſie uns als eine notwendige und ſelbſtverſtändliche erſcheinen; mit geringerer Sicherheit werden wir die Vermutung hinzufügen, daß ſie zugleich ein Streben der Selbſtentwicklung und Vervollkommnung einſchließe. Freilich der Name des Strebens wird doch dem, was wir meinen, nicht eigent-lich zukommen. Denn ohne von außen angeregt zu ſein, wird jedes Weſen auch für uns in der Ruhe ſeines urſprünglichen Zu-ſtandes verharren, und jede Rückwirkung nur durch einen äußern Reiz ihm abgewonnen werden. Und ſie ſelbſt, dieſe Rückwirkung, wird nicht eine planvolle Tätigkeit ſein, welche die Phantaſie des Weſens hinblickend auf ein ihr vorſchwebendes Bild einer gün-ſtigeren Lage aus ſich entwickelte; ſie bleibt vielmehr ſtets die notwendige und unvermeidliche Folge aus dem Zuſammentreffen der Natur gerade dieſes Weſens mit gerade dieſem Reize. Und eben deswegen, beſchränkt auf die Aufforderung, die ihr zuteil wird, muß dieſe Wirkſamkeit ſich begnügen, das kleine Element von Zweckmäßigkeit hervorzubringen, das durch dieſe Aufforderung motiviert wird; zwar bereit, einem folgenden Reize mit einem eben-ſo zweckmäßigen zweiten Element des Wirkens zu antworten, wird ſie doch aus ſich ſelbſt heraus keine weitgreifenden Plane zu-ſammenhängender Entwicklung ſpinnen.

Ohne nun dieſe Anſicht von einem Prinzip des Fortſchrittes, das in jedem Seienden liege, als eine theoretiſche Lehrmeinung aufzuſtellen, dürfen wir doch verſuchen, ſie unter die Hilfsmittel unſerer Erklärungen aufzunehmen. Denn unter den unzähligen

ursprünglichen Tatsachen, deren irgendwelche wir voraussetzen müssen, dürfen die vernünftigen und sinnvollen nicht vorzugsweise zugunsten der sinnlosen ausgeschlossen werden. Mehr aber behaupten wir nicht, als daß dieser Zug innerlicher Zweckmäßigkeit zu jener tatsächlichen Natur der Wesen gehöre, auf welche die mechanische Ansicht ihre Gesetze anwendet. Angewandt auf eine solche Natur, werden diese Gesetze zu einer sinnvollen Formenwelt führen, mit derselben Notwendigkeit, mit der sie, auf eine andere ursprüngliche Natur der Elemente bezogen, zwar auch ein mannigfaltiges Reich von Gestalten, doch nicht dieses erzeugt haben würden, dem unsere Bewunderung und unser untersuchendes Interesse gilt.

Vielleicht scheint manchem diese Betrachtung plötzlich ganz die Grenzen dessen zu verrücken, was auch unser Sprachgebrauch bisher mit dem Namen des Mechanismus bezeichnete. Man wird glauben, das Tor einer mystischen Schwärmerei aufgetan zu sehen, die alle früher so scharf begrenzten Umrisse unserer Überzeugungen zu verwischen drohe. Dennoch haben wir hier nur einen Zug hervorgehoben, der unsern Gedanken immer zugrunde lag, und dessen keine noch so streng mechanistische Ansicht sich zu entschlagen nötig hat. Jede Rechnung, sobald sie mehr als eine Betrachtung reiner Zahlenverhältnisse sein, sobald sie Anwendung auf Wirkliches gewinnen will, muß die Natur dieses Wirklichen als unabhängig gegeben voraussetzen. Was die Dinge an sich selbst sein mögen und wie sie im Sinne haben, aufeinander zu wirken, das ist ihre eigene Sache, und keine mechanische Theorie kann im voraus die Tiefe ihres Wesens ermessen und ihnen vielleicht nur einige wenige Eigenschaften, nur wenige einfache Wirkungsformen mit Ausschluß anderer zugestehen wollen. Erst in dem Augenblicke, wenn diese Eigenschaften und Wirkungsweisen als Größen, und zwar als solche Größen auftreten wollen, die auf einen gemeinsamen Maßstab der Einheit zurückführbar sind, erst dann wird der Mechanismus dem an sich nicht durch ihn bestimmbaren Wesen der Dinge bemerklich machen dürfen, daß es mit diesem Schritte sich für die Zukunft gebunden hat, und daß ihm der

Wert und die Endform seiner Wirkungen von jetzt an durch die allgemeinen Gesetze zugemessen werden, die überall das Ergebnis jeder bestimmten Beziehung zwischen Größen beherrschen. Mit welchen Eigenschaften also, mit welchen innern Trieben die Natur der Dinge dieses Gebiet der Berechenbarkeit betreten will, bleibt ihr selbst überlassen; nachdem sie sich aber einmal zu einer bestimmten Form ihres Seins und Wirkens bekannt hat, kann sie nicht mehr verhindern, daß die Gesetzlichkeit des Mechanismus ihr in jedem Falle nach allgemeinen Regeln die Konsequenz ihres Geständnisses ziehe. Eine philosophische Betrachtung mag sich an der Frage versuchen, welche Natur und welche Triebe zu haben den Dingen in dem vernünftigen Zusammenhange der Welt erlaubt sei; die Naturforschung hat immer nur zu untersuchen, welche Weisen der Tätigkeit wirklich vorkommen oder zur Erklärung der Tatsachen vorausgesetzt werden müssen; aber sie verkennt ihre Aufgabe, wenn sie mehr als eine Bearbeitung der Data sein will, die ihr von der Natur der Dinge geliefert werden. Ein solcher zugleich engherziger und unbesonnener Übergriff war es, wenn die mechanischen Theorien der Vorzeit die Elemente, aus denen sie die Welt zu erbauen dachten, von jeder innern Eigentümlichkeit, jeder verborgenen Eigenschaft ihres Wesens völlig zu entleeren suchten und sie nur als gleichartige im Raum zerstreute Anknüpfungspunkte für Wirkungen, ja nicht dies einmal, sondern nur als Punkte fassen wollten, die einen Stoß aufzufangen und dadurch in Bewegungen zu geraten fähig wären. Es ist nur ein geringer Schritt der Umkehr, die innere Leerheit dieser Punkte wenigstens mit anziehenden und abstoßenden Kräften wieder zu füllen, solange auch diese Kräfte nur als hinzukommend, nicht als hervorgehend aus der Natur der Elemente gelten sollen. So wenig die Naturwissenschaft als solche sich mit den innern Zuständen der Dinge zu beschäftigen hat, die sie nicht beobachten kann, so sehr müssen wir doch bei der Bildung unserer höchsten Grundbegriffe auf das Dasein dieses innern Lebens Bedacht nehmen, und anstatt es zu leugnen, haben wir uns vielmehr auf

seinen größten Reichtum gefaßt zu machen, um überall, wo in Zukunft seine Einflüsse auf den Gang der Erscheinungen deutlicher hervortreten sollten, unsere Auffassungsweisen bis zur Möglichkeit einer Verwertung derselben zu vervollkommnen.

An jener leeren Stelle nun, welche die mechanische Ansicht lassen muß, setzen wir unsere Vermutung ein. Können wir nicht im voraus bestimmen, welcherlei Rückwirkungen jedes Wesen im Zusammenstoß mit andern entfalten, und welchen Stoff es mithin der Berechnung darbieten werde, so können wir uns als Hypothese über diesen unbekannten Punkt die Annahme gestatten, daß ein Zusammentreffen oder eine Reihenfolge verschiedener Bedingungen, die auf ein Element wirken, in ihm Tätigkeiten entzünde, die neben der Selbsterhaltung eine Vervollkommnung der innern Zustände erstreben. Nur den falschen Nebengedanken müssen wir abhalten, als gäbe nun dies Bestreben des einzelnen Wesens ihm zugleich eine beschränkte Macht über andere. Wäre dies Wesen eine Seele, und hätte das Zusammensein mit andern Elementen in ihr das Streben erzeugt, sich durch Umgebung mit einem geordneten System von Stoffen eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verschaffen, so würde doch daraus der Seele noch keine schrankenlos gestaltende Kraft erwachsen, so daß ihrem Walten gehorsam der organische Leib entstände. Eine hinauswirkende Kraft wird doch jeder innere Zustand des einen Wesens nur besitzen, wenn die allgemeine Gesetzlichkeit des Naturlaufs es gestattet und befiehlt, daß ihm ein anderer Zustand eines andern Wesens nachfolge; und so werden auch hier die umgebenden Elemente nicht dem Wunsche der Seele zu Liebe sich in eine ihr angenehme organische Form verbinden, sondern nur dann und nur soweit werden sie ihm gehorchen, als sie gezwungen werden und als die verlangte Form ihren eigenen innern Zuständen dieselbe Befriedigung gewährt. Ungebrochen wird daher die strenge Notwendigkeit des Mechanismus noch immer über die Bildung der Dinge herrschen, nur daß sie nicht ausschließlich an äußere Zustände andere äußere Zustände knüpft, sondern an jedem Punkt ihres

Verlaufes in das Innere der Elemente hinabsteigt und den vernünftigen Regungen, die sich dort entwickeln, einen gesetzlich abgemessenen Einfluß auf die Gestaltung der weitern Zukunft zugesteht. Einzelne glückliche Fälle wird es daher geben können, in denen viele Elemente, ursprünglich durch einen Zufall zusammengeführt, in einer und derselben Anordnung, der sie sämtlich zustreben, alle zugleich die Befriedigung der neuen Bedürfnisse finden, die ihre Begegnung in ihrem Innern erweckte. Diese glücklichen Erzeugnisse, in welchen sich das, was für die einzelnen Teile zweckmäßig ist, zum zweckmäßigen Gleichgewicht eines Ganzen summiert, werden die lebendigen Geschöpfe sein, und ebenso wie hier ihre erste Entstehung, werden wir auch den Mechanismus ihrer Fortpflanzung und Erhaltung von dieser innern zweckmäßigen Regsamkeit durchdrungen glauben.

Wir können uns Sinn und Hergang solcher Ereignisse verdeutlichen, wenn wir uns der Schicksale und der Formen geselliger Bildung erinnern, die aus der Begegnung menschlicher Persönlichkeiten entspringen, und die ja eine überall verbreitete Meinung auch am richtigsten durch die Benennung organischer Gestaltungen zu bezeichnen glaubt. Weder eine Reihe äußerer Anstöße fügt aus dem Stegreif augenblicklich die Vielen in zufriedenstellende Formen des Verkehrs zusammen, noch findet ihr eigener innerer Trieb ohne Umwege die passende Ordnung ihres Zusammenseins heraus, in der sie ruhen könnten; ebensowenig endlich ist die Organisation der Gesellschaft das Werk einer bewußten künstlerischen Absicht, die von Anfang an planmäßig wirkend, außer und über den einzelnen schwebend, sie in die ihnen zukommenden Stellungen gerückt hätte. Jede Berührung zufälligen Ursprunges erregt in denen, die ihr ausgesetzt waren, Eindrücke und Rückwirkungen, die zunächst nur atomistisch eine Befriedigung der augenblicklich entstandenen Wünsche und Bedürfnisse suchen und in diesem Suchen teils die äußere Lage der Umstände verschieben, teils selbst neue Gefühle von den Vorteilen und Nachteilen der erfolgten Verschiebung erhalten. Häufig in Widerspruch untereinander, bedingen diese innern

Bewegungen der einzelnen manche vorübergehende gesellige Einrichtung, deren Gewinn und Druck immer von neuem wieder auf die ganze verbundene Vielheit und auf jeden einzelnen in ihr zurückwirkt, bis endlich nach vielen Wandlungen sich haltbarere Formen des Zusammenlebens festsetzen, in denen die Bedürfnisse der Teile in Einklang mit den Daseinsbedingungen des Ganzen gesetzt sind. So verband also eine zufällige Berührung das innere Leben der Geister zu einer Wechselwirkung, in deren Fortgang ohne die organisierende Absicht eines einzigen, wohl aber durch das Zusammenwirken der Elemente vernünftiger Tätigkeit, die von jedem einzelnen ausgingen, allmählich das Unzweckmäßige von selbst sich ausschied; eine Gleichgewichtslage wurde erreicht, in der die verbundenen ruhen, sei es, daß jedes befriedigt ist, oder daß die Unbefriedigung einzelner durch irgend einen Gegendruck wenigstens die Kraft zur Erregung neuer Unruhe eingebüßt hat. Nur die Fähigkeit, durch die Umstände innerlich zu leiden und aus diesem Leiden mit vernünftiger Notwendigkeit bessernde Rückwirkungen zu entwickeln, haben wir den körperlichen Elementen zuzugestehen, um zu begreifen, wie auch aus ihrem chaotischen Zusammenkommen organische Gestalten von sinnvoller Bildung hervorgehen, nicht plötzlich und auf einmal fertig, sondern als Erzeugnisse einer langen und ernsthaften Arbeit der Wechselwirkung, sowie noch jetzt die Natur keins dieser Geschöpfe fertig geboren werden läßt, sondern jedem zumutet, sich auf einem langen mühsamen Bildungswege aus seinem Keime zu entwickeln. So viele solcher Keime nun das Chaos zusammenführte, so viele teils glückende teils mißglückende Versuche, zu jenem Gleichgewicht zu gelangen, konnten sich entspinnen. Zerfällt endlich die Anzahl der Geschöpfe in eine Stufenreihe von Gattungen und Gruppen, durch die hindurch deutlich die Herrschaft weniger allgemeiner Typen geht, so bedarf auch dies zur Erklärung nicht die Annahme eines überall sich selbst gleichen Gedankens, der alle geschaffen, sondern nur die Voraussetzung, daß die Elemente selbst keine unermeßliche Mannigfaltigkeit, sondern nur eine endliche Anzahl von Unterschieden in sich

schlossen. Dann mußte auch durch ihre Kombinationen und deren Entwicklung hindurch eine Vielheit gleichartiger Züge und vergleichbarer Formen des Geschehens sich erhalten.

Enden wir nun dieses Wechselgespräch der streitenden Parteien. Es ist klar, wohin die mechanische Ansicht zielt. Indem sie behauptet, Ordnung erzeuge sich unvermeidlich allemal, wie wild und verworren auch die Anfänge der Welt gewesen sein möchten, will sie uns den Gedanken an die Einheit eines zusammenfassenden Schöpferwillens abgewöhnen. Wie rettet sie nun die Einheit der Natur bei diesem Polytheismus der Ursprünge? Diesen Einwurf wird man als den letzten und unaufhebbarsten nicht selten wiederholt hören, und doch wüßte ich nicht, daß wir ihm nicht leicht begegnen könnten. Denn es ist ja doch auch eine Einheit der Natur, die uns auf diesem gemißbilligten Wege entsteht, nur eben daß sie entsteht, daß sie als letztes Ergebnis der Arbeit einer Vielheit zustande kommt, nicht aber als leitender Grund dem Dasein der Mannigfaltigkeit vorangeht. Ist sie aber dadurch schlechter geworden, daß sie diese Geschichte hat? Wenn in der menschlichen Gesellschaft allmählich sittliche Mächte hervortreten und emporwachsen, wenn allgemeine Ansichten über Kreise von Pflichten, wenn übereinstimmende Bekenntnisse über die Leistungen, die jedem einzelnen die augenblickliche historisch motivierte Lage seines Volkes über die Schranken, die ihm die nationale Sitte gebietet, wenn solche bessere Einsichten über die notwendigen Ziele des Strebens und die zulänglichen Mittel zu ihrer Erreichung allmählich sich Bahn brechen: sind alle diese Formen der Humanität von wenigerem Wert, weil sie nicht schlank und ohne Umwege aus der Einheit eines Zivilisationskeimes hervorsproßten, sondern als glückliche Lagen eines endlich erlangten Gleichgewichtes auf dem Kampfe unzähliger Leidenschaften und widerstreitender Interessen beruhen? Nun, diese Einheit, die gewordene der Versöhnung, besitzt die Natur auch; so wie sie jetzt ist, setzt sie nicht mehr den wüsten

Streit der Elemente fort; ruhige, feste Niedersetzungen haltbarer Gebilde umgeben uns, allmählich entwickelte große und beständige Gewohnheiten des Wirkens gehen organisierend und regelmäßig durch die Fülle des Geschehenden; die Gesamtheit der Dinge hat entweder bereits die friedliche Lage aller gegen alle gefunden, die keine andere Unruhe mehr außer der einer geordneten Fortentwicklung gebiert, oder wenn es irgendwo noch ein regelloses Ringen der Kräfte gibt, so wird auch dessen Zukunft für unsere Ansicht nicht minder tröstlich erscheinen als für jene, welche die Einheit des Planes an den Anfang der Ereignisse setzt.

Wir irren uns in nichts leichter als in unserm Urteil über die Formen des Daseins, die wir zur Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche für unentbehrlich halten. Eingewöhnt in liebgewordene Weisen der Befriedigung, mißtrauen wir jeder neuen Lage und jedem Umschwung der Dinge, während doch der frisch gewagte Versuch uns lehren würde, daß auch die neuen Verhältnisse ihre Quellen des Genusses haben. Vielleicht gehört jene Meinung von der notwendigen Anfangseinheit der Natur zu diesen Täuschungen. Vielleicht hatten wir Unrecht, früher zu behaupten, die Freude an jedem Gemälde werde schwinden, wenn es nicht möglich sei, an die Einheit der Phantasie zu glauben, die es bildete. Und in der Tat, wenn wir eine Landschaft bewundern, können wir doch kaum ernstlich die Illusion festhalten wollen, es sei *ein* Hauch der Natur gewesen, der mit der zusammenfassenden Einheit einer poetischen Phantasie die vielfachen und unvergleichbaren Bestandteile dieses Bildes zusammenführte. Jene Hütten und Ruinen waren nicht vorhanden in dem Plane der Naturkräfte, die diese Berge türmten, den Samen zu diesen Pflanzen, deren abwechselndes Grün uns entzückt, trugen regellose Winde, einer nicht wissend vom andern, in dieses Tal zusammen, und die Sonne, wenn sie seine heimliche Stille rötlich vergoldet, scheint dabei von einer Bahn herab, die über allem geht, und durch Nebel, die von andern Gegenden des Erdballs aufsteigen. Es ist ohne Zweifel eine Vielheit der Anfänge in diesem Bilde; sein Zauber

liegt in dem Vertrauen und in der Ruhe gegenseitigen Verständnisses, mit welchem dies ursprünglich einander Fremde sich zusammenschließt, und jedes mit dem andern das Glück einer befriedigenden Verknüpfung teilt.

Nur eins scheint bis zuletzt der mechanischen Ansicht unerreichbar: der Gedanke einer Bestimmung. Solange wir einen Grund der Welt verehrten, wußten wir uns aufgenommen in einen großen Weltbau, der in dem Zwecke einer Absicht gipfelte; mittätige Arbeiter an diesem Bau fanden wir in der Bestimmung, die er uns auferlegte, die Rechtfertigung unsers Daseins und die Richtschnur unserer Bestrebungen. Eine Welt, die aus unzähligen Anfängen zusammenrinnt, hat kein Ende und keine Aufgaben; wie sie auch sein mag, sie hat ein Recht so zu sein wie sie ist, und weder sich selbst noch ihren einzelnen Elementen legt sie die Pflicht auf, einem noch unerreichten Ziele nachzujagen. Überall muß in ihr die Tatsache herrschen und das Tatsächliche im Recht sein, während all unser menschliches Empfinden sich von der Verpflichtung gebunden weiß, noch nicht vorhandenes Ideales zu verwirklichen. Täuscht uns nun die mechanische Ansicht um diesen Gedanken und sucht ihn uns unvermerkt zu entwenden? Ich glaube im Gegenteil, daß sie ihn in anderer Form auch kennt. Sie weiß nicht davon zu erzählen, daß eine weise Absicht das Gefühl sittlicher Verpflichtung und die Musterbilder sittlicher Ideale in die lebendigen Seelen gelegt habe, und sie verwickelt sich darum nicht in die Schwierigkeit der Frage, wie mit dieser absichtlichen Stiftung des Keimes die unzähligen Hindernisse zusammenstimmen, die der Weltlauf seiner Entwicklung entgegenstellt. Sie weiß nur, daß auch diese innern Regungen mit zu dem tatsächlichen Bestande gehören, welcher die Natur der Seelen ist, und indem sie den sittlichen Trieb als eine jener Kräfte betrachtet, die zu gegenseitiger Begegnung und Bekämpfung in den Verlauf der Dinge eintreten, verlangt sie nicht, daß alle übrigen Umstände ihm entgegenkommend sich fügen sollen, aber sie vertraut darauf, daß er in der Wechselwirkung aller sich gleichfalls werde

gelten machen. Weit entfernt von jenem wunderlichen Materialismus, der es für eine Aufgabe hält, aus ungeistigem Stoff die geistige Lebendigkeit wie eine Zugabe hervorgehen zu lassen, deren geringer prekärer Wert keine eigentümlichen Ansprüche dem allein wahren Stoffe gegenüber erheben dürfte, wird die mechanische Ansicht vielmehr glauben können, gerade in jener Tatsache des sittlichen Triebes einen der wichtigsten und ursprünglichsten Züge der Seele zu finden, aus dem alle andern gesetzlichen Formen ihres Verhaltens nur wie folgerechte Selbsterhaltungen hervorgehen. Daß es Wesen gibt, die sich und ihren Äußerungen einen Wert bestimmen, sich selbst anklagen und entschuldigen, weder diese Tatsache noch die unbedingte Hoheit des Gebotes, das in ihr liegt, wird diese Auffassung bezweifeln oder verkleinern, und wenn sie nicht lehren kann, daß *über* dem einzelnen Ideale schweben, zu deren Erfüllung er bestimmt sei, so erkennt sie doch an, daß *in* jedem einzelnen sich ein Ideal entwickeln könne, von dem er sich nur um den Preis seiner Selbstverurteilung lossagt.

Drittes Kapitel.

Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Verteilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwicklung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Tierreich und seine typischen Formen.

Ich glaube nicht, daß die Vorliebe für das Chaos den Ursprung der Welt aus ihm noch durch andere Gründe außer denen, die unsere letzte Betrachtung ihr darbot, würde zu beweisen wissen. Sind diese alle unfähig gewesen, die Stimme einer entgegenstrebenden Überzeugung zu unterdrücken, so beklagen wir dies nicht,

denn längst haben unsere früheren Überlegungen uns auf einen andern Weg gewiesen, von dem aus wir nur noch einmal die gesammelte Kraft der mechanischen Weltauffassung zu überblicken suchten. Hat nun unser Blick jetzt länger auf ihr gehaftet, als manchem nötig geschienen haben mag, so geschah es, weil wir ihre Ansprüche so verächtlich doch nicht finden konnten, wie sie der Zuversicht des entgegengesetzten Standpunktes vorkommen mögen. Sie gleicht einem Feinde, dessen innere Organisation zu groß ist und zu eng geschlossen, als daß es gelingen könnte, ihn einfach zu vernichten; man muß ihn mit der ganzen geschulten Kraft, mit welcher er widerstand, in das eigene Gemeinwesen aufnehmen und seiner Tätigkeit in diesem einen Schauplatz nützlicher Wirksamkeit eröffnen. In der Tat würden wir die einzelnen Gedanken, die wir beleuchteten, nicht so ausführlich berücksichtigt haben, wenn sie nicht innerhalb der andern Auffassungsweise, deren Vertretung uns zufällt, als untergeordnete Glieder eine Geltung fortbehielten, die sie als unabhängige Weltansicht allerdings nicht behaupten können.

Als ich dem langsamen Gange meiner Darstellung vorgreifend in einer vorläufigen Übersicht die Richtung anzudeuten suchte, welche sie nehmen wird, wies ich darauf hin, wie jeder Versuch, aus dem formlosen Chaos das notwendige Hervortreten einer Sichtung und Ordnung der Dinge abzuleiten, auf der einen Voraussetzung beruhe, daß ein Reich allgemeiner und unbedingt geltender Gesetze allen Elementen mit immer gleichem Gebote die Form und Größe ihrer Wechselwirkungen vorzeichne (I, 411 ff.). Unsere letzten Erörterungen werden dies bestätigt haben. Denn wie freigebig wir auch immer den etwas ärmlichen Vorrat an Erklärungsmitteln, den die gewöhnlichsten Meinungen benutzen, durch das Zugeständnis innerer Lebendigkeit und Regsamkeit in den Elementen selbst bereichern, und wie sehr wir auch die Rückwirkungen, die jedes entfaltet, nur aus der Konsequenz seiner eignen spezifischen Natur ableiten mochten: immer blieb es gleich notwendig, daß ein allgemeines Recht alle Wesen verbinde und ihren Wechselverkehr beherrsche. Denn jede Rückwirkung setzt zu ihrem Entstehen nach

wie vor dies voraus, daß der Zustand des einen Elementes eine Aufforderung für das andere enthalte, auch den seinigen zu ändern, daß also dies letztere von jenem ersteren leiden könne. Mag es daher seine Selbstverteidigung nach der Eingabe seines eigenen Genius ordnen, so wird doch stets dies, daß ihm eine Gefahr drohen konnte, nur unter Voraussetzung eines alle umfassenden Gesetzkreises begreiflich sein, der mit jeder bestimmten Lage der Dinge ein bestimmtes Leiden in ihnen zusammenzwingt. Und am Ende, jene innere Konsequenz des eigenen Wesens selbst, setzt sie nicht ebenfalls diese allgemeine Gesetzlichkeit alles Verhaltens in der Welt voraus? Auch eine freie innere Entwicklung wird ja folgerecht nur darum heißen können, weil die Verknüpfung ihrer einzelnen Schritte einem außerhalb gelegenen Maßstabe entspricht, einer allgemeineren Notwendigkeit, die darüber entscheidet, welche eigentümliche Folge mit Recht aus welchem eigentümlichen Grunde hervorgehen kann. Jeder Weltlauf, der die einen Ereignisse als möglich zulassen, die andern als unmöglich ausschließen, einige als notwendig fordern, ja selbst wenn er irgendwelche einer freien Wahl anheimstellen wollte, wird über diese verschiedenen Fälle nur nach einem allgemeinen Rechte urteilen können, und das Chaos wird Ordnung nur entwickeln, sobald nach dem Gebote dieses Rechtes die hinfälligen und haltlosen Kombinationen der Dinge den festeren und in sich übereinstimmenden zu weichen genötigt sind. Geht daher die mechanische Ansicht von einer Vielheit der seienden Elemente aus, so hält sie um so fester die Einheit des allgemeinen Gesetzkreises, dessen Herrschaft aus der planlosen Unordnung jener Anfänge allmählich die Umrisse eines nun inne zu haltenden Planes ausarbeitet.

Aber wir haben uns überzeugt, wie unmöglich es ist, dieses Reich der Gesetze als eine selbständige, den Dingen vorangehende und über ihnen schwebende Macht zu denken; unvermeidlich wurden wir dahin gedrängt, dies eine Band, sobald es seine vereinigende Kraft über die zersplitterte Mannigfaltigkeit der Elemente betätigen soll, als ein wirkliches unendliches Wesen zu fassen,

deſſen innerlich gehegte Teile alle endlichen Dinge ſind. Nur ſo konnten die Wechſelwirkungen, auf denen der Lauf der Ereigniſſe beruht, über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen Elemente trennt, und welche ſie auf ewig voneinander ſcheiden würde, ſolange ſie nicht aus der gemeinſamen Subſtanz, aus welcher ſie hervorgehen, die Möglichkeit und die Verpflichtung einer lebendigen gegenſeitigen Beziehung und eines Austauſches ihrer innern Zuſtände entlehnten (I, 415). Könnte uns daher die Betrachtung des Inhaltes der Natur und die Erwägung der Zweckmäßigkeit ihrer Bildungen zweifelhaft laſſen, ob nicht dennoch ihre Entſtehung aus zerſtreuten und zuſammenhangloſen Anfängen möglich wäre, ſo wird dagegen die Tatſache, daß es überhaupt Wechſelwirkungen gibt, uns zu dem Glauben an eine reale Einheit aller Dinge und an eine gemeinſame Quelle nötigen, aus der ſie gefloſſen ſind.

Indem wir jetzt verſuchen, die Folgen dieſer Überzeugung zu entwickeln, müſſen wir uns hüten, nicht mehr Ergebniſſe von ihr zu verlangen als ſie bieten kann. Der Weg, auf welchem wir zu dem Begriffe dieſes höchſten Grundes gelangten, hat uns nichts von ihm kennen gelehrt, als daß er ein Wirkliches und daß er eins und dasſelbe in allen einzelnen Dingen iſt; aber er hat uns nichts verraten über den Inhalt und die lebendige Natur ſeines Weſens ſelbſt, mit welcher er dieſe Form der Einheit und Unendlichkeit ausfüllt. Aus einem ſo unbekannten höchſten Grunde können wir nicht wagen wollen, den Hergang der Weltſchöpfung in einer anſchaulichen Erzählung abzuleiten; wir können ebenſowenig verſuchen, die inhaltvolle Naturordnung im voraus zu beſtimmen, in welche die ſchaffende Kraft dieſes Prinzips hätte ausbrechen müſſen, deſſen Abſichten und Strebungen uns ja die Unbekanntſchaft mit der Eigentümlichkeit ſeines Weſens verbirgt. Wir können nur diejenigen Folgen entwickeln, die aus dem formalen Charakter der Einheit hervorgehen und die unabhängig von

der Natur dessen, was der höchste Grund ist, in jeder Schöpfung, die aus einem entspringen soll, als notwendige Züge ihrer Organisation wiederkehren würden. So beschränkt diese uns erlaubten Folgerungen sind, so gehen sie doch schon weit über das hinaus, was unsere bisherige Erfahrungserkenntnis zu bestätigen vermag, und wir können sie nur als notwendige leitende Maximen unserer Untersuchungen, nicht als beobachtbare Tatsachen bezeichnen.

Wie auch immer der Hergang sein mag, durch den aus dem Einen das Viele entsteht, immer würde es der Einheit widerstreiten, wenn aus ihr eine zufällige unbestimmte Vielheit entspringen sollte. Die Mannigfaltigkeit der Elemente wird vielmehr von Anfang an ein abgeschlossenes System bilden, das in seiner Ganzheit zusammengefaßt einen Ausdruck der ganzen Natur des Einen bildet. Nicht so, als zerfiele das Eine wie eine Größe in eine Anzahl nebeneinander gelegener Teile, deren vollständige Summe man nehmen müßte, um das Eine wieder zu erhalten; sondern kein einzelnes endliches Element würde der Grund aus sich schaffend entlassen, ohne zugleich eine bestimmte Menge anderer hinzuzufügen, die mit jenem zusammengefaßt die Wirklichkeit zu seiner vollständigen Erscheinung ergänzen. Wie eine verwickelte chemische Zusammensetzung es nicht verträgt, daß ihr einer ihrer Bestandteile allein entzogen wird, wie sie sofort vielmehr auch einen zweiten ausstößt, der nach dem Wegfall des ersten mit dem übrigbleibenden Reste kein Gleichgewicht mehr finden würde, oder wie sie einen neuen Bestandteil nicht allein aufnimmt, sondern nur unter der Bedingung, auch einen andern sich zugleich aneignen zu dürfen, der diesem Zuwachs ein Gegengewicht in der Konstellation ihrer innern Kräfte hielte: ebenso werden wir uns die Summe des Wirklichen als eine geschlossene Formel vorstellen, deren jedes Glied die Summe aller übrigen zu einem vollständigen Ausdrucke des gemeinsamen Grundes aller ergänzt.

Von diesem Gedanken würden wir eine erste Anwendung auf alle jene ursprünglichen Bestandteile zu machen haben, die wir in den Bau der Welt verflochten sehen oder in ihn verflochten

voraussetzen müssen: auf die verschiedenen wägbaren Grundstoffe der Natur, auf die unwägbaren Elemente, falls die fortschreitende Erkenntnis ihre Annahme beizubehalten genötigt wäre, auf die geistigen Naturen endlich, wenn die verschiedenen Formen des Seelenlebens uns nicht als verschiedene Entwicklungshöhen derselben Wesen erklärbar schienen.

Während unsere Erfahrung, fast ganz auf die Erde beschränkt, die chemischen Elemente noch einzeln aufgreift, der Fortschritt der Entdeckungen ihre Anzahl verändert, ihr Nebeneinandervorkommen eine zufällige und prinziplose Tatsache scheint, wird für uns das Dasein jedes Elementes vielmehr das Dasein aller übrigen als notwendige Folge einschließen und die Gesamtheit aller ein abgeschlossenes System bilden. Jedes Glied dieser Reihe mit seinen eigentümlichen Eigenschaften und Wirkungsfähigkeiten hat seine notwendige Stelle zwischen den übrigen und setzt mit ihnen allen einen weder vermehrbaren noch verminderbaren, sondern vollständigen Ausdruck der Natur des allgemeinen Stoffes zusammen.

Wenn ferner für unsere Erfahrung die Menge und die Verteilung der Atome jedes Elements aller Regel zu entbehren scheint, so müssen wir doch auch diesem Anschein entgegen den Gesamtbetrag jedes einzelnen Elements und die Zerstreuung seiner Teile im Raume durch eine Formel bestimmt denken, die jedem Stoffe mit Rücksicht auf die Eigentümlichkeit seiner Natur sowohl die Menge, in der er vorkommen soll, als die Orte vorzeichnet, von denen aus seine Atome ihren Wechselverkehr mit andern zu beginnen hatten. Die gegenwärtige Lage der Natur, durch unzählige gesetzliche Entwicklungen und im kleinen durch Eingriffe gesetzloser Willkür verschoben, gestattet uns nicht, die Regelmäßigkeit jenes ersten Weltaugenblickes zurückzuberechnen; nur daß sie stattgefunden, dürfen wir glauben, aber weder das Bild einer gleichmäßigen Verteilung aller Elemente durch alle, noch selbst das andere einer irgendwie symmetrischen Gruppierung der verschiedenen kann als die notwendige Form jener Ursprungslage der Dinge gelten. Und ebensowenig entscheidet unsere Voraussetzung darüber,

ob die Menge des Wirklichen begrenzt oder unbegrenzt ist. Wäre die Eigenschaft der Unendlichkeit mit der der Einheit verbindbar, so würde zwischen Elementen, deren jedes in eine unendliche Anzahl von Atomen zerfiele, eine Verschiedenheit ihrer Gesamtmengen doch ebenso denkbar sein, wie zwischen Winkelflächen, deren jede sich ins Unendliche ausdehnt, dennoch bestimmte und berechenbare Größenunterschiede bestehen.

Die Welt ist endlich keine ruhende; nicht nur in der einmaligen Bildung eines Augenblicks darf dieses innere Gleichgewicht vorkommen; die Einheit muß sich erhalten in jedem Momente der ablaufenden Entwicklung. Jeder Querschnitt gleichsam, den wir aus der Geschichte der Natur herausheben, muß in den neuen Lagen, welche in ihm die Elemente durch die inzwischen erfolgten Veränderungen angenommen haben, einen neuen und ebenso vollständigen Ausdruck jener Zusammenstimmung aller Teile zu dem Sinne des Ganzen darbieten. Keine ursprüngliche Bewegung des kleinsten Atomes dürfen wir deshalb annehmen, die nicht von Anfang an mit den Bewegungen aller übrigen zu einem harmonischen Ganzen abgeglichen gewesen wäre; keine einmal entstandene könnte sich selbst überlassen fortgehen, ohne durch ihre Beziehungen zu den übrigen, in deren Gemeinschaft sie an demselben Weltbau zu arbeiten bestimmt ist, von jeder eigenwilligen Bahn beständig zum allgemeinen Einklang wieder zurückgelenkt zu werden. So wie in jedem abgeschlossenen Organismus die Verrückung eines Atoms den Bestand des Ganzen ändert und stört und nur ertragen wird, soweit die übrigen Bestandteile durch entsprechende kompensierende Verrückungen ein neues Gleichgewicht herstellen, so wird auch der Naturlauf diese Reizbarkeit besitzen, keinem Ereignis eine isolierte Entwicklung zu gestatten, ohne daß die Gesamtheit der übrigen Wirklichkeit deren störenden Einfluß durch ausgleichende Veränderungen beseitigte. Aber nicht jeder Teil eines organischen Leibes hängt gleich nahe und gleich wichtig mit den übrigen zusammen, so daß seine Veränderung einen merkbaren Einfluß auf die Zustände des Ganzen ausüben müßte; dem ähn-

lich ist auch nicht jedes Ereignis in der Natur von so hohem Wert für den Sinn ihres Gesamtwirkens, daß sie nötig hätte, mit auffallenden oder auch nur mit bemerkbaren Ausgleichungen sich seiner zu erwehren. Auf den einzelnen Organismus ferner kann aus der Außenwelt, die ihn umgibt, ein unerwarteter Angriff geschehen und sein Leben zu plötzlicher Abwehr aufregen; das Ganze der Natur hat keine Gegend noch um sich, in der sich die drohenden Störungen unbeachtet zum überraschenden Anfall sammeln könnten; in stetiger unabgebrochener Wirksamkeit kompensiert es jede Ablenkung im Entstehen. Müssen wir daher den Begriff jener Reizbarkeit als einen notwendigen Zug jeder mannigfachen Wirklichkeit festhalten, die auf der Einheit eines umfassenden Grundes beruht, so wird doch durch diese Annahme kein unwahrscheinliches Gepräge von Unruhe und Unstetigkeit in das Bild des Naturlaufs gebracht.

Man würde jedoch diese Kompensation der Störungen gleich sehr mißverstehen, sowohl wenn man sie nur für eine in dem Fortarbeiten jedes Mechanismus sich von selbst verstehende Erhaltung der Ordnung ansähe, als wenn man in ihr eine von oben her eingreifende dem Mechanismus gänzlich fremde Wiederherstellung dieser Ordnung vermutete. Wenn alle Wirkungen der Elemente nach allgemeinen Gesetzen erfolgen, die sich nicht für eine besondere Form des herauskommenden Erfolges vorzugsweise interessieren, so ist es weder notwendig noch wahrscheinlich, daß ein System bewegter Teile, das in seiner Anfangsstellung irgend einem Plane entsprach, auch in dem ganzen sich selbst überlassenen Spiele seines automatischen Weiterwirkens denselben Plan innehalten oder ihn wiederherstellen werde. In jeder Gestalt, die es angenommen hätte, zwar mit den mechanischen Bedingungen des Wirkens übereinstimmend, würde es doch aufhören können, zugleich dem Muster angemessen zu sein, zu dessen Nachbild es bestimmt war. Nun steht dem einzelnen Geschöpf frei, unter solchen Verhältnissen zugrunde zu gehen, d. h. seinem früheren Begriffe entsagend in andere Formen des Daseins sich zu verwandeln; der Naturlauf

im ganzen kann weder stillstehen, noch aufhören dem Sinne des Einen zu entsprechen, von dem alle seine wirksamen Elemente nur abhängige Ausflüsse sind. In ihm muß deshalb auch jene Aufgabe einer beständigen Erhaltung nicht nur einer Ordnung überhaupt, sondern derjenigen Ordnung erfüllt sein, die in dem Sinne seiner ersten Schöpfung lag. Sie wird nun nicht erfüllt werden können, wenn nicht das automatische Fortwirken der ersten Weltlage, das an der Hand der allgemeinen Gesetze allein geschieht, eine beständige Einlenkung in die Bahn erfährt, die jener Sinn verlangt. Aber wir stellen uns diese Einlenkung doch nicht so vor, als griffe eine höhere Hand frei in den Ablauf des Mechanismus hinein, um das zu bessern, was er in seiner Blindheit versähe, oder die Gefahren abzuwenden, die er nicht merkte. Er merkt sie vielmehr und wendet sie ab. Denn die Elemente des Wirklichen gelten uns nicht für tot und starr, nicht, wofür sie die Physik auf ihrem beschränkteren Gebiete zu halten berechtigt ist, für selbstlose, leere Anknüpfungspunkte unveränderlicher Kräfte, genötigt, jede Folge ihrer ersten Wirkung unwiderruflich auf sich zu nehmen, ohne sie durch eine zweite wieder aufheben zu können, es sei denn, daß der äußere Lauf der Ereignisse ihnen ohne ihr Verdienst auch diese zweite Wirkung abzwänge. Sie gelten uns vielmehr für lebendige Teile des lebendigen Einen; in jedem Augenblicke nicht nur in tausend Beziehungen zu andern *befindlich*, *leiden* sie vielmehr von diesen Beziehungen. Dies Leiden aber eben ist eine neue Tatsache, an welche dieselben allgemeinen Gesetze, die jeden Schritt des Naturlaufs beherrschen, nun auch eine neue Rückwirkung mit Notwendigkeit knüpfen, welche sie ohne dies Zwischenglied innerer Lebendigkeit in dem wirksamen Punkte niemals an eine bloß äußerliche Beziehung zwischen ihm und anderen geknüpft hätten. Es ist also keine Änderung in den allgemeinen mechanischen Gesetzen des Wirkens, wodurch wir jene beständige Erhaltung des Naturplanes begründet denken, sondern eine Änderung in den Trägern der Kräfte, die diesen Gesetzen gehorchen sollen. Wie wir niemals die wirksame Kraft

als einen äußerlichen Anhang der Elemente betrachten konnten, sondern sie als den notwendigen Ausdruck ihres Wesens ansehen mußten, so leugnen wir auch, daß an demselben Elemente, wie auch seine innern Zustände wechseln möchten, stets dieselbe Größe derselben Kraft unveränderlich haften müsse. Findet jene Einheit der Natur in ihrem wesentlichen Grunde einmal statt, und spürt jedes Element in einer Veränderung seines Zustandes, wie groß oder wie verschwindend klein sie auch sein möge, den Einfluß der augenblicklichen Gesamtlage der Welt, so wird diesem seinen veränderten Zustande auch eine andere, ihm jetzt im Sinne des Weltlaufs notwendig gewordene Wirksamkeit entsprechen. Ohne die allgemeinen Gesetze umzuwandeln oder ihnen widerstehen zu können, ändert es vielmehr nur jene spezifischen Koeffizienten, welche die Stärke seiner Anteilnahme an den allgemeinen Wirkungsformen bezeichnen, und tritt mit diesen neuen Größenbestimmungen vollkommen fügsam wieder in die Wege des Wirkens ein, welche die allgemeinen Regeln ihm vorschreiben. So wird ein innerer Zusammenhang der Dinge, welcher ihre Verhältnisse nach dem Maße eines bestimmten Weltplanes ordnet, dem äußern Zusammenhange die Tatsachen liefern, welche dieser nach allgemeinen und planlosen Gesetzen in ihre notwendigen Folgen entwickelt.

Ich begreife, daß diese Betrachtungsweise sich der üblichen Meinung von der innern Leerheit der Dinge wenig empfehlen wird, und in der Tat enthält sie einen Begriff, den diese Meinung am meisten fliehen wird, den Begriff des Wunders, sowie er mit einer abgeschlossenen und mit sich einigen Naturansicht verträglich ist. Man sagt offenbar weniger, als man mit dem Namen des Wunders meint, wenn man in ihm nur das Ungewöhnliche, aber doch in seiner Entstehung Berechenbare sieht; man sagt mehr, als man selbst möchte, wenn man in ihm eine völlige Durchbrechung der allgemeinen Naturgesetze findet. Die Aufhebung eines Naturgesetzes, wenn sie schlechthin für einen Augenblick stattfände, würde nicht nur das beschränkte einzelne Ereignis möglich machen, zu dessen Gunsten sie ausgesprochen würde, sondern sie würde

zugleich die Gesamtheit der übrigen Welt in Verwirrung bringen, deren geordnete und regelmäßige Fortexistenz wir doch als Folie für den Glanz des einzelnen wunderbaren Ereignisses voraussetzten. Nur für den einzelnen bestimmten Fall der Wechselwirkung zwischen den wenigen Elementen, an denen das Wunder sich begeben soll, würde die Gültigkeit des Naturgesetzes aufgehoben oder vielmehr ein anderes von momentaner Geltung an seine Stelle gesetzt werden müssen. Es würde schwer sein, von dieser partiellen Aufhebung eines Naturgesetzes sich eine zufriedenstellende Vorstellung zu bilden, die anderswohin ausliefe als in den Gedanken, von welchem wir ausgingen. Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Gültigkeit aufzuheben, sondern indem sie die innern Zustände der Dinge durch die Kraft ihres innern Zusammenhanges mit ihnen ändert, verändert sie mittelbar den gewohnten Erfolg des Gesetzes, dessen Gültigkeit sie bestehen läßt und fortdauernd benutzt. Der abgeschlossene und harte Kreis der mechanischen Notwendigkeit ist nicht unmittelbar dem wundertätigen Gebote zugänglich und darf es nicht sein; aber die innere Natur dessen, was ihren Gesetzen gehorchen soll, ist nicht durch sie bestimmt, sondern nur durch den Sinn der Welt. Dies ist die offene Stelle, auf welche eine Macht, die im Namen dieses Sinnes gebietet, ihre Einwirkung äußern kann, und wenn unter diesem Gebot die innern Zustände der Elemente, die Größen ihrer Verwandtschaft und ihres Gegensatzes untereinander sich ändern, so wird die Notwendigkeit des mechanischen Weltlaufs nicht durch Aufhebung, sondern durch strenge Festhaltung ihrer allgemeinen Gesetze diesen neuen Tatbestand zu äußerer wunderbarer Erscheinung entfalten müssen.

Es kann nicht in der Absicht unserer jetzigen Betrachtung liegen, die Frage zu entscheiden, ob wir dieser Möglichkeit, die wir fanden, eine Wirklichkeit, und welcher Kraft wir die Berechtigung zuschreiben dürfen, den Ablauf der Naturerscheinungen durch die Ungewöhnlichkeit einzelner wundertätiger Eingriffe zu unter-

brechen. Es kam hier vielmehr auf die Erörterung jener beständigen Ordnung an, durch welche die Einheit des unendlichen Weltgrundes sich in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen betätigt. Und zu diesem Zwecke haben wir noch eine Betrachtung hinzuzufügen, eine letzte Folge jener Einheit, doch auch für uns selbst nicht von gleichem Gewicht oder doch nicht von gleicher Art wie die bisher entwickelten.

Wir können zweifeln, ob jene beständig fortgehende Ausgleichung, durch welche der Naturlauf stets in denselben Plan zurücklenkt, schon hinreiche, um die Einheit des höchsten Grundes in aller Weise zu bewahren. Wenn in jedem Augenblicke dieser schöpferische Grund vermöchte, dem durch die Bewegungen der einzelnen Elemente wie auseinanderstrebenden Weltall das Gepräge seiner Einheit in immer neuen Formen aufzudrücken, so hätte er nun zwar seine Einheit geltend gemacht, aber die Veranlassungen, sie geltend zu machen, wären ihm doch von außen gekommen; die ganze Reihe seiner siegreichen Selbsterhaltungen würde eine zusammenhangloſe, der Einheit entbehrende Vielheit bilden. Der Mensch, wenn er die Geschichte seines Lebens überblickt, findet in ihr eine unzählige Menge äußerer Zufälle, zusammenhangslos unter sich, noch fremder seinem eigenen Wesen; hat er gleich die Eigentümlichkeit seines Naturells im Kampfe mit ihnen verteidigt, so fühlt er doch eben die Reihe seiner Schicksale, die ihm bestimmte Formen dieser Selbsterhaltung aufnötigte, als einen fremden Zwang. Er würde dies Gefühl noch drückender empfinden, wenn er sich sagen müßte, daß der günstigste Erfolg jedes Kampfes gegen dieses Schicksal nur die nackte Selbsterhaltung, nur die Rückkehr in den vorigen Stand wäre; denn völlig sinn- und zwecklos schiene die Unruhe einer beständigen Aufstachelung durch äußere Eingriffe, die doch stets wieder in die alte Ruhe zurücksänke. Aber wir wissen, daß jene zufälligen Anregungen uns doch gefördert haben; sie riefen Kräfte in uns auf, die über den Sieg hinaus dauerten und einen vollkommneren Zustand an die Stelle des unvollkommneren setzten. Dadurch daß die Seele,

sich auf sich selbst besinnend, jede erreichte Lage zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwicklung machte, hat sie in einem noch höheren Sinne, als sie früher Einheit war, sich zur Einheit selbst gemacht und die gleichgültige Vielheit ihrer zufällig veranlaßten Selbsterhaltungen in den Zusammenhang einer fortschreitenden Entwicklung verbunden. Sie würde glücklicher hierein gewesen sein, wären die äußern Anregungen ihr stets nach dem Maße ihres Entwicklungsbedürfnisses zuteil geworden; aber sie hat doch auch so den völligen Unzusammenhang ihres Innern überwunden, der wenig übereinstimmend mit ihrem ursprünglichen Charakter der Einheit gewesen wäre. Dem Ganzen der Natur kommen nicht, wie der einzelnen Seele, die Veranlassungen der Selbsterhaltung von außen; es erzeugt die ursprünglichen Bewegungen selbst, deren Fortgang ihm Gelegenheit zu immer erneuter Betätigung seiner Einheit gibt. Um so weniger würde es dieser Einheit entsprechen, wenn die Aufeinanderfolge dieser Gelegenheiten ein prinziploser Zufall bliebe und nicht selbst von dem Sinne der Einheit abhängig wäre, die sich in ihnen geltend machen will. Die Reihe der Weltaugenblicke kann daher nicht eine Vielheit von Momenten sein, in deren jedem sich der eine Sinn der Welt nur auch erhält; sie muß vielmehr eine Kette sein, deren jedes Glied mit allen andern in der Einheit eines Planes zusammenhängt. In verschiedenen Formen darf das Eine sich nur ausdrücken, wenn diese Verschiedenheit der Formen für den Ausdruck seines Sinnes notwendig ist; in einer bestimmten Reihenfolge nur dann, wenn diese Ordnung einem Entwicklungsbedürfnis seines Wesens entspricht. Verlangten wir früher, daß jeder Querschnitt der Weltgeschichte uns eine überall festgehaltene Harmonie der Elemente zeige, so müssen wir jetzt verlangen, daß die Reihenfolge dieser Schnitte die Einheit einer sich fortentwickelnden Melodie zusammensetze.

Wir hätten einfacher sagen können, daß der Weltlauf nicht eine bloße Vielheit aufeinanderfolgender Momente, sondern eine zusammenhängende Geschichte bilden müsse, aber es kam darauf

an, zugleich den Grund dieſer Behauptung anzudeuten. Die Erfahrung würde eine fortſchreitende Entwicklung des Weltganzen nur zweideutig belegen; ſie nur als ein Bild ſchönerer Exiſtenz einer andern Annahme vorzuziehen, könnte uns wenig befriedigen; der Nachweis ihrer Notwendigkeit aus dem lebendigen Inhalte des Weltgrundes überſtiege die Mittel unſerer Erkenntnis. Laſſen wir uns daher daran genügen, daß eine unbewegte Exiſtenz dem Begriffe des einen nicht widerſpricht, daß aber, wenn wir einmal die Tatſache ſeines Nichtruhens vor uns ſehen, dann ſeine Bewegung notwendig die Form einer zuſammenhängenden Entwicklung tragen muß. Und auf jeden Schritt dieſer Entwicklung müſſen wir von neuem die Forderungen der urſprünglichen Einheit anwenden. Die Natur der vorhandenen Stoffe, ihre Maſſen und deren Verteilung im Weltraum, die Mannigfaltigkeit und Stufenreihe der organiſchen Gattungen, die Mengenverhältniſſe, in denen die geſtaltende Kraft die Stoffe unter die verſchiedenen Lebensformen austeilt, in denen ſie eine Zeitlang verbunden ſein ſollen, die Richtung und Geſchwindigkeit des Kreislaufes, den die Elemente aus einer Geſtalt in die andere raſtlos übergehend durchlaufen: dieſe ganze Summe von Daſein und Geſchehen entſpricht in jedem Augenblicke einer umfaſſenden Bedingungsgleichung, welche die Forderungen des einen an alle die mannigfachen Phaſen ſeiner Erſcheinung zuſammenfaßt. Es mag ausgedehnte Perioden geben, während deren der Weltbau, in ſeinen großen Umriſſen und in der Natur ſeiner Elemente unverändert, eine lange Folge innerer Bewegungen durchlebt, durch welche er allmählich alle Möglichkeiten mannigfacher Entwicklung verwirklicht, die innerhalb der Grenzen jener Grundgleichung denkbar ſind. Nach Erſchöpfung dieſer Menge aber wird das *eine*, das nicht in tauſend Momenten einzelne Male erſchien, ſondern die tauſend Formen ſeines Daſeins zu der Einheit *einer* Entwicklung zuſammenfaßte, deren jede Stufe ein bedingender Grund der nächſten iſt: ſo in ſich belebt und fortſtrebend, wird es nicht mehr zu dem vorigen Anfange zurückkehren. Dieſes Weltalter wird abgeſchloſſen ſein, und die

Geſchwindigkeit und Richtung der Bildungsbewegung, mit welcher der Weltgrund an dem Ende desſelben anlangt, wird ihn drängen, den ewig gleichen, aber durch die beſtandene Entwicklung in ſich vertieften und geſteigerten Sinn ſeines Weſens in einer andern Schöpfung wieder auszugeſtalten. Eine neue Bedingungsgleichung wird dieſem Weltalter gelten. Andere Stoffe, neu verteilte Pflichten, Kräfte, Verwandtſchaften, ein anderes Reich der Gattungsformen und unter neuen äußern Bedingungen des Daſeins vorher ungekannte Formen des Lebens werden wie eine charakteriſtiſch in ſich zuſammenhängende Variation das unzerſtörbare Thema wiederholen.

Wir brechen hier ab. So weit ſind wir über den Boden aller Erfahrung hinausgekommen, daß eine verſtändigende Rückkehr zu ihrem beſcheidenen Gebiete nötig iſt. Es iſt wahr, daß dieſe letzten Betrachtungen das ſcheinbar ſo ſichere Ganze der mechaniſchen Naturwiſſenſchaft plötzlich in ſehr vermindertem Glanz erbleichen laſſen; aber in der Tat können wir von dieſem Inbegriff unſeres genauen Wiſſens keine höhere Meinung hegen, als die, welche ſich uns hier ergibt. Alle unſere Kenntnis der unwandelbarſten Naturgeſetze und an ihrer Hand alle unſere Naturforſchung iſt doch nur wie das Anlegen eines Krümmungskreiſes an einen Punkt einer ins Unendliche verlaufenden Kurve. Wir behaupten mit Recht, daß die Richtung, in welcher der Weltlauf in dieſem Punkte, nämlich in den Jahrtauſenden unſerer geſchichtlichen Erinnerung arbeitet, genau durch die Krümmung jenes Kreiſes ausgemeſſen werde; und ohne Zweifel muß es uns auch ſo vorkommen, als wenn auch über dieſen Punkt hinaus nach beiden Seiten der Vergangenheit und Zukunft unbeſtimmt lange die Bahn der Dinge dieſelbe bleiben werde. Aber mehr als dieſe Zuverſicht können wir nicht erlangen. Solange es darauf ankommt, das zu unterſuchen und zu berechnen, was in der kurzen Spanne unſerer Exiſtenz uns umgibt, tun wir wohl, jenen zerſtreuenden Ausblick auf die unendlichen Fernen der Weltalter zu meiden;

denn ohne Zweifel hat das, was sie enthalten mögen, unmittelbar keinen Einfluß auf diese wertvolle Spanne Zeit, in der das liegt, was uns am teuersten sein muß, die Bedingungen und Ziele unseres Handelns. Überall an jene letzten Geheimnisse rühren zu wollen, wo die Zwecke der Untersuchung ein ernstes Haften an dem beschränkten Gegebenen verlangen, würde nur die Wissenschaft mit dem Gefühle des Abenteuerlichen belasten. Wo dagegen unsere Sehnsucht nach einem Überblicke begehrt und nach einer Aufklärung über die Ahnungen und Hoffnungen, die ins Unendliche gehen, da müssen wir uns erinnern, daß hier leicht das Abenteuer zur Wahrheit werden kann, und daß die Wirklichkeit im großen Poesie ist, Prosa nur die zufällige und beschränkte Ansicht der Dinge, die ein enger und niedriger Standpunkt gewährt. Mit der Weite des Umblicks, die man sucht, muß auch der kleine Maßstab der Betrachtung wachsen, und wir müssen uns überzeugen, daß diese bekannte Welt des Daseins mit der scheinbaren Unverwüstlichkeit ihrer Kräfte und ihrer Bildung für uns zwar ein grenzenloses Meer der Beständigkeit ist, in dem unsere Existenz wie ein Tropfen versinkt, an sich aber doch nur ein ephemerer Ausdruck eines unendlich viel höheren Sinnes. Von unbedingter und ewiger Geltung dürfen neben diesem Sinne der Welt nur jene allgemeinsten, noch auf kein bestimmtes Wirkliche bezogenen Gesetze sein, ohne deren Herrschaft in keiner denkbaren Wirklichkeit eine Folgerichtigkeit irgend einer Art bestehen würde; veränderlich dagegen ihrem Begriffe nach sind alle die abgeleiteten Gesetze, die aus der Anwendung jener höchsten Regeln auf die Natur des Geschaffenen entsprungen sind. Sie werden vergehen mit dem Untergange dieser Schöpfung, aber solange diese Schöpfung besteht, werden sie für uns freilich die unwidersprechlichen und sicheren Hilfsmittel ihrer Erkenntnis bilden.

Lassen wir uns denn diese Betrachtungen als umgebende Randverzierungen des Naturbildes dienen, welches uns die gegen-

wärtige Wirklichkeit gewährt, und deſſen beſondere lebensvolle Zeichnung wir nicht mehr aus dem dürren Begriffe der Einheit des höchſten Weltgrundes, ſondern entweder aus der Kenntnis deſſen, was er iſt, ableiten oder aus der Erfahrung entlehnen müſſen. Es iſt nicht unſere Abſicht, hier den erſten dieſer Wege zu betreten; die Verſuche, die wir dazu gemacht finden, ermutigen zu dieſem Unternehmen nicht. Wir haben früher ausgeſprochen, wie wenig man imſtande iſt, aus demjenigen, was man mit Recht für den wahren und unbedingten Inhalt des höchſten Grundes anſehen dürfte, die Unerläßlichkeit gerade der beſtimmten Naturformen abzuleiten, die uns umgeben. In der Tat iſt dies nie eigentlich verſucht worden; indem man vielmehr einerſeits aus einer Idee, die man an die Spitze der Welt ſtellte, in großen und noch wenig beſtimmten Umriſſen die allgemeinen Aufgaben entwickelte, die auf irgend eine Weiſe in der Wirklichkeit gelöſt werden müſſen, hat man ſich andererſeits unbefangen an die Erfahrung gewandt und ſich umgeſehen, welche Formen der vorkommenden Erſcheinungen ſich wohl als Löſungen jener Aufgaben, als Inkarnationen jener noch farbloſen Vorzeichnungen der Idee, faſſen laſſen. Aus dieſem gemiſchten Verfahren entſprang die Naturanſicht, die wir gegenwärtig in ziemlich allgemeiner Geltung ſehen, die Meinung von einem raſtlos ſchöpferiſchen Unbedingten, deſſen Entwicklungsbeſtreben, auf die größte Entfaltung und Ausbildung des geiſtigen Lebens gerichtet, ſich in einer Stufenreihe mehr und mehr zur Vollkommenheit aufſteigender Geſtaltungen ergehe. Schweigen wir von dem Reiche des Unbelebten, das auch dieſe Auffaſſung zum umfaſſenden Rahmen, und von dem vegetabiliſchen Daſein, das ſie zum näheren ahnungsvollen Vorſpiel des künftigen Lebens macht, ſo drückt ſich am klarſten in der Reihe der Tiere dieſer allmähliche Fortſchritt von dem bloß wirkenden Daſein zu dem Bewußtſein des Wirkens, von dem blinden Vollbringen zu der überlegenden Freiheit des zweckmäßigen Handelns, und nicht nur in den Manieren des Lebens, ſondern auch in der ſteigenden Bedeutſamkeit und Schönheit des körperlichen Typus aus. An dem

Ende dieser Reihe finden wir die vergeistigte Gestalt des Menschen, die vollendetste und völlig harmonische Mischung der einzelnen Bildungszüge, die in weniger günstigen Kombinationen schon die tieferen Geschlechter verrieten.

Ehe wir diesen Gedanken folgen und nach ihrer Anleitung die Stelle zu bestimmen suchen, die dem Menschen in dem Ganzen dieser Natur angewiesen ist, möchten wir einigen Einwürfen gegen den Geist dieser Auffassung überhaupt Gehör schenken.

Nehmen wir an, der spekulative Tiefsinn der Philosophie habe zuerst in einer allgemeinen metaphysischen Wissenschaft das innerste Wesen des höchsten Weltgrundes durchschaut und die noch gestaltlosen Gedanken nachgedacht, die in der Phantasie Gottes sich drängten, ehe denn die Welt war, und nehmen wir an, mit diesen Ergebnissen ihres Nachsinnens wende sich nun diese Lehre zur Betrachtung der Natur, um in ihr die Verkörperung jener schöpferischen Ideen wiederzufinden: so werden wir vor allem uns erinnern müssen, daß zwar vielleicht das Wesen des alles umfassenden Grundes aus jedem kleinsten Teile, den er mit umfaßt, erraten werden mag, daß aber von der Fülle der Erscheinungswelt unserer Kenntnis jedenfalls nur ein kleiner Ausschnitt offen gelegt ist. In der Kraft der Gravitation und in den Bewegungen des Lichtes allerdings hat unsere Naturbeobachtung Gegenstände, welche alle Teile der Welt in gegenseitige Verbindung setzen; wo wir aber vom Lebendigen und seiner Stufenreihe sprechen, reden wir nur noch von einem beschränkten Beispiel der Entwicklung des Höchsten, von den Formen, welche die Aufgaben, die es sich stellt, an der Oberfläche dieses einzelnen Planeten und in dieser Zeitstrecke angenommen haben, die unsere Beobachtung zu umfassen vermag. Völlig dahingestellt müssen wir die Lebensformen lassen, die ohne Zweifel andersgeartet als die der Erde, die übrigen Weltkörper füllen mögen; aber wenn wir uns den vergeblichen Versuch versagen, phantastische Bilder eines Daseins zu entwerfen, welches unter völlig andern äußern Bedingungen die allgemeinen Aufgaben des Lebens zu erfüllen hätte, so müssen wir doch den Gedanken selbst

festhalten, daß eine Unermeßlichkeit solches andern Daseins neben uns vorhanden ist, und daß alle uns bekannte organische Natur nur eine der unzähligen Gestalten ist, in denen die schöpferischen Ideen des höchsten Grundes eine erscheinende Wirklichkeit haben. Der unbefangenen Phantasie des Menschen ist dieser Gedanke vertraut genug; nur die philosophische Entwicklung der Wissenschaft gebärdet sich so, als ginge der schaffende Weltgrund aus seiner Verborgenheit in sich selbst nur auf diesem schmalen Pfade der irdischen Natur in die Erscheinung heraus und verlöre sich, nachdem er den Menschen und menschliches Leben erzeugt hätte, wie nach Vollendung aller seiner Zwecke, wieder in seine innere Unendlichkeit zurück. An die Stelle dieses dialektischen Idylls müssen wir jenen unendlichen Ausblick auf andere Welten setzen, nicht um das Unerkennbare mit eitlen Bemühungen dennoch erkennen zu wollen, wohl aber um durch die Unermeßlichkeit dieses Hintergrundes dem uns erkennbaren Dasein die beschränkte Stelle zu geben, die ihm gebührt.

Bleiben wir nun bei dieser irdischen Natur, wie deuten wir uns in ihr selbst die aufsteigende Stufenreihe ihrer Bildungen? Wenn ein fortschreitendes Entwicklungsstreben, auf die höchste Entfaltung des geistigen Lebens gerichtet, die niederen Geschöpfe nur als Durchgangsstufen erzeugte, warum existieren sie fort und werden nicht weggeworfen wie ein Übungsbeispiel, von dem die vervollkommnete Fähigkeit sich später gleichgültig abwendet? Vielleicht antwortet man, daß auch das Niedere und Begründende fortdauern müsse neben dem Höheren, denn nur in dieser gleichzeitigen Sammlung aller getanen Schritte trete der schaffenden Vernunft aus der Erscheinungswelt das vollständige und getreue Gegenbild ihres ganzen Wesens entgegen. Aber dieselbe Forderung würde man auch an die Perioden der Geschichte stellen müssen, und doch dauern die Zeitalter nicht nebeneinander fort, sondern die vorangegangene Bildung des einen erhält sich nur, soweit sie durch eine

unvollständige Tradition in den Bestand einer später kommenden Kultur mit aufgenommen wird. Vielleicht irren wir uns daher in jener Voraussetzung überhaupt; vielleicht werden jene niedern Organisationen gar nicht nur als Übungsbeispiele, als Nebenwerke von der schaffenden Vernunft auf ihrem eiligen Hinwege zu der höchsten Gestalt des Menschen entworfen, sondern jede von ihnen hat ihre eigene unersetzliche Bedeutung. So viele verschiedene Lagen der Dinge, so viele eigentümliche Kombinationen der Umstände, so viele verschiedene Schauplätze des Wohnens und sich Regens die Oberfläche der Erde in ihren Höhen und Tiefen, in dem Luftkreise, dem Flüssigen und Festen darbietet, so viel Aufforderungen gab es für die schaffende Vernunft, Wesen zu erzeugen, deren jedes durch die Eigentümlichkeit seiner Organisation befähigt wäre, sich einer dieser Lagen anzuschmiegen, sich in ihr als seinem Lebenshorizont einzurichten, alles, was sie an Anregungen zur Empfindung und zur eigenen Tätigkeit darbietet, auszukosten und zu einem völlig charakteristischen innern Dasein des Genusses und der Phantasie zu verwerten. Das allein würde dann das Ziel der organisierenden Idee sein, eine Mannigfaltigkeit der Lebensformen zu gestalten, vor der kein Element ungenossen und unbenutzt sich zu verbergen wüßte; und keine dieser Formen würde die andere entbehrlich machen, denn selbst der ärmere Gesichtskreis wird anders und intensiver von dem Geschöpf genossen, dessen Alles er ist, als von der höheren Bildung, deren Aufmerksamkeit ihn nur flüchtig streift.

So würde für uns zunächst jede Veranlassung fehlen, in der Reihe der Geschöpfe etwas anderes vorauszusetzen als eine unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungen, deren jede zweckmäßig für den Schauplatz und die Aufgaben ihres Lebens organisiert ist. Aber die Beobachtung zeigt uns so deutlich eine geringe Anzahl überall festgehaltener Bildungstypen der körperlichen Gestalt, daß die wissenschaftliche Phantasie nicht umhin konnte, auch für diese Einförmigkeit den erklärenden Grund zu suchen. Und man glaubte ihn leicht zu finden; denn wie verschieden auch die Einzelzwecke

sein mochten, welche die Natur in ihren einzelnen Geschöpfen verfolgt: als eine wirkende Natur schien sie doch in aller Vielfarbigkeit ihrer Erzeugnisse einen gleichförmigen Typus ihres Verfahrens festhalten und an ihn sich in der Hervorbringung der mannigfaltigsten Gestalten binden zu müssen. Man konnte dann versuchen, den Gedanken namhaft zu machen, als dessen formeller Ausdruck jenes gleichförmige Verfahren für die Natur so hohen Wert haben mußte, daß sie sich selbst verpflichten konnte, alle Verschiedenheiten ihrer Schöpfungen nur durch Variationen desselben hervorzubringen. Zwar zeigte die Erfahrung, daß man zu viel behauptet hatte, wenn man von einem einzigen Typus sprach, den die Natur durch die ganze Reihe der Tierwelt hindurch befolge. Es sind unleugbar verschiedene, obgleich immer nicht zahlreiche Grundformen, auf welche die Vergleichung der verschiedenen Klassen zurückführt. Aber der Versuch, den man hier wagen wollte, gewann darum nur noch an Interesse; es galt jetzt, auch die unmittelbar verschiedenen Typen des Lebendigen als verschiedene an Wert sich steigernde formelle Ausdrücke jenes wesentlichen Grundgedankens zu begreifen. Aber der Erfolg rechtfertigte, wie mir scheint, die zu billigende Kühnheit des Versuches sehr wenig.

Übersah man die Grundrisse der tierischen Körperformen, so fand man, daß die eine um einen Mittelpunkt strahlenförmig symmetrisch sich ausbreitet, die andere eine Achse hervortreten läßt, von der entweder nach allen Richtungen gleichförmig, oder selbst wieder mit entsprechenden Gegensätzen seitliche Organe sprossen, daß noch andere endlich diese Verhältnisse vervielfältigt zeigen und die Enden der Achsen zu Polen von abweichender Gestalt und Bedeutung ausbilden. Eine Zeitlang konnte man an diesen rein formalen Beziehungen sich erbauen und glauben, daß in den allgemeinen Begriffen von Mittelpunkt und Umkreis, von Parallelismus und Polarität, von Einheit und wiederholter Spaltung in Gegensätze die mystisch bedeutsamen Muster lägen, auf deren immer neue Ausprägung in organischen Körperformen es der bildenden Natur angekommen sei. Aber bald wird man sich doch

gestehen müssen, daß in diesen Begriffen zu wenig tiefer Sinn liegt, als daß man ihre Verfinnlichung für eine Aufgabe der bildenden Natur halten könnte; sie sind im Gegenteil so allgemeine und fast überall vorkommende Verhältnisse, daß eine Kraft, die irgend ein zusammengesetztes Gebild hervorbringen wollte, es nicht würde vermeiden können, ganz absichtslos in einen dieser Typen hineinzugeraten. Denn in der Tat, wollte die Natur nicht eine durchaus gleichförmige Kugel gestalten, sondern ließ sie auch nur einen Punkt durch eine besondere Funktion und Form sich auszeichnen, wie konnte sie verhüten, daß in der entstandenen Gestalt der Gedanke einer Beziehung von Zentrum zu Peripherie zu liegen schien? Und wenn sie aus der Kugelgestalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde sich ausbreiten sollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder strahlenförmige, entweder ein- oder mehrachsige Gliederung zu beabsichtigen? Wenn sie endlich die Enden einer Achse verschieden ausbildete, mußte sie nicht auf Polarität zu sinnen, und wenn sie überhaupt ein begrenztes Ganze schuf, mußte sie nicht eine Darstellung der Wahrheit zu bezwecken scheinen, daß alles Begrenzte Anfang, Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft so zäh von der Natur festgehaltenen Gestaltverhältnisse zu bestreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieser rein geometrischen Formen das Ideal war, auf dessen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organisches Geschöpf diese Formen nur *überhaupt* darstellt, sondern sie darstellt durch lebendig wirksame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieser Glieder, der Wert, den sie für das Leben des Tieres haben, erst rückwärts auch der äußerlichen Form, in der sie zusammengeordnet sind, ihren Wert gibt. Polarität an sich darzustellen, kann kein vernünftiges Prinzip einer Gestaltbildung sein; zwei Teilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigentümlichen Gegensatz enthält, auch in der äußeren Erscheinung diesen Gegensatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anstehen,

die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organisationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in solchen an sich leeren Raumformen den Grund jener Gestalttypen, sondern vielmehr in dem Inhalt dessen, was im Raum sich gestalten soll, die Ursache für die Festhaltung typischer Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche ist auf dieselben Stoffe angewiesen; aus der Kohlensäure und dem Stickstoff des Luftkreises und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Tiere ihren Leib auf. Aber selbst die Verbindungen dieser Elemente, die als nächste Bestandteile zur Struktur der organischen Körper dienen, sind durch das ganze Reich des Lebendigen hindurch unerwartet gleichförmig; Zellstoff, Chitin und Eiweiß kommen fast ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht besaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unsers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur diese wenigen alle erforderlichen Eigenschaften, durch die sie sich zum Aufbau einer veränderlichen, reizbaren, lebendigen Gestalt schickten; aber wie dem auch sein mag: die Tatsache dieser Gleichförmigkeit des chemischen Typus der Zusammensetzung steht für das Lebendige fest, und sie konnte nicht ohne die wichtigsten Folgen für seine weitere Bildung sein. Denn zunächst muß diese chemische Natur der Körperbestandteile, die Notwendigkeit für alle Tiere, den Ersatz für das Zerstörte und die Mittel des Wachstums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemische Bearbeitung in jene ähnliche Zusammensetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemischen Bildung auch überall zu analogen Zersetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entspringende gleichartige Bedürfnis auch in allen Tieren eine im wesentlichen übereinstimmende Vielheit der Verrichtungen und der ihnen entsprechenden Organe bedingen. So entsteht aus dem chemischen ein zweiter ökonomischer Typus der Tierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit sich durch die entwickelteren Klassen derselben hin-

durch erhält. Überall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch bestimmten Werkzeugen der Respiration, der Gallenbildung, der Harnbildung, des Säftekreislaufs, und nur in den niedersten Klassen der Tiere, deren geringe Körpermasse hauptsächlich die Verteilung dieser Arbeiten an verschiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir statt dieser vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieser mannigfaltigen Maschinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, sondern nur der Herbeischaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, ist die tierische Organisation belastet; das was sie eigentlich zunächst braucht und gestalten will, die Werkzeuge sinnlicher Auffassung und tätiger Bewegung, muß sie nun um diesen Stamm unvermeidlicher innerer Struktur herum gliedern und anbauen; und sie muß dafür sorgen, die größte und spezifische Brauchbarkeit dieser Werkzeuge mit den notwendigen Anforderungen jener einmal feststehenden innern Struktur zu vereinbaren. Nun mag es im allgemeinen wohl mannigfaltige Gestaltformen geben, welche diese Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigentümliche Gesamtbedürfnis jeder einzelnen Gattung durch einen neuen, unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgelesenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber sie ist genötigt, jeden Tierkörper aus Stoffen entstehen zu lassen, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung nicht maßlos verschieden sind, sondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemische Natur die Form seiner künftigen Gestalt bedingt, so wird auch die Anzahl der möglichen Gestaltungen, welche der gleichförmige chemische Typus der Tierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte sein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebnis hervorgehen, daß überhaupt nur eine beschränkte Anzahl von Formen als immer festzuhaltende Muster übrig bleiben, und daß jede Besonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar sondern immer nur durch Umwandlung oder eigentümliche Ausprägung irgend eines Gestaltteils

verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erscheint uns der morphotische Typus einer Tierklasse erst zuletzt; nicht als das von Anfang an feststehende Formideal, dessen eigene Bedeutsamkeit zu realisieren war, sondern als die nach mechanischer Möglichkeit übrig bleibende Gestaltungsweise, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerst beschränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herstellung zu Diensten stehen, sich vereinigen läßt.

Mit diesen Bemerkungen kehren wir zu unserm nächsten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erscheinungen, die unserer Beobachtung offen steht, schien uns nicht unmittelbar mit der ganzen Eigenheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbestreben des höchsten Weltgrundes ableitbar; sie galt uns nur für ein Beispiel neben andern, und wir suchten nach der Ursache der Eigentümlichkeit, mit welcher sie, hierin von andern von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterschieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weise verkörpert. Diese Ursache finden wir in dem Charakter der irdischen Natur. Es ist die Eigentümlichkeit dieses Planeten, die sich in den Lebensformen unserer Beobachtung geltend macht; seine Auswahl von Stoffen, seine Wärmeverhältnisse, sein Luftkreis, alles das, wodurch er sich in seinen physikalischen und meteorologischen Verhältnissen von andern Himmelskörpern unterscheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hindernissen und Begünstigungen, von formbestimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet zu großem Teil das eigentümliche Verhalten seiner Geschöpfe, welches wir mit Unrecht als unmittelbare Folge aus den höchsten Ideen, mit Recht nur als die Form betrachten dürfen, in welcher die Gebote dieser Ideen irdisch erfüllbar sind.

Viertes Kapitel.

Der Menſch und die Tiere.

Die Tierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfnis. — Fähigkeiten der Akklimatiſierung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt.

Dem Menſchen in der Reihe der Geſchöpfe ſeine weſentliche Stelle zu beſtimmen, war die Abſicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang ſcheint indeſſen jenes Ziel ſelbſt verflüchtigt zu haben, dem wir nachſtrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Weſen als niederes oder höheres Glied ſeinen Platz fände, iſt eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen getreten; jede nur zu einem eigentümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rückſicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde beſtimmt, keine verpflichtet, ſich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieſer ſich die Höhe ihres Wertes und ihrer Bedeutung zumeſſen zu laſſen. In der Tat bleiben wir bei dieſem Gedanken ſtehen und leugnen allerdings, daß die Herſtellung jener Stufenleiter an und für ſich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich ſei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geſchöpf in ihr gebührt, ſeine eigentümliche Natur beſſer und tiefer zu verſtehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche ſich unmittelbar auf ſeine Erſcheinung, auf die Geſtalt und Leiſtungsfähigkeit ſeines Körpers und auf alle Beſonderheiten ſeiner Lage und Lebensweiſe richtet. Auch von dem Menſchen werden wir nicht anders urteilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Intereſſe hatte, ſeine Stellung in der Natur zu beleuchten, ſo ſuchen wir doch die Bedeutung dieſer Stellung nicht in der Sproſſe der Leiter, auf welcher er ſtände, ſondern in der Eigentümlichkeit, den Vorteilen und Nachteilen der Umgebung, mit welcher ſeine Organiſation in Wechſelwirkung zu treten beſtimmt iſt.

Auch hierin sind wir in Zwiespalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philosophische Neigung, die Notwendigkeit der einzelnen Geschöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchsten Grundes abzuleiten, dem sie in ihrer Gesamtheit zum erscheinenden Gegenbild dienen sollen, hat entschieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereignisse zu bevorzugen. Es schien, als würde eine vollständige Einsicht in die Natur gewonnen, wenn es nur gelänge, die feststehenden Formen ihrer verschiedenen Geschöpfe in eine Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf das Leben selbst, das in jedem einzelnen Gliede der Reihe sich entwickelt. Und doch ist Natur gewiß nicht dieses stillstehende, regungslos geordnete System von typischen Gestalten; die unendliche, lebendige, geräuschvolle Verwirrung ist sie vielmehr, in der zahllose Exemplare dieser Formen sich ihres Daseins freuen, einander stören und begünstigen, miteinander spielen, kämpfen, sich gegenseitig vernichten, und in all dem eine unendliche reizende Fülle charakteristischer Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeschichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieses märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die spekulative Neigung, alle Geschöpfe vorzugsweise nur an dem Platze sehen zu wollen, den sie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieses allein wahre Leben der Natur verdüstert. Wir sehen in diesen systematischen Bemühungen zwar die Paare zum Tanz angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanz selbst; sie scheinen alles geleistet zu haben, was ihnen obliegt, wenn sie in feierlicher Ruhe geordnet stillstehen.

Wenn es irgend ein philosophisches Vorurteil gibt, dessen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen sein müßte, so ist es gewiß diese Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Wert der Dinge zu suchen ist, diese Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, diese beständige Beschäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch bestimmt sind, ohne über dies folgenlose Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entschlossenen Gebrauch derselben hin-

auszukommen. Nicht bloß auf dem Gebiete der Naturauffassung verkümmert uns diese Neigung den Genuß des großen vor uns aufgetanen Bildes; ihre Mißergebnisse verderben auch die Beurteilung der geschichtlichen Tatsachen. Vergeblich für jeden unbefangenen Sinn schmückt sie sich mit dem Vorwand der tiefsinnigen Gründlichkeit; nur eine Karikatur des Tiefsinns ist die oft wiederholte Behauptung, es sei unmöglich, den Menschen vollkommen zu kennen, ohne alle die tieferen Glieder der Tierreihe durchschaut zu haben, an deren Gipfel zu stehen seine wesentliche Bedeutung sei. Welche Pedanterie, zu meinen, den Menschen verstehe nur, wer zuvor das Infusorium, das Insekt und den Frosch verstanden habe; welche Kühnheit, dies zu sagen im Angesicht von Jahrtausenden menschlicher Geschichte, in deren langem Verlauf alle Bedeutung des menschlichen Daseins in leidenschaftlichstem Ringen ohne Zweifel tausendfach empfunden worden ist! Und doch haben gewiß die Helden, die in den Streit zogen, sich dabei nicht als die Obersten der Säugetiere gewußt, und die sinnenden Gemüter, deren Entdeckungen der Kultur neue Bahnen des Fortschrittes öffneten, sind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abstandes geleitet worden, der in der Reihe der Tiere zwischen dem Menschen und irgend einem Reptile klafft. Kenntnis des Menschen heißt vor allem Kenntnis seiner Bestimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben sind, und der Hindernisse, die ihm entgegenstehen: hat es außerdem noch ein Interesse, ihn und sein Leben zu vergleichen mit den Geschöpfen, die um ihn herum ihre eigenen Wege gehen, so ist doch dies eine Betrachtung von zu geringem Wert und Einfluß, um sie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach alledem nicht unsere Absicht sein, die Betrachtung dessen, was dem Menschen wesentlich ist, auf dem weiten Umwege einer naturgeschichtlichen Übersicht der Tierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über seine Beziehung

zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geschöpfe nicht als die Absicht der Natur bezeichnen können, so wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größern oder geringern Reichtum ihrer Gestaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, sich einer verschiedenen Wertschätzung nicht entziehen können. Ungesucht und unbeabsichtigt wird in dieser Vergleichung das Bild einer aufsteigenden Reihe wieder entstehen, oder vielmehr die Bilder verschiedener Ordnungen; denn von dem Maßstab, den wir anlegen, von dem Interesse, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieselben Geschöpfe bald in dieser bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten sollen. Die Physiologie, deren Lust es ist, den harmonischen Zusammenklang zahlreicher, verschiedener einander durchkreuzender Funktionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunsch es sein muß, den ganzen Umfang der Biegsamkeit und Variabilität zu erforschen, deren ein einfacher Gestalttypus fähig ist: sie werden beide ein Tier für um so vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit seiner zusammenwirkenden Teile, je entschiedener an besondere Organe verteilt die einzelnen Funktionen, je reicher endlich gegliedert und je vielseitiger ausgebildet die Formumrisse eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Ansicht dagegen, die den Wert des Geschöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genusses und in der Größe seiner Leistungen sieht, wird diese Buntheit der Gliederung an sich gleichgültig sein; sie würde die einfachste kompendiöseste und gleichartigste Bildung, sobald deren ärmlich scheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener ansehen, und sie wird mit jenen andern Ansichten nur deshalb meist übereinstimmen, weil sie voraussetzt, daß ein größeres Aufgebot organischer Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrate.

Wir finden diese Voraussetzung bestätigt, wenn wir die Vorteile des Organisationstypus überlegen, den der Mensch mit den

Wirbeltieren teilt, von deren höchster Klasse, den Säugetieren, ihn keine durchgreifendere Verschiedenheit trennt, als auch zwischen den einzelnen Gattungen derselben vorkommt. Aus weichen Massen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelett fester Teile gestützt würde, konnte die Natur Tiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Wassers oder auf dem Festlande, weder zu sehr starken noch zu sehr mannigfaltigen Bewegungen geschickt, unter ähnlichen äußeren Bedingungen leben sollten. So bilden wir uns wenigstens ein, die Möglichkeiten überschlagen zu können, die der Natur zu Gebote gestanden hätten, Deutungen, deren geringe Gewißheit wir uns zugestehen müssen. Denn leicht können wir zwar die Vorteile von Einrichtungen begreifen, welche wir in dem Bau der Tiere wirklich getroffen sehen, aber nichts verbürgt uns, daß die erfinderische Kraft der Natur nicht wunderbare Lebensformen, auf deren Ersinnung unsere Phantasie nicht verfiele, auch durch Mittel würde haben verwirklichen können, deren Benutzbarkeit uns an viel engere Grenzen gebunden scheint. Nur als eine Tatsache daher, die mit dem skelettlosen Bau nicht unwahrscheinlich zusammenhängt, können wir es ansehen, daß auf dem Festlande lebend keins dieser Tiere eine erhebliche Größe erlangt; nur im Meere finden sich scheinbar so schutzlose Bildungen zu größeren Ausdehnungen entwickelt, meist indem sie auch hier mit verhältnismäßig doch geringer Körpermasse einen ansehnlichen Spielraum des flüssigen Elementes durch zahlreiche weithin ausgestreckte und zu den mannigfachsten Formänderungen geschickte Glieder beherrschen und durch die Zähigkeit ihrer kontraktilen Substanz nicht unbedeutende Kraftleistungen auszuüben imstande sind.

Ein äußeres horniges oder steinartiges Gerüst hat andern Tierklassen eine festbestimmte Körpergestalt gegeben. Aber das Reich der Insekten und der verwandten Gruppen, denen dieser Bildungstypus zufiel, stellt den Wirbeltieren gegenüber nur eine Miniaturtierwelt dar, Körper zum Teil von äußerster Klein-

heit, in denen doch eine merkwürdige Lebhaftigkeit des seelischen Lebens gedeiht. Denn eben diese Klassen sind es, in denen sich hauptsächlich der tierische Instinkt zu jenen bewunderungswürdigen Kunsttrieben erhebt, welche die Stoffe der Außenwelt nicht nur unmittelbar zur Erhaltung des Lebens verbrauchen, sondern sie auch dessen künftigen Bedürfnissen mit vorsorgender Klugheit dienstbar machen. Aber zu dieser Intensität psychischer Regsamkeit gewährte ihnen der Mechanismus eines Außenskelettes einen Körper von großen Dimensionen nicht. Als Schutz konnte diese Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langsam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall schon der Widerstand der Luft hinreichend mildert, und deren Masse nicht durch ihr eigenes Gewicht bei plötzlichen Hindernissen der Bewegung zu sehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachstößt. Sobald das Außenskelett bescheidene Dimensionen überstieg, mußte die nötige Festigkeit seiner Teile unter sich, die davon unzertrennliche Bildung größerer starrer Stücke und das Gewicht dieser Massen in beständigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen stehen; Nachteile, die wir selbst in der Klasse der Wirbeltiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, sobald diese Panzerträger das flüssige Element des Wassers verlassen. Der Gedanke eines Innenskeletts bietet dagegen große Vorteile. Eine feste Achse, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeständigkeit, die sie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Masse, als eine Schale, die seine Oberfläche überzieht; zerfällt diese Achse ferner in einzelne untereinander eingelenkte Teile, so enthalten die sich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächenraum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwischen zwei Panzerstücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derselben Weite möglich machte. Man sieht, welche Ersparung an Last und Widerstand hierin zugunsten der bewegenden Kraft liegt.

Dies ist also der erste Vorteil, den die Wirbeltiere und der Mensch mit ihnen von diesem allgemeinen Typus ernten: die

Möglichkeit einer ansehnlichen Körpermasse. Man würde Unrecht tun, dies gering zu schätzen und den Maßstab absoluter Größe, in welchem ein Geschöpf ausgeführt ist, für gleichgültig zu halten. Für die Möglichkeit der menschlichen Kultur ist ein gewisses Maß physischer Leistungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung menschlichen Lebens im kleinen, sondern gar kein menschliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Insekten im Verhältnis zu ihrem Körper größere Lasten als wir; allerdings leisten auch wir noch Größeres durch sinnreichen Gebrauch von Maschinen, als durch unsere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere so groß sein, um Werkzeuge handhaben zu können, die imstande sind, die Objekte unserer Umgebung nützlich zu verändern. Diese Kraftgröße also, durch die wir Maschinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und sie ist allerdings eine Größe von festem, nicht beliebig verminderbarem Wert. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameise sein mag, so wird sie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächse gehen nun einmal in eine gewisse absolute Tiefe, der Boden muß also bis zu dieser Tiefe aufgegraben werden; dies setzt voraus, daß Erdmassen von einer gewissen Größe in gewisser Zeit auf gewisse Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerseits nur durch den Gebrauch fester und starker Werkzeuge, also auch nur durch den Besitz einer Kraft, die Stein oder Eisen formen oder regieren kann, erfüllbar wird. Die Kohäsion der Metalle aber ist eine bestimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameise sich wagte, haben nicht eine geringere Festigkeit als die großen, so daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft gelingen könnte. Alle Industrie und Technik beruht zuletzt auf diesem Einsatzkapital einer bestimmten Körperkraft, und ein Pygmäenvolk würde, wie vielseitig auch immer seine Tätigkeit sein möchte, nie zu derjenigen menschlichen Kultur gelangen, die aus der Fähigkeit entspringt, schon Massenhaftes leicht

zu bewegen, und die sich deshalb zu einem Überblick über die ganze Ausdehnung der Erde, zur mittelbaren Überwältigung zwar nicht jedes Maßes, aber fast jeder Art von Schwierigkeiten, endlich zur willkürlichen Benutzung fast aller noch so unzugänglichen Stoffe hat aufschwingen können.

Fügen wir einen zweiten nicht minder bemerkenswerten Vorteil hinzu. Physiologisch nicht vollkommen erklärbar, aber eine Tatsache der Erfahrung ist die beschränkte Lebensdauer nicht nur der skelettlosen Tiere, sondern aller wirbellosen; und zugleich ist die kurze Zeitspanne ihres Daseins sehr häufig von einer merkwürdigen Mannigfaltigkeit der Metamorphosen ihrer Gestalt und Lebensweise ausgefüllt. Beide Charakterzüge scheinen nahe Folgen der Kleinheit des Körpers zu sein; seine Resistenzkraft gegen äußere Einflüsse und gegen die eigene Veränderlichkeit seiner innern Verhältnisse mag überhaupt gering sein, und kaum in Ruhe, sondern nur in beständiger Umformung eine Zeitlang der Auflösung widerstehen. Beide Umstände sind zugleich der Entwicklung des geistigen Lebens nicht förderlich; sie schließen das ganze Tierleben in einen oder in wenige große Kreisläufe der Natur ein und erschweren dadurch notwendig die Bildung, die aus einer Reflexion über öfters wiederholte Erfahrung entstehen könnte; das Jahr mit seinem Wechsel aller Lebensphasen wiederholt sich zugunsten der kleinen Tiere nicht im kleinen: nur die langlebenden erfahren die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturschauspiele. Aber auch die hastige Entwicklung, das schnelle Wachstum und Verblühen, die Häufigkeit der Metamorphosen, alle diese innere Unruhe kann unmöglich dem Seelenleben die stetige bewußte nachdenkliche Entwicklung verstatten, welche dem langlebenden Wirbeltiere der langsam und gleichförmig fortgehende Strom seiner Entwicklung, die maßhaltende Mannigfaltigkeit der äußern Eindrücke und die verhältnismäßig große Gleichartigkeit seiner Lebensgefühle möglich macht.

In keiner dieser Rücksichten scheint auf den ersten Blick der Mensch an der Spitze der Tierreihe zu stehen; an Größe und

Kraft des Körpers übertreffen ihn manche seiner gewöhnlichen Begleiter, der Haustiere; an Lebensdauer die großen Kolosse der Säugetierwelt und manche niedriger gestellte Gattung, an Beweglichkeit sein Zerrbild, der Affe. Aber eine nähere Betrachtung läßt die Vortrefflichkeit seiner Organisation doch größer erscheinen. Es gibt ohne Zweifel eine Grenze, über welche hinaus die Vorteile einer wachsenden Körpermasse zu Nachteilen für die Höhe der Entwicklung werden und nicht mehr mit den günstigen Bedingungen vereinbar sind, welche der Typus der Wirbeltiere dem Leben zu verschaffen sucht. Denken wir uns das Knochengerüst eines Säugetieres nach allen Dimensionen gleichmäßig vergrößert, so wächst die Last der Knochen mit ihrer Länge und mit ihrem Durchschnitt zugleich, aber die Kraft der in ähnlicher Weise vergrößert gedachten Muskeln, die zu ihrer Bewegung dienen sollen, gewinnt nicht durch ihre wachsende Länge, sondern durch die Zunahme ihres Durchschnittes allein, denn sie hängt nur von der größern Anzahl der wirksamen Fasern ab, die in diesem Durchschnitt nebeneinander liegen. Soll dies Mißverhältnis zwischen Last und Kraft ausgeglichen werden, so müssen die Muskeln in stärkerem Verhältnisse sich verdicken als die Knochen, und man sieht, wie hieraus das Bild einer plumperen Körpergestalt entsteht, in welcher die Zwischenräume des Knochengerüstes durch umfänglichere Fleischmassen ausgefüllt, oder, um von entgegengesetzter Seite her durch Verminderung ungünstiger Hebelverhältnisse einen Ersatz zu bieten, die Längenausdehnungen der Knochen möglichst vermindert sind. Diese gedrungenen Körperformen vermögen allerdings eine ungeheure Kraft zu entfalten, aber in einer verhältnismäßig wenig nützlichen Weise; denn ihre geringe Beweglichkeit oder die einseitigen Richtungen, in denen ihre Bewegungen noch freier von statten gehen, hindern sie, ihre Leistungsfähigkeit rasch auf allerlei Angriffspunkte wechselnd zu werfen und dadurch nützlich zu verwerten. Wir bewundern die entsetzliche Stärke des Nilpferdes und des Elefanten, aber in der Tat ist dies mehr eine zerstörende als eine arbeitende und wir würden in Verlegenheit sein,

wenn wir entsprechend große Vorteile nachweisen sollten, die dieses schwierig verwendbare Kapital den Tieren selbst in ihren natürlichen Lebensverhältnissen verschaffte. Nicht diese massenhafte Größe, sondern das Geschenk des beweglichen Rüssels ist es, wodurch der Elefant zu den Leistungen befähigt wird, in denen er klüger, bildsamer und mächtiger erscheint als die andern Untiere. So ist also vielseitige lebhafte Beweglichkeit ohne große Kraft das Eigentum der kleinern, übergewaltige Stärke ohne entsprechende Gewandtheit, aber zu einzelnen Bewegungsformen allein verwendbar, die Mitgabe der großen Tiere; zwischen beiden Extremen steht doch vielleicht der Mensch in einer Mitte, die deswegen, weil sie beide zu einem Gleichgewicht vielseitigster Benutzbarkeit vereinigt, als der wahre Gipfel der Tierreihe zu betrachten ist.

Es ist zweifelhafter, ob wir Ähnliches in bezug auf die Lebensdauer behaupten dürfen. Wir glauben mit Recht die allzuvergänglichen Geschlechter beklagen zu können, denen ihre kurze Lebenszeit nur einen kleinen Ausschnitt des Naturlebens zu schauen vergönnt; wir würden anderseits dem Leben keine längere Dauer wünschen, als ihm nötig ist, um die Summe der Schicksale, aus denen es einen Genuß ziehen kann, durchzukosten und die daraus gezogene Lust zu einer festen schwankungslosen Stimmung zu verdichten. In dieser Meinung kann es uns scheinen, als gewönnen die Tiere durch ihre zum Teil größere Lebensdauer nichts. Nachdem ihr Wachstum vollendet ist, enthält ihre Organisation keine Mittel mehr, um sie von Jahr zu Jahr in neue, der Teilnahme würdige, den Wert und die Schönheit ihres innern Lebens erhöhende Situationen zu bringen; es sind immer dieselben Beobachtungen, die jeder Jahreswechsel monoton mit sich bringt. Auch in dieser Beziehung ist daher doch vielleicht das Los des Menschen das glücklichste. Wir mögen einerseits den Klagen nicht wehren, die in dem Bewußtsein, wie unermeßlich uns unsere Erfahrungen zu immer neuem Fortschritt auffordern, das Leben zu kurz finden, um diese Fülle zu erschöpfen; anderseits aber drängt sich uns doch das Gefühl auf, daß neben dieser stets neuen

Mannigfaltigkeit des einzelnen die großen Erlebnisse, an denen unser Gemüt seinen tiefsten Anteil nimmt, ebenso erschöpfbar sind als die großen und umfassenden Wahrheiten, die uns zugänglich scheinen. Wir geben im stillen zu, daß das Wesentlichste, was dieses irdische Dasein uns bieten kann, innerhalb der natürlichen Grenzen unsers Lebens recht wohl Platz findet, und daß eine beträchtlich längere Dauer keine Steigerung, sondern eine allmähliche Minderung unsers Glückes herbeiführen würde. Durchmißt daher das menschliche Leben selbst unter den günstigsten Umständen kaum jemals ein volles zweites Jahrhundert, und erreicht es gewöhnlich kaum die Hälfte dieses Zeitraums, so bringt doch die Gesamtwirkung aller in unserer Organisation liegenden Vorteile innerhalb dieser engen Grenzen eine Vielseitigkeit der Entwicklung und einen Reichtum des innern Lebens hervor, wie sie außer dem Menschen, der auch hierin der wahre Gipfel der Reihe ist, keinem sterblichen Geschlechte zuteil wird. Er überlebt mehrere Generationen seiner nächsten Gefährten, der Haustiere, und sieht die Enkel derer, mit denen als gleichalterigen Genossen seine eigene Kindheit spielte; was dagegen ihn selbst und seine Generationen überlebt, liegt meist außerhalb seines nähern Gesichtskreises, und er hört von ihm erzählen, ohne vor Augen diese Langlebigkeit zu haben, die ihm seine eigene Vergänglichkeit allzunahe rückte; so fühlt er sich in die rechte Mitte gesetzt. Nur in andern Zonen mag es ein eigenes Gefühl geben, Elefanten vielleicht um sich zu sehen, die aus der Hand der Väter ihre Nahrung nahmen und sie nehmen werden aus der der Enkel, Zeugen früherer Geschlechter und fortlebend noch mit den künftigen, während unsere Heimat nur an die stillen Gestalten ehrwürdiger Bäume diese weitausblickenden fröhlichen oder wehmütigen Träume der Erinnerung und Hoffnung knüpft.

Wir kennen übrigens sehr wenig die mechanischen Gründe, welche das Maß der Lebensdauer bestimmen. Innerhalb desselben Typus der Organisation hat unleugbar die Körpergröße einen verlängernden Einfluß auf dasselbe, aber einen gleich großen der

Lebensplan jeder Gattung, deſſen Geſamtſinn wir nicht unmittelbar kennen, ſondern nur in dem charakteriſtiſchen Gepräge ihrer Körperbildung widerſcheinen ſehen. Große und raſtloſe Beweglichkeit reibt die organiſche Maſſe auf, und die ſchnellfüßigen Geſchlechter der jagdbaren Tiere, die Hunde, ſelbſt die Affen, ſtehen an Lebensdauer ſowohl dem Menſchen, als den größern Raubtieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anſtrengungen ihre Bedürfniſſe befriedigen, ohne einer überflüſſigen Bewegungsluſt nachzugeben. Ebenſo ſind die raſchen kraftvollen aber doch ruhigen Flüge des Adlers eine verhältnismäßig geringere Anſtrengung im Vergleich mit der unaufhörlichen Unruhe des Hin- und Herfliegens, die den leichten Körper der kleinern Vögel verzehrt. Die Trägheit der Amphibien geſtattete dagegen auch den kleinern unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit und die Natur ſcheint dieſe Gunſt dadurch noch geſteigert zu haben, daß ſie die Beſtändigkeit der Blutwärme hier aufgab. Für alle Tiere, deren Leben einen gleichförmigen nicht durch Perioden der Stumpfheit oder des Winterſchlafes unterbrochenen Strom der Tätigkeit bilden ſoll, war dagegen die Selbſtändigkeit einer gleichmäßigen Temperatur eine unerläßliche Notwendigkeit, aber zugleich eine Quelle vielfacher innerer Störungen. Unter dieſen verſchiedenen Möglichkeiten hat die Organiſation des Menſchen die vorteilhafteſte gewählt: eine ſtets bereite, immer wachſame, aber nie in zweckloſer Unruhe ſich aufreibende Vereinigung von Kraft und vielſeitiger Beweglichkeit, die nie Ungeheures auf einmal leiſtet, aber in ihrer Lebensdauer Zeit genug hat, ihre einzelnen Leiſtungen zu einem bedeutenden Ganzen zu verbinden.

Wie nun in allen dieſen Rückſichten, ſo hat die Natur auch in bezug auf die äußern Lebensbedürfniſſe den Menſchen günſtiger geſtellt als die übrigen Tiere. Es iſt bekannt, wie eng ein großer Teil der niederſten Tierwelt paraſitiſch an einen äußerſt beſchränkten Lebensſchauplatz gebunden iſt, der allein die taugliche Nahrung und die übrigen notwendigen Bedingungen des Daſeins gewährt. Die Wirbeltiere ſind alle von dieſem

gröbſten Bande, das an die Erde feſſelt, befreit, aber doch ſind ſelbſt von den Säugetieren viele Gattungen um der beſondern Nahrung willen, zu der ihr Inſtinkt ſie ausſchließlich treibt, an wenig ausgedehnte Wohnplätze und an die ſehr veränderliche Gunſt der Umſtände gebunden. Auch die letzte weiteſte Beſchränkung dieſer Art, die, entweder zu Pflanzennahrung oder Fleiſchkoſt ausſchließlich beſtimmt zu ſein, iſt in der Organiſation des Menſchen hinweggefallen. Sein Gebiß enthält die Zahnformen der fleiſchfreſſenden wie die der pflanzenkauenden Tiere; die Gelenkbildung ſeiner Kinnladen geſtattet ebenſowohl den kraftvollen Zuſammenſchluß beider von oben nach unten, als das reibende horizontale Gleiten derſelben übereinander; Länge und Einrichtung ſeines Darmkanals ſind zu der längerdauernden Verdauung vegetabiliſcher Nahrung ebenſo paſſend wie zu der ſchnelleren des Fleiſches. Der Kreis der Selbſterhaltungsmittel iſt daher für den Menſchen weit gezogen, und aus dem weiten Kreiſe iſt er anderſeits fähig, ſich mit einem geringen Ausſchnitte zu begnügen. Die weſentlichen Beſtandteile, die er zu ſeiner Ernährung unerläßlich bedarf, eiweißartige Körper, die Stoffe aus der Gruppe des Stärkemehls und Zuckers und die Fette, kommen, zwar nicht überall in gleich günſtigen Miſchungsverhältniſſen, in den Pflanzen ebenſoweit verbreitet vor wie in der Tierwelt, und die Erfahrung zeigt Beiſpiele von Völkern, die überwiegend oder faſt ganz ihre Nahrung aus einem der beiden Naturreiche allein ziehen.

Aber ich möchte hinzufügen, daß die menſchliche Organiſation nicht einmal die Beſchränkung auf einen kleineren Teil der ihr zu Gebote geſtellten Stoffwelt mit bedeutenden Modifikationen ihrer Lebenstätigkeit zu büßen hat, obgleich ſie den wirklichen Mangel des Notwendigen freilich nicht ausgleichen kann. Die gegenwärtig hierüber gebräuchlichen Meinungen ſind andere, und man gefällt ſich darin, von der Art und Menge der Nahrung auf kürzeſtem Wege die Eigentümlichkeit und Größe der körperlichen und geiſtigen Lebenskraft abhängen zu laſſen. In der Tat ſind unſere genauen Kenntniſſe über dieſen Zweig der tieriſchen

Ökonomie sehr gering; wahrscheinlich ist nur dies, daß in dem uns bekannten kultivierteren Leben die für notwendig gehaltene Nahrungsaufnahme oft weit das wirkliche Bedürfnis übersteigt. Nur die Erhaltung der Wärme mag einen ziemlich großen Massenverbrauch nötig machen, und dieser würde durch vegetabilische Kost in milderen, durch tierische Fettnahrung bequemer in kälteren Klimaten zu bestreiten sein; die Abnutzung des Körpers durch die Funktion ist dagegen gewiß viel geringer, und sie erfordert schwerlich zu ihrem Wiederersatz eine beträchtliche Aufnahme der dazu allerdings geeigneteren Fleischkost. Das Übermaß der Stoffaufnahme wird entweder zu einer nützlichen Vermehrung der Kraft des Körpers zu verwenden sein oder es wird den Tätigkeiten des Stoffwechsels zur Last fallen und ihnen die unnütze Aufgabe der Wiederzersetzung zuwälzen. Es ist unnötig, der zahlreichen Krankheiten zu gedenken, die offenbar aus diesem letztern Umstande herrühren; was den ersten Fall dagegen betrifft, so hat der lebendige Körper eine gewisse Sättigungskapazität, die ihm nicht erlaubt, jeden willkürlich zugeführten Überschuß an Nahrung nützlich zu verwerten. Nur in Verbindung mit beständiger Übung der Körperkräfte, durch welche die Aneignungsfähigkeit vermehrt wird, kann daher die reichlichere und bessere Nahrung zum Wachstum dieser Kräfte selbst beitragen. Daß nun zu diesem Zwecke Fleischkost ein weit vorzüglicheres Mittel sei als vegetabilische, und daß von dieser Wahl ebenso notwendig die Lebhaftigkeit der geistigen Verrichtungeu abhänge, ist nicht in dem Maße und in dem Sinne richtig, in welchem beides jetzt oft genug behauptet wird.

Überblicken wir zunächst die Tierreihe, so finden wir, daß es dem Stiere unserer Herden weder an Körperkraft, noch an Mut, noch selbst an streitsüchtigem Naturell fehlt, obgleich er dieselbe Weide mit den geduldigeren Kühen besucht; die gewaltige Kraft der Bären und Elefanten wird großenteils durch Pflanzenkost genährt; die Hyäne dagegen entwickelt weder große Kraft noch Mut. Führt man den Löwen und seine Verwandten dagegen auf, so ist doch ihr Ingrimm am größten, wenn sie hungern,

und also der Fleischkost entbehren, so daß ihr Mut wenigstens ebenso leicht für ein Mittel gelten kann, das ihnen die Natur zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gab, als für eine Folge des Stoffes, in welchem sie diese Befriedigung finden. Beweglichkeit und Intelligenz ist ebensowenig ohne Ausnahme an die Art der Nahrung geknüpft; dem grasfressenden Schaf steht die Gemse und das Eichhorn, dem fleischverzehrenden Hunde das Pferd gegenüber. Möglich ist es also der Natur ohne Zweifel, selbst innerhalb eines und desselben allgemeineren Bildungstypus der Säugetierwelt alle möglichen Grade körperlicher Kraft und geistiger Regsamkeit durch die verschiedensten Nahrungsweisen hervorzubringen. Der Grund der Unterschiede muß daher in den angeborenen Eigentümlichkeiten der Gattungen liegen, und wer für den Menschen jenen verschiedenen Wert der Nahrungsweisen behaupten wollte, müßte sich auf Erfahrungen berufen, nicht aber auf doktrinäre Schätzung der Nährkraft der Stoffe; Schätzungen, deren Untriftigkeit die eben angeführten leicht zu vermehrenden Tatsachen beweisen. Alle jene Tabellen, welche die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Gehalt an Eiweiß oder Kohlenhydraten als mehr oder minder vorzügliche Ersatzmittel für Kraft oder Wärme des Körpers ordnen, können nichts sagen, als daß in diesen Substanzen bestimmte Mengen eines Materials vorhanden sind, welches nutzbar zu machen ist, vorausgesetzt, daß die Organisation, der es dargeboten wird, es zu benutzen versteht. Der Nachweis dieser letztern Bedingung fehlt. Zwischen zwei Stoffen von gleicher Reichhaltigkeit an Eiweiß können feine Unterschiede des Aggregatzustandes, der Dichtigkeit, der Mischung mit andern Substanzen stattfinden, um deren willen dennoch der eine dem andern an wirklicher Benutzbarkeit für die tierische Organisation bedeutend nachsteht. Wissen wir doch, wie häufig im Leben eine Vorliebe für die eine Nahrung und eine bis zur völligen Unfähigkeit des Verdauens gesteigerte Abneigung gegen eine andere vorkommt, die in allen chemischen Eigenschaften doch mit jener ersten aufs nächste verwandt ist. Ein Stoff von geringerem

Nahrungsgehalt kann um ſolcher Nebenumſtände willen nahrhafter ſein als ein anderer, der nützliche Elemente konzentrierter und reichlicher, aber in weniger günſtigen Formen enthält.

Wendet man ſich nun an die Erfahrung, ſo findet man, daß reichliche Koſt überhaupt, tieriſche beſonders, ohne entſprechende körperliche Anſtrengung, keinen Zuwachs an Kraft, ſondern nur wachſende Körperlaſt und innere Störungen erzeugt; lebhafte Übung der Kräfte, unterſtützt durch ausgiebige Fleiſchkoſt, entwickelt die größte Stärke des Körpers, aber nicht die größte Feſtigkeit der Geſundheit, denn die Gewöhnung an reichen Erſatz vermindert die Fähigkeit, ſeinen Mangel zu ertragen; dieſelbe Übung mit ſparſamer, aber hinlänglicher Nahrung entwickelt neben einer immer noch großen, obgleich nicht der größten Körperkraft die ſehnigen Geſtalten von größerer Ausdauer unter Beſchwerden und wie es ſcheint ſelbſt höherem Lebensalter; Anſtrengungen ohne genügenden Erſatz führen frühzeitiges Altern herbei, aber es fehlt an Beweiſen, daß überwiegende Pflanzennahrung dieſe Schwächung des Organismus beſonders verſchulde. Wenn man aber von der edleren Koſt ohne Umwege auch die höhere geiſtige Entwicklung ableiten möchte, ſo entfernt man ſich gänzlich von der Erfahrung. Die kalten Dachſtuben, in die ſich oft außer unzureichendem Brot kaum eine andere Nahrung verlor, haben unſterblichere Gedanken entſtehen ſehen, als bisher aus den üppigeren Mahlen moderner Talente erwuchſen, und die neue Generation, die endlich in der Zufuhr von Phosphor den Weg zu einer Steigerung der Intelligenz gefunden hat, findet zugleich einen Schatz von Erkenntniſſen vor, den viele Jahrhunderte, ohne dieſes Mittel zu wiſſen, angehäuft haben, und den mit merklicher Beſchleunigung zu überbieten ſchwer ſein wird. Sollte endlich nicht ſowohl die Einſicht, deſto mehr aber der tatkräftige Mut ein Erzeugnis der beſſern Nahrung ſein, ſo würde dieſe Behauptung uns nur zu einem bittern Rückblick auf die Tätigkeit veranlaſſen, die in nicht lange vergangenen Zeiten die edler genährten Teile der Nation entfalteten; kräftig handeln ſahen wir überall

nur die, die schon vordem diese glücklicheren leiblichen Bedingungen zur Übung des Handelns benutzten. Daß sie dies aber taten, war das Verdienst eines Mutes, der in seiner Lebhaftigkeit nicht von der Nahrung abhängig ist, dem es aber zu gönnen ist, daß er überall in einem hinreichenden leiblichen Ersatz die Möglichkeit finde, auch die Kraft des Vollbringens zu erwerben. Denn niemand freilich wird leugnen, daß die letztere von dem Zustande des Körpers abhängt; scheint aber auch das Feuer des Wollens und seine Nachhaltigkeit unmittelbar von derselben Ursache bedingt zu sein, so können wir dies nur für die Fälle unzweifelhafter Krankheit zugestehen; außerdem aber entsteht die traurige Herabstimmung des Mutes zum Erkennen sowohl wie zum Handeln weit mehr mittelbar von einem Zusammenfluß ungünstiger gesellschaftlicher Lebenszustände, aus denen das geistige Dasein die ihm gebührende Nahrung vergeblich zu ziehen sucht.

Auf dieser Unabhängigkeit von einer bestimmten Form der Nahrung beruht zum Teil die Fähigkeit des menschlichen Geschlechtes, sich den verschiedenartigsten Bedingungen des Klimas anzupassen. Doch rührt sie nicht allein von dieser Ursache her und die Gattungen der Tiere stehen hierin dem Menschen nicht nur um ihres spezielleren Nahrungsbedürfnisses willen nach. Obgleich die Natur den Tieren in dem Wechsel dichterer oder dünnerer Behaarung einen auffälligeren Schutz gegen die Verschiedenheiten der Temperatur gab, sind doch nur wenige von ihnen imstande, eine große Abweichung von ihrem natürlichen Klima zu ertragen, und auch sie vermögen es nur, indem sie als Haustiere des Menschen von der regelmäßigen Verpflegung und der schützenden Unterkunft, die seine Hand ihnen bereitet, Nutzen ziehen. Den meisten Gattungen gedeiht auch ihre gewohnte Nahrung nicht, wenn sie ihren natürlichen Lebensumgebungen entzogen sind. Liegt nun in ihrer Organisation eine Anzahl ungünstiger Umstände, die, uns wenig bekannt, ihre Akklimatisierung verhindern, so ist es anderseits nicht wahrscheinlich, daß der Leib des Menschen an sich viel günstigere Bedingungen zu ihr enthalte. Er würde vielmehr

noch rettungsloser zugrunde gehen, wenn er allein auf die Hilfe seiner organischen Verrichtungen angewiesen wäre, und wenn nicht, von der Überlegung der Seele geleitet, die Kunstfertigkeit der Hände ihm eine größere Anzahl veränderlicher und besserer Schutzmittel bereitete. Daß die Natur ihm diese Werkzeuge des Schaffens zu dem mannigfaltigsten Gebrauche frei ließ und sie nicht zu dem einförmigen Geschäfte der Stützung des Körpers verbrauchte, darin beruht die wahre und große Bedeutung der aufrechten Stellung, in welcher man zu allen Zeiten das Übergewicht der menschlichen Bildung über alle verwandten tierischen gefunden hat.

Eine mehr dichterische als wissenschaftliche, zuweilen mehr sentimentale als genaue Auffassung hat den Sinn dieses unterscheidenden Kennzeichens, wie mir scheint, nicht an der rechten Stelle gesucht. Wohl mag ein ästhetisches Gefühl in der aufrechten Stellung die Bestimmung symbolisiert finden, sich über die Erde zu erheben und das Haupt zu den Sternen zu richten; aber wir können doch nicht leugnen, daß die Sterne des Horizonts auch von dem vierfüßigen Tiere mit gleicher Bequemlichkeit bemerkt werden; die des Zenits dagegen aufzusuchen, kostet auch unserem Haupte noch eine unbequeme Drehung. Und so auffällig an den Boden gefesselt ist der Kopf aller Tiere doch nicht; die Giraffe und das Kameel würde sich uns gegenüber der weit größeren Umschau rühmen können, die ihnen ihr schlank getragener Hals möglich macht. Auch nicht die geringere Berührung des Erdbodens durch zwei Füße allein ist unser ausschließlicher Vorzug; alle Vögel teilen ihn mit uns. Daß endlich die Längenachse unsers Leibes nahezu senkrecht aufgerichtet steht, während die Vögel wenigstens ihr Hinterteil vorwiegend horizontal tragen, ist der einzige ziemlich allgemeine Unterschied, aber auf den möchten wir doch kaum unsern Vorrang begründen. Von Vögeln und Säugetieren dagegen trennt uns unzweideutig die freie und vielseitige Bestimmung der Arme, die weder zur Stütze des Körpers, noch wie die Flügel zum Werkzeug der Fortbewegung, sondern zu einer unermeßlichen Vielförmigkeit der Verrichtungen organisiert sind.

Man hat nun von der Bestimmung zur aufrechten Stellung einen durchgreifenden Einfluß auf die übrige Formbildung des menschlichen Körpers abzuleiten gesucht, und vielfach mit Recht, obgleich wir nicht die Schwärmerei teilen können, mit welcher Herder fast alle Vorzüge der Humanität aus dieser einen Quelle ableiten möchte. Aber da wir nicht begreifen würden, inwiefern an sich eine senkrechte Linie vornehmer wäre als eine wagerechte, so scheint uns vielmehr der andere Versuch gemacht werden zu müssen, zuerst die Notwendigkeit dieser aufrechten Stellung einzusehen, die ja nicht um ihrer selbst willen etwas Vorzügliches ist, sondern vorzüglich nur, sofern sie die Bedingung einer größern Höhe der Lebensleistungen bildet. Ich halte nun den Nachweis für möglich, daß für ein Geschöpf, dessen Bildung einmal dem Typus der Säugetiere angehört, jene Benutzbarkeit der Arme und Hände, deren unendlichen Wert zu schildern wir einer spätern Stelle aufbewahren, nur unter Voraussetzung der aufrechten Stellung denkbar ist. Für Insekten und andere niedere Tiere würde die Sache anders stehen. Die Natur hat ihnen zahlreichere Glieder gegeben, und es blieben ihnen auch für horizontale Stellung des Körpers Stützen genug, wenn einige jener Glieder zu freien Händen entwickelt würden, wie sie denn wirklich in den Tastern, Fühlhörnern und Scheeren Organe von einigermaßen ähnlicher Bedeutung besitzen. Der Typus des Säugetieres bot nur zwei Gliederpaare dar; wurde das eine jener freien Bewegung gewidmet, so fiel die Stützung eines hier viel massenhafteren Körpers dem andern allein zu, in dessen senkrechte Längenachse mithin, wenn wir zunächst nur die ruhende Stellung berücksichtigen, der Schwerpunkt des Körpers fallen mußte. Dies führt nicht sofort zu dem, was wir die aufrechte Stellung des Menschen nennen; der Bau der Vögel löst diese mechanische Aufgabe auch, aber bei überwiegend horizontaler Richtung der größern Körpermasse. Die Beckenknochen des Vogels verlängern sich mehr nach hinten, an die Schwanzwirbel schließt sich der Fächer der Schwanzfedern. Häufig weit länger als der Leib, und trotz seiner geringen Schwere, wirkt der

Schwanz, indem er unter günstigen Hebelverhältnissen den Gegendruck der Luft benutzt, als ein Gegengewicht gegen die Last des Körpers, der sich nach der andern vorderen Seite des Drehpunktes ausdehnt. Die spitzwinklige Einknickung des Oberschenkels nach dieser Vorderseite hin, und die Stärke der Muskelwirkung, die ihn überwiegend in dieser Richtung erhält, verlegt jenen Drehpunkt, der eigentlich in der Mitte einer Querlinie zwischen beiden Gelenkköpfen der Oberschenkel liegen würde, mehr nach vorn, dem Schwerpunkte des Körpers näher; in vielen Gattungen endlich wird die an sich unbedeutende Last des Kopfes durch einen langen gekrümmten Hals ebenfalls nach der Mitte des Körpers, der Schwerlinie nahe zurückgebogen, in manchen Stellungen sogar hinter diese zurück, so daß sie dann als Gegenlast gegen die vordere Hälfte des Körpers dienen kann. Durch solche Einrichtungen war ein zweifüßiger Gang möglich gemacht, und die Arme konnten sich frei zu Flügeln entwickeln. Um aber zum Fluge benutzbar zu sein, durften sie nur eine geringe Körperlast zu bewegen haben; die Ersparung an Masse, die dem Vogel ein notwendiges Prinzip wurde, zeigt sich unter anderm auffallend an der Schlankheit der Beine, deren bewegende Muskeln dicht an den Leib gerückt sind, während die Längenachse des Beines nur von festen, dünnen Sehnen begleitet wird. Daraus entsteht eine Unsicherheit des Gleichgewichtes, die in dem Vogelkörper sehr merkbar ist. Die geringe Masse der Beine kann nicht durch ihr bloßes Gewicht den Verrückungen des Schwerpunktes über die Ebene hinaus, in welcher sie ihn stützen, leicht entgegenwirken; wir sehen daher den Vogel jedem Ungleichgewicht seiner Stellung zugleich durch Bewegungen der Flügel, des Schwanzes und des Kopfes begegnen, durch deren vereinigte Wirkung, teils indem sie den Widerstand der Luft benutzen, teils indem sie durch ihre Lagenveränderung den Schwerpunkt des Körpers verrücken, der Neigung zum Falle widerstanden wird. In dem ruhigen Gange der Vögel ist es besonders das beständige Vor- und Zurückstoßen des Halses, worin sich diese Anstrengung zum Gleichgewicht verrät.

Die Organisation des Säugetieres bot ähnliche Hilfsmittel nicht; sie konnte ihren weit massenhafteren Körper auf zwei gleich dünnen Säulen nicht in horizontaler Richtung balancieren, da sie ihm weder einen fächerförmigen Federschweif als Gegengewicht, noch Flügel geben konnte, deren Stoß gegen die Luft nach vorn dem Übergewicht der vorderen Körperhälfte entgegenwirken konnte. Vielleicht könnte ein grübelnder Scharfsinn allerhand abenteuerliche Formumänderungen erdenken, die dennoch zu diesem Ziele führten; aber sie würden ohne Zweifel von dem einmal feststehenden Typus der Säugetierbildung weiter abweichen als die Wahl, welche die Natur wirklich traf, die Aufrichtung der Längenachse mit allen den Modifikationen der Gestalt, die in ihrem Gefolge unerläßlich waren. Zu ihnen gehört vor allem die Bildung der Beine. Zunächst ihre Massenhaftigkeit, durch welche sich der Mensch vor allen ihm verwandten Tieren auszeichnet, denn selbst die vier Beine des Elefanten sind ein geringerer Teil seiner Körpermasse, als die zwei des Menschen verglichen mit der seinigen. Diese Fülle war notwendig, um die große Last des Leibes bei ihrer Gesamtverschiebung gegen die Achse der Beine, bei Beugung und Streckung teils durch eine gewisse Gegenlast zu balancieren, teils diese Bewegungen selbst durch kraftvolle Muskelwirkung zu ermöglichen. Daher umgibt das Becken und seine Verbindung mit dem Oberschenkel ein Reichtum von Muskeln, gegen den das ärmliche Gesäß des Affen absticht. Dieselbe Fülle setzt sich fort über die Oberschenkel herab, denn auf den beiden Gelenkköpfen dieser Knochen allein schwebt der Rumpf, und jede seitliche Drehung desselben, die bei feststehenden Füßen ausgeführt werden soll, erfordert, weil die Verbindungslinie jener Gelenkköpfe nun eine neue Lage annehmen muß, auch eine entgegengesetzte Abweichung beider Beine von der früher vertikalen Richtung ihrer Achse. Dreht in aufrechter Stellung bei zusammenstehenden Füßen der Körper sich rechts, so weicht die Achse des rechten Beines rückwärts hinter die Senkrechte nach links, die des linken neigt sich vorwärts nach rechts; Bewegungen von unbedeutendem Umfang, aber großer

Kraft, und nicht nützlich ausführbar ohne die bedeutenden Muskelmassen, welche am Oberschenkel fortlaufend der Veränderlichkeit seiner Lage gegen das Becken dienen. Gleiches Aufgebot erforderte die Herbeiführung des Aufstehens selbst, namentlich wo dies unter dem Druck einer getragenen Last zu geschehen hatte; auch diese Aufgabe, das Kniegelenk kraftvoll zu strecken, führt zur Vergrößerung der Muskelmasse des Oberschenkels, während das ruhige Stehen, der Gewinn dieser Anstrengung, auf einfachere Weise unterhalten wird. Denn beim Stehen bildet die Knochenachse des Beines keine völlig gerade senkrechte Linie, sondern der Oberschenkel macht mit dem Unterschenkel nach vorn im Knie einen stumpfen Winkel, dessen weiteres Einknicken nach hinten teils durch die Kniescheibe, teils durch die starken Kreuzbänder verhindert wird, welche am Kniegelenk hinten die Enden des Ober- und des Unterschenkels verbinden, und deren Anspannung allein, ohne Mitwirkung lebendiger Muskelkraft, jene Stellung des Beines forterhält. Die geringste Bewegung des Körpers, wie sie namentlich so leicht eine getragene Last hervorbringt, stört indessen dieses Gleichgewicht und nötigt, wieder die Anstrengung der Muskeln zu Hilfe zu rufen. Die geringe gegenseitige Drehbarkeit, welche außerdem Ober- und Unterschenkel gegeneinander und nur unter besondern Verhältnissen besitzen, erlaubte, die Gegend des Knies selbst von größeren Muskelschichten frei zu lassen; sie treten dagegen mächtig wieder auf in der Bildung der Wade, durch deren Entwicklung ebenfalls das menschliche Bein von dem der verwandtesten Tiere abweicht.

Der Gang des Menschen ist noch eigentlicher als das Schreiten der Tiere ein beständig unterbrochenes Fallen. Indem die Ferse sich vom Boden erhebt, erhebt sie mit sich die ganze Last des Körpers und läßt sie nur noch durch den Ballen des Fußes und die Zehen unterstützt; unterdessen schwingt ohne lebendige Anstrengung dem Pendel gleich das andere Bein vorbei, um dem vorwärts geneigten Körper durch sein vorrückendes Auftreten einen neuen Stützpunkt zu geben. Allein nicht bloß der natürliche

Gang erfordert dieſe wenig umfängliche, aber kraftvolle Hebung des Körpers, und er erſcheint uns ungebildet, wo dieſe fehlt, und geziert, wo ſie über ihr Bedürfnis übertrieben wird; auch das Aufſtehen aus jeder gebogenen Knielage, das Erſteigen von Anhöhen, die Aufhebung jeder Laſt macht die Mitwirkung derſelben Muskeln nötig. Dieſe eigentümlichen Bewegungsbedürfniſſe, deren Befriedigung bei dem vierfüßigen Gang auf eine Mehrheit zuſammenwirkender Glieder verteilt wird, haben die Bildung des menſchlichen Fußes ſehr abweichend von der des tieriſchen geſtaltet. Viele Knochenſtücke von verſchiedener Form und Größe, durch feſte ſehnige Bänder ſtraff und doch elaſtiſch verbunden, bilden ein flaches bogenförmiges Gewölbe, das nur vorn und hinten den Boden berührt, die Mitte des Fußes dagegen über ihm erhaben läßt. Auf dem höchſten Punkte des Bogens, dem hintern Ende nahe, befindet ſich die Gelenkfläche, auf welcher der herabſteigende Unterſchenkel ſenkrecht zur Längenrichtung des Fußes ruht, und von welcher aus die ganze Laſt des Körpers ihren Druck geteilt durch die beiden Zweige des Bogens nach vorn und hinten zum Boden ableitet. Für die Muskelwirkungen bildet der Fuß auf dieſe Weiſe einen zweiarmigen Hebel, an deſſen hinteren Arm, den Ferſenvorſprung, ſich die kurze und dicke Sehne der kraftvollen Wadenmuskeln heftet, die jene elaſtiſche Hebung der ganzen Körperlaſt, eine der ausgezeichnetſten Eigentümlichkeiten menſchlicher Bewegungsweiſe, bewirken. Kein Tierfuß zeigt hierin eine gleiche Anordnung. Die einzelnen Knochen, die in dem menſchlichen eng untereinander zu einem Ganzen verbunden ſind, das auch äußerlich durch ſeine horizontale Richtung eben als Fuß gegen das ſenkrechte Bein ſich unterſcheidet, haben in der Tierreihe mannigfache Umformungen und Lagenveränderungen erfahren. Wie das Kniegelenk in den Säugetieren mit Verkürzung des Oberſchenkels dem Leibe ſich genähert, ſo hat ſich das Ferſengelenk vom Boden erhoben und die verlängerten Knochen des Mittelfußes ſchalten ſich zwiſchen dasſelbe und die umgeformten Zehen ein. Für viele Gattungen bilden die Zehen die einzige zum Gange benutzte Be-

rührungsfläche, wenigere treten als Sohlengänger auf die Fläche des ganzen Fußes. Die Füße der Affen sind bekanntlich handförmig gebildet, und zum Aufenthalt auf Bäumen, zum Klettern und Greifen bestimmt, eignen sie sich so wenig zu längerem Gehen, daß die ausschließliche Bestimmung des Menschen zu aufrechter Stellung durch sie nicht zweifelhaft wird. Er allein vermag das Bein in eine vollkommen geradlinige senkrechte Richtung auszustrecken, die rechtwinklig auf dem unterstützenden und bewegenden Hebel des Fußes ruht; alle Tiere gehen, wenn sie gehen, mit gebogenen Knien und bedürfen deshalb selbst zu ruhender aufrechter Stellung einer Kraftanstrengung, die dem Menschen erspart ist.

Es würde verführerisch sein, in eine genaue Untersuchung dieser Organisationsverhältnisse einzugehen, die wir hier nur in sehr oberflächlichen Zügen andeuten konnten; es würde noch mehr Interesse haben, nachzuforschen, welche weiteren Nachwirkungen diese Bestimmung zur aufrechten Stellung auf den Bau und die Verrichtungen des übrigen Körpers ausübt. Wir sind nicht in Zweifel darüber, daß ein enger Zusammenhang alle Einzelheiten der organischen Struktur umfaßt, aber nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Wissenschaft müssen wir doch behaupten, daß die außerordentlichen Einflüsse, welche man in diesem Betracht dem Aufrechtstehen zuschreibt, nicht vollkommen beweisbar sind. Mehr nur aus dem tatsächlichen Zusammenvorkommen der menschlichen Gestalt mit dem aufrechten Gange und aus der vortrefflichen ästhetischen Übereinstimmung jener Form mit dem Sinne dieser Verrichtung schließt man darauf, daß zwischen der senkrechten Aufrichtung der Körperachse und dem übrigen Bildungsgepräge des Menschenkörpers auch ein notwendiger mechanischer Zusammenhang stattfinde. Für den Bau und die Funktion der innern Organe läßt sich keine bedeutende Rückwirkung nachweisen, und die Annahmen Herders, alle Kräfte würden in aufrechter Stellung anders wirken, das Blut anders die Nerven reizen, entbehren, wenn sie sich auf erhebliche und für die Lebensweise nachweisbar wichtige Unterschiede beziehen sollen, jeder Begründung. Auch in

dem äußeren Bau des Oberkörpers finden wir nur einen beträchtlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier, den Stellenwechsel der größten Querdurchmesser. In vierfüßigen Tieren haben Brustkorb und Leib vom Rücken nach der Bauchseite hin eine größere Länge, als ihre Breite von rechts nach links beträgt; die Rippen des Menschen dagegen wölben seine Brust vorwiegend nach der Breite hin, und sein Brustbein tritt zurück, der Wirbelsäule näher. Auch die Form des Beckens und selbst die der Beine zeigt diesen Unterschied; die Schenkel der meisten Vierfüßler sind flach, von beiden Seiten zusammengedrückt; das Bein des Menschen verrät in seiner Rundung die zunehmende Breitendimension, die noch auffallender in der Gestalt der Hüfte hervortritt. Für den aufrechten Gang ist diese Einrichtung vorteilhaft, denn die Last des Körpers ist so vorzugsweise in der Richtung einer Ebene gesammelt, welche senkrecht zu der unterstützenden Richtung des Fußes steht. Die Länge des Fußes hätte beträchtlicher sein müssen, wenn sie einer von vorn nach hinten angesammelten Masse gleich gut als Widerhalt hätte dienen sollen. Nach den Seiten hin ist dagegen wegen der Richtung der Hauptgelenkverbindungen die Hinfälligkeit des Körpers geringer, und er bedurfte hierin weniger Unterstützung; findet aber dennoch eine sehr ausreichende, da in dieser Richtung seiner größten Breite zwei Füße es sind, die sich in seine Last teilen und sich in der Bekämpfung ihrer seitlichen Neigung unterstützen. Ein Übergewicht des Körpers dagegen nach vorn hin wird nur dann durch zwei Füße bekämpft, wenn diese voreinander gesetzt sind; stehen sie zusammengeschlossen, so gelten sie nach der Richtung einer vorwärtsgehenden Bewegung nur für eine Stütze.

Die Bildung des menschlichen Kopfes können wir nicht als eine notwendige Folge des aufrechten Ganges erweisen, so schön sie freilich, nachdem sie da ist, mit diesem zusammenstimmt. Je größer der Kopf und je länger der Hebelarm des Halses, an dem seine Masse hängt, um so mehr Kraft erfordert sein horizontales Tragen bei vierfüßigem Gange. Die aufrechte Stellung erspart

dieſen Teil des Kraftaufwandes, und einen weiteren Vorteil würde ſie nur darin finden, die Laſt des Kopfes möglichſt ſymmetriſch um die Gelenkflächen zu verteilen, mit denen er auf ſeiner unmittelbaren Unterſtützung, der Halswirbelſäule, aufſitzt. Hierzu war die große Veränderung der Kopfbildung, wie wir ſie von den Säugetieren zum Menſchen eintreten ſehen, die Vergrößerung des Schädelgewölbes und die Verkleinerung des Geſichtsteils, die Zurückdrängung namentlich der Naſe und des Gebiſſes aus ihrer Verlängerung nach vorn, mechaniſch nicht notwendig. Der längliche Säugetierkopf hätte ebenſogut rechtwinklig auf der Säule des Halſes äquilibriert werden können, wie wir den Fuß nur bei dem Menſchen dieſelbe Stellung gegen die Achſe des Beines einnehmen ſehen; nichts wäre hierzu weiter nötig geweſen, als daß das Hinterhauptsloch, durch welches das Rückenmark ſich in das Gehirn fortſetzt, etwas mehr nach vorn gerückt und die Beugung, mit welcher die Richtung des Marks in die Hauptrichtung des Gehirns übergeht, noch etwas größer geworden wäre, als ſie im Menſchen wirklich iſt. Die tierähnlichen Bildungen, die der menſchliche Kopf in der Tat häufig zeigt, das merkliche Hervortreten des Mundes und die Zurückweichung der Stirn, eine typiſche Geſichtsform ganzer Raſſen, deren Gang doch nicht weniger aufrecht iſt, laſſen erkennen, daß der Zuſammenhang zwiſchen Kopfgeſtalt und Körperſtellung, obwohl gewiß vorhanden, doch kein ſo ganz unmittelbarer iſt. Natürlich mußte der Umſtand, daß die Bauchſeite des Leibes jetzt zur Vorderſeite geworden iſt, nach der alle Ortsbewegungen geſchehen, und nach welcher hin ſich auch die Tätigkeit der Arme zunächſt erſtreckt, auch die Lagerung der Sinnesorgane nach dieſer Seite hin zweckmäßig machen. Aber weder dies noch das Bedürfnis, einem für die zunehmenden Lebenszwecke an Maſſe anwachſenden Gehirn Raum zu verſchaffen, nötigte an ſich zu dieſem weiten Abgehen von dem gewöhnlichen Bildungstypus der ganzen Säugetierklaſſe. Innerhalb der allgemeinen Gleichförmigkeit dieſes Typus wechſelt jedoch überhaupt von Gattung zu Gattung die Kopfbildung charakteriſtiſch genug,

teils nach der Eigentümlichkeit des Nahrungsbedürfnisses und der nötigen Mittel zu seiner Befriedigung, teils mit dem geistigen Naturell und der Gemütsart überhaupt; und so können wir uns begnügen, auch die Gestaltung des menschlichen Hauptes als die Variation zu betrachten, die den deutlichsten Ausdruck eines zu höherer Bestimmung berufenen Innern gewährte.

Es sei denn, daß wir uns selbst diese Auffassung durch die ungünstigen Seitenblicke abgeschnitten hätten, die wir früher auf Ansichten warfen, welche sich zu einer symbolischen Deutung der Naturformen hinneigten. Aber jene Äußerungen sollten nicht bezweifeln, daß auch Schönheit zu den Zwecken der Schöpfung gehöre. Nur dies konnten wir nicht zugestehen, daß es der Natur vor allem auf Repräsentation ankomme. Wo sie ein Geschöpf zu einer großen Bestimmung beruft, ist es nicht ihr erstes, ihm eine äußerliche Form als Siegel dieses Berufes aufzudrücken, sondern ihre weit ernstere Mitgift besteht darin, daß sie ihm alle praktischen Mittel zur Geltendmachung dieses Berufes und zur Behauptung seines Ranges zu Gebote stellt. Sie gibt ihm zuerst die Macht etwas zu sein, nicht zuerst die Form, etwas zu scheinen, und sie verläßt sich darauf, daß am Ende der wirkliche Besitz und Gebrauch der Macht auch immer die ausdrucksvollste Art ist, sich ihren Schein zu sichern. Es kam daher wenig unmittelbar darauf an, daß der Mensch zum Symbol seiner Herrschaft seinen Leib aufrichte, eine Stellung, die ihm die Fettgänse des Polarmeeres mit nutzloser Feierlichkeit kopieren; es lag mehr daran, daß diese Stellung allein ihm die Möglichkeit zu jenen Handlungen gab, durch welche er in Wirklichkeit diese Herrschaft über alle andern Geschlechter ausübt. Nachdem dies Wichtigste getan und der Kern geschaffen ist, wer würde dann nicht wahrscheinlich finden, daß ihm die Schale entsprechen, daß in der äußeren Körperform der Gesamtcharakter des Innern einen Ausdruck finden werde, soweit Inneres überhaupt durch räumliche Formen darstellbar ist? Aber eben hier zeigt sich die Unsicherheit jener Symbolik, welche unmittelbar geistige Eigenschaften an Raumformen knüpft,

ohne als Zwischenglied die mechanische, praktische Bedeutung dessen, was in diesen Formen auftritt, zu berücksichtigen. Ich rede gar nicht von jener naiven Auffassung, für die alle Schönheit in einfachen Zahlenverhältnissen liegt, und daher durch Eingehen dieser Proportionen in die äußerliche Gestalt auch jeder Erscheinung, gleichviel, welches ihr Sinn sei, ohne weiteres mitgeteilt werden kann. Vielmehr gerade jene Ansichten, welche ausdrücklich symbolisieren und auf die Bedeutung der Teile in ihrer Art sich einlassen, zeigen ihre Nichtigkeit darin, daß es ja kaum irgend eine erdenkliche Körperform würde geben können, die sich nicht mit gleichem Tiefsinn befriedigend würde deuten lassen. Geht der Mensch aufrecht, so ist es bedeutsam, daß er nur mit den Füßen die Erde berührt, das Haupt zum Himmel hebt; daß er nun doch nicht fliegt, ist auch bedeutsam, denn er bezeugt dadurch seinen steten Zusammenhang mit der Erde, seiner Mutter; ginge er nun auf vier Füßen wie die Giraffe, so wäre es noch bedeutsamer, denn dann wendete er der Mutter Erde, wie es Recht ist, nur sein irdisches Teil, den Leib, zu, während das Haupt, Niederes verachtend, zur Höhe strebte. Jetzt, da der Mensch seine Brust breit gewölbt den Stürmen entgegenkehrt, wie bedeutsam ist dieser erwartende Trotz! Hätte er aber das vorstrebende Brustbein des Vogels, so wäre das wieder bedeutsam, denn nun schiene erst recht sein Mut dem Strome der Dinge entgegenzustreben; wäre endlich seine Brust vertieft und ausgehöhlt, wie gemütvoll symbolisierte dann diese Form die Sehnsucht, die Welt in die Tiefe des eigenen Herzens aufzunehmen! Zu diesem Spiel der Sentimentalität und eines fruchtlosen Witzes führt zuletzt immer die Neigung zu unmittelbarer Deutung von Raumformen, deren Ausprägung als solcher, oder deswegen, weil sie etwa an sich feste Erscheinungsweisen einer Idee wären, gewiß nie zu den Absichten der Natur gehört. Gibt es eine ausdrucksvolle Schönheit der Gestalten, so liegt sie immer darin, daß wir in der Form zunächst die durch sie mögliche Handlung erkennen, daß wir aus den Umrissen des Körpers, ihrer weichen Verschmelzung oder kraftvollen Absetzung gegeneinander,

aus den Größenverhältniſſen der einzelnen Teile ein Bild der Intenſität der lebendigen Kraft gewinnen, der Leichtigkeit, mit der ſie erweckt wird, der ſchnellen Veränderlichkeit, deren ſie fähig iſt, des Genuſſes, den das übereinſtimmende Gleichgewicht ſeiner mannigfachen Teile dem lebendigen Weſen ſelbſt gewährt, der Stimmung, die um dieſer Eigentümlichkeiten ſeines Baues willen ſein Inneres füllt, endlich der Leidenſchaft, die in ihm bereit zum Hervorbrechen ſchlummert oder von ihm gebändigt wird.

Dieſes Bild aber des Lebendigen kann nur dem gleich Lebendigen zuteil werden; nur die eigene Erfahrung und die durch ſie geleitete Beobachtung anderer Geſchlechter kann uns in der menſchlichen Geſtalt den Ausdruck finden lehren, den wir bewundern. Die Natur gab nicht dem Menſchen die ſteil aufſtrebende Stirn, damit er gedankenreich ausſehe; dieſe Stirn iſt an ſich nichts als eine leere Wand. Nur die Erfahrung und der unbewußt wiſſenſchaftliche Inſtinkt des Menſchen lehrte ihn, an dieſer Stelle die Werkſtatt des geiſtigen Lebens zu ſuchen und die Stärke desſelben nach der räumlichen Ausdehnung jener zu ſchätzen. Ohne Zweifel gibt es Formen, denen als ſolchen, ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung, eine gewiſſe Schönheit, nicht die höchſte, zukommt; aber zu ihnen gehören die ſymmetriſchen Figuren der Kriſtalle und die anmutigen farbenreichen Geſtalten der Blumen weit mehr, als die Lineamente eines menſchlichen Kopfes. Hätte eine Baumwurzel es in ihrer Art, ebenſo geformt zu ſein wie er, ſo würden wir uns bald überzeugen, wie gar kein ſelbſtändiger Reiz in dieſer Krümmung des Schädelgewölbes, in den geſchwungenen Linien der Augenhöhlen, in der Rundung der Wangen, in dem Schnitte der Lippen liegt. Das alles iſt, als bloße Form betrachtet, ein verworrener Haufen von Erhöhungen und Vertiefungen; erſt das Wiſſen darum, welche Kräfte des Geiſtes innerhalb jener monotonen Wölbung arbeiten, welche Lieblichkeit des Gemütes mit Augen und Lippen als Werkzeugen ihres Tuns waltet, erſt dies Verſtändnis läßt alle jene Raumformen ſchön erſcheinen. Die Natur gab alſo nicht den Geſchöpfen gewiſſe an

sich bedeutsame Formen, um durch deren selbstverständliche Symbolik ihrem Innern einen angemessenen Ausdruck zu verschaffen, sondern indem sie den lebendigen Wesen Mittel zum Handeln gab, wurden allemal die an sich gleichgültigen Formen, in denen diese Organisation ihre erscheinende Oberfläche fand, von selbst zu bedeutsamen Symbolen für alle, denen eigene innere Erfahrung oder Beobachtung fremder Natur die Fähigkeit verliehen hatte, die unter der Oberfläche arbeitende Kraft zu erraten.

Daß aber diese Kraft überhaupt sich verriet und daß nicht ein ungegliedertes Äußere sie ganz verbarg, das allerdings mag zu den Absichten der Natur rechnen, wer überhaupt von solchen spricht. Nicht freilich, damit nur diese Erscheinung da sei, ließ sie die Oberfläche dem Innern entsprechen; nicht auf die Tatsache kam es an, daß Inneres sich äußere; denn was wäre Gutes gewonnen gewesen, wenn nun dieses Spiel in größter Vollkommenheit gelungen wäre? Erscheinung eines Wesens setzt überall ein zweites voraus, dem es erscheint, und das Glück des gegenseitigen Füreinanderseins, das daraus entspringt, ist der reale und ernste Zweck, dem alle Erscheinung dient. Ein müßiges Pendelspiel dagegen wäre es, wenn der schaffende Weltgrund ohne diesen Zweck nur die beständige Oszillation zwischen Äußerung des Wesens und Wiederverinnerung der Äußerung vollzöge, die bekannte langweilige Urbewegung, in welcher jene verhängnisvolle, alles in Symbol ohne ernstlichen Nutzen auflösende Ansicht auch hier wieder eine an sich heilige und unverbrüchliche Notwendigkeit zu sehen glaubt. Das Tier ist nicht zu vereinsamtem Leben bestimmt, sondern zum Verkehr mit seinesgleichen; je höher und ausgebreiteter der Inhalt seines Lebens, um so mehr soll es nicht allein die Einwirkungen anderer blind empfangen, sondern sehend werden auch für die innern Regungen des andern, von denen es augenblicklich nicht leidet; auf diesem Verständnis und Mitgefühl beruht jeder Umgang, und eben das, was wir mit diesem Worte sagen wollen, unterscheidet den Verkehr des Lebendigen von aller Wechselwirkung der Stoffe. Jede Gattung wird daher zunächst

ihresgleichen verstehen und schön sein für ihresgleichen; haben aber einem bevorzugten Geschöpfe seine höheren Lebenszwecke eine Vielseitigkeit der Organisation verliehen, mit deren größerem Reichtum es sich in die einfacheren Regungen weniger begünstigter Geschlechter vertiefen und sie mitgenießend wiederholen und verstehen kann, so werden wir ihm nicht verdenken, wenn es sich zum Richter über die Schönheit aller Gestalten macht und die höchste Vollendung in derjenigen Form findet, die das bedeutendste innere Leben und am deutlichsten jeden leisesten Zug desselben widerspiegelt.

Wie wollten wir leugnen, daß in jeder dieser Rücksichten der menschliche Körper an der Spitze der Geschöpfreihe steht? selbst von denen, deren Bildungsgesetz dem seinigen am meisten ähnlich ist, durch eine immer noch große Kluft geschieden? Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Stufenleiter der tierischen Gestalten, so sehen wir die Entwicklung derselben hauptsächlich darin fortschreiten, daß die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke von außen immer zarter und leichter erregbar, ihre rückwirkende Herrschaft über die kleinere Welt des Leibes selbst, wie über die größere Außenwelt, immer vielseitiger und doch an immer einfachere Mittel geknüpft wird. Ihre niederen Geschöpfe umgibt die Natur mit starren Panzern und Schalen, die nur den letzten Lärm der Arbeit in den vorgestreckten Gliedern, nicht die lebendige Elastizität auch in der Ruhe des Leibes erscheinen lassen; sie mildert allmählich diese Starrheit; das Federkleid des Vogels, der Pelz des Säugetieres läßt nach und nach mit zunehmender Beweglichkeit die kraftvolle und gelenkige Muskulatur hervortreten, die der Schuppenmantel des Fisches noch völlig verbarg; aber erst die nackte Haut des Menschen verrät alle jene leisen Spannungen und Dehnungen, die einander unterstützend und verstehend, Bewegung oder Gleichgewicht suchend, wie eine zusammenhängende Melodie durch seine Gestalt laufen. Hier zuerst füllt das volle warme Leben mit seinem Pulsschlag ganz die Grenzen der erscheinenden Form aus, während das zierliche Bild des Vogels nur

mit einer gerundeten Hülle von Federn, manches vierfüßige Tier nur mit einer Wolke von Haaren einen unschönen und eckigen Körperumriß überkleidet. Aus der unentschiedenen Masse des Leibes tritt im Fortschritt der Tierreihe immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrschenden Willens, in einen gemessenen Gegensatz zu dem übrigen Ganzen; weder dumpf in den Leib zurückgezogen wie in Krustazeen und Fischen, noch allzubeweglich wie bei schwachsinnigen Insekten an fadenförmigem Stiele schwankend, geht es schon in den Säugetieren als der kraftvoll beherrschende Anfang des Körpers voran, nirgends doch so deutlich an seine Spitze gestellt, wie durch den Hals des aufrecht stehenden Menschen. Und diesem Geiste, dessen Sitz es bildet, gehört eine stille und geräuschlose Macht über die Welt, nicht eine solche, die mit großem Lärm und ungeheurem Aufwand von Mitteln zum Fahnden der äußeren Dinge nur die Anstrengung verriete, die sie machen müßte. Darum wächst der Umfang des Kopfes nicht mit dem Umfang seiner Leistungen; mit dem Zunehmen der Masse, welche die Seele zu ihren Verrichtungen bedürfte, würde der Zauber ihrer Macht abnehmen; jede Vielfältigkeit hervorspringender Mittel, die sie benutzen müßte, würde nur ihre eigene Hilflosigkeit verraten. Abenteuerliche Verlängerungen und Auswüchse mag daher die Natur den Sinnesorganen ihrer niederen Geschöpfe geben, in den höheren, und im Menschen am meisten, drängt sie diese Werkzeuge ohne Aufsehen in einen kleinen Raum zurück. Die Augen starren nicht hervortretend in die Ferne, wie in Furcht, daß die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen sind sie vielmehr gewiß, das Fernste dennoch zu beherrschen. Weder zum Ergreifen der Nahrung, noch zum Rufen drängt sich der Mund vor; der bedeutsame Klang des Wortes wird mühelos von der Lippe fließen, denn es ist nicht mehr die Kraft des Schreies, womit die Seele wirken will, jener rohe Laut, zu dessen Entlassung das Tier mühsam Kopf und Hals vorstreckt. Und ähnlich verfährt die Natur in den Organen der Bewegung. Niederen Geschöpfen gibt sie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit

Saugnäpfen, Warzen, Wimpern, ohne Knochen und Gelenke, einer widrigen Verdrehbarkeit fähig; in den höheren beschränkt sie diesen Aufwand, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt und besonders die der gleichen und ähnlichen. Sie verringert jene rankende Beweglichkeit einer zu großen Anzahl von Gelenken und läßt diese nur in den Fingern der menschlichen Hand in verkleinertem Maßstab fortbestehen. Aber die wenigen übrig gelassenen Glieder dehnt sie dafür zu warmer Fülle und Rundung aus; Arme und Beine der menschlichen Gestalt durchdringt bis in ihre äußersten Grenzen der Puls des Lebens. Wie anders erscheinen uns die dünnen Beine der Insekten, in vielfachen Gelenken zusammenknickend, äußerlich angeheftete Stelzen, in deren fadenförmige Dimensionen sich unmöglich ein volles Leben scheint verlieren zu können! Wie anders die Steifigkeit des sehnigen Vogelbeins, und wie sehr stehen selbst die Haustiere, deren Kraft und elegante Bewegung wir bewundern, an so vollständiger, weicher und kraftvoller Belebung des ganzen Körperumrisses zurück!

Wozu sollten wir jedoch eine Betrachtung fortsetzen, die nur zerstückt jene Vorzüge aufzählen könnte, in deren lebendiger Vereinigung erst die Phantasie den vollen Wert der menschlichen Bildung empfinden würde? Möge deshalb der Anschauung der Natur oder der Kunstwerke diese Aufgabe überlassen bleiben, die bedeutungsvolle Schönheit einer Gestalt nachzufühlen, von welcher unsere Überlegungen den praktischen Nutzen hervorzuheben hatten.

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Tierähnlichkeiten. — Verschiedenheit der Rassen. — Hypothesen über die Entstehung. — Neger, Indianer, Malaien, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart.

Eine gewöhnliche Täuschung läßt dem Reisenden in einem neubetretenen Lande jedes Gesicht dem andern ungewöhnlich ähnlich erscheinen; die wirklich vorhandenen gleichen Nationalzüge treten im Gegensatz zu der heimischen Bildung so auffallend hervor, daß ihre eigenen mannigfaltigen Unterschiede im Anfange der Aufmerksamkeit entgehen. Vielleicht ist es ein ähnliches Vorurteil, das uns überredet, in denjenigen Tierklassen, deren Organisation von der unsrigen weiter abweicht, nur gleichwertige Exemplare eines Gattungstypus zu sehen, ohne daß das eine vom andern durch wesentlich individuelle Züge, die veränderliche Größe und Kraft der Ausbildung abgerechnet, sich unterschiede. Den Tieren selbst erscheint dies vielleicht anders; indessen werden wir doch mit unserem Vorurteil schwerlich ganz Unrecht haben. Denn auch in den höheren, uns weit ähnlicher organisierten Klassen überwiegt doch, soweit unsere Beobachtung reicht, das Naturell der Gattung so sehr, daß individuelle Züge kaum merklich gegen dasselbe in Betracht kommen; erst die Haustiere, denen die Teilnahme am menschlichen Verkehr eigentümliche und verschiedene Erziehung und Lebenserfahrung verschafft, sehen wir eine größere Mannigfaltigkeit körperlicher und geistiger Individualität entfalten. Und auch das menschliche Geschlecht, das ohne Zweifel durch die Fülle seiner auch körperlich scharf gezeichneten persönlichen Charaktere allen Tiergattungen unvergleichlich voransteht, erzeugt doch nicht von selbst und von Natur wegen diese Mannigfaltigkeit. Je gleichförmiger die Schicksale und Beschäftigungen der einzel-

nen, je enger der geistige Horizont, je niedriger und einseitiger überhaupt die Kultur eines Stammes, desto mehr sehen wir auch seine Angehörigen in eine große Monotonie des körperlichen und geistigen Naturells zurücksinken. Um diesen Schwerpunkt des allgemeinen Typus vollzieht, nach verschiedenen Seiten hin ausweichend, die individuelle Bildung ihre Schwingungen; aber indem wir versuchen wollen, die Weite der Ablenkung, die sie erfahren kann, und die bedingenden Gründe ihrer Eigentümlichkeiten zu überlegen, betreten wir ein Gebiet, in welchem der bisherige Zustand unserer Kenntnisse uns nicht bloß keine Gewißheit, sondern häufig nicht einmal ein entschiedenes Urteil über die Wahrscheinlichkeit der Hypothesen gestattet, die wir wagen möchten.

Gehen wir von der einzelnen bereits erzeugten Gestalt aus, so finden wir, daß äußere psychische und physische Einflüsse der Erziehung, der Gefühlseindruck der Erlebnisse und die willkürliche Übung aller Kräfte zwar zu außerordentlichen Unterschieden der geistigen Entwicklung führen können, daß sie dagegen die einmal von Geburt empfangene körperliche Bildung nur unbeträchtlich umgestalten. Hemmungen ohne Zahl freilich können eintreten, welche die ursprüngliche Anlage an vollkommener Entfaltung hindern; und eben dies, daß die Erziehung schon durch Entfernung dieser störenden Hindernisse überraschende Erfolge erzielt, bringt den Schein hervor, als vermöchte sie nicht nur die Entwicklung vorhandener Anlagen zu sichern, sondern auch solche hinzuzuerwerben und anzuerziehen, die dem Keime der Gestalt fehlten. Mag dies in sehr geringem Maße vorkommen, mögen namentlich Wachstum und Muskelkraft des Körpers, beide von Natur bestimmt, im Verlaufe des Lebens zuzunehmen, durch eine zweckmäßige Gymnastik gefördert werden, so wird doch im ganzen weder die Gestaltbildung des Körpers noch seine Anlage zu einseitiger oder krankhafter Entwicklung um sehr vieles durch die Einflüsse geändert, die erst nach der Geburt auf das lebendige Geschöpf einwirken. Nur auf die Züge des Gesichts und vermittelst der sich einfindenden Bewegungsgewohnheiten auf die Haltung des Kör-

pers, endlich im allgemeinen auf die Zartheit der äußern Erscheinung überhaupt sehen wir die höhere geistige Ausbildung eine entschieden günstige Nachwirkung ausüben; aber mit dieser ganzen eigentümlichen Veredlung der Gestalt ist sie doch nicht imstande, die einmal in der ersten Anlage der Bildung festgestellten Grundzüge derselben zu verwischen. Wer die individuelle Seele als die Schöpferin ihres Körpers betrachtet, wird doch zugestehen müssen, daß ihre gestaltende Kraft bald erlischt, und selbst in dem Zeitraume, in welchem sie eine solche ausüben mag, ist sie doppelt gebunden. Sie ist nicht allein genötigt, einen Leib zu bilden, der im allgemeinen den Gesetzen ihrer Gattung entspricht, sondern sie kann auch im besondern sich von einer Menge eigentümlicher Züge nicht befreien, die ihren Erzeugern angehörten, und je mehr die Eltern beide eine gleichmäßige und identische Stammform in ihrer Gestalt repräsentieren, um so sicherer wiederholt auch die Nachkommenschaft diese gewohnte Form, die in dem Typus der Gattung nicht vorgebildet, sondern nur möglich gelassen war. Allmählich indessen sehen wir doch im Laufe der Generationen, ohne daß diese Schranke der Stammform überschritten wird, neue individuelle Eigentümlichkeiten der Bildung auftreten, über deren Ursprünge wir nur wenige glaubhafte Vermutungen haben.

Wir wissen nichts über die physischen Vermittlungen, durch welche überhaupt in den Massen der organischen Keime sich die Anlage zur Wiederholung der Gattungsgestalt bildet; nichts über die Hergänge, durch welche die gewöhnliche Ähnlichkeit der Kinder mit den Eltern zustande kommt; selbst die Ursachen sind unbekannt, welche das Geschlecht des Kindes bestimmen. Um so weniger werden wir die Abweichungen erklären können, durch welche die Übertragung derselben Stammform allmählich in verschiedene Individualitäten ausläuft. Indessen dürfen wir doch annehmen, daß die veränderten Zustände, in welche der Lauf des Lebens die Organisation der Eltern bringt, daß ihre erworbenen Krankheitsanlagen, ihre Lebensgewohnheiten, daß endlich ihr zunehmendes Alter selbst einen mitbestimmenden Einfluß auf die

Eigentümlichkeit des Weſens haben mag, das erſt noch entſtehen ſoll. Hierin dürften die Umſtände liegen, die in derſelben Familie, ſelbſt wenn wir einen urſprünglich vollkommen gleichen Formtypus beider Eltern vorausſetzen, doch allmählich eine Reihe individueller Modifikationen entſpringen laſſen. Die Art der Fortpflanzung jedoch, wie ſie allen höheren Tieren gemeinſam zukommt, muß ſowohl die Weite der Unterſchiede zwiſchen dieſen Einzelformen als die Dauer ihrer Erhaltung durch ſpätere Generationen wieder beſchränken.

Wollen wir einmal vorhandene Spielarten eines Gewächſes fortpflanzen, ſo tun wir dies mit ſicherem Erfolg nur durch Stecklinge. In ihnen hat eine ſehr große Anzahl von Zellen in organiſchem Zuſammenhange ſich bereits in jene eigentümliche Variation der Lebensvorgänge eingewöhnt, durch welche die Spielart ſich von der allgemeineren Form der Art unterſchied. Dieſer ſtarke und maſſenhafte Strom des Lebens bietet daher eine Kraftgröße dar, welche durch äußere Einflüſſe nicht leicht wieder von der eigenſinnigen Bahn ihrer Entwicklung abgelenkt werden kann. Der Same der Pflanze dagegen enthält zwar vielleicht in der Anordnung ſeiner Elemente jene beſondere Bildungstendenz auch, aber repräſentiert durch eine verhältnismäßig geringe Maſſe, ja wahrſcheinlich ſelbſt nur durch einzelne Verhältniſſe zwiſchen einzelnen Teilen dieſer Maſſe. Dieſe kleinere Größe der Bildungsbewegung drängen die äußern Einflüſſe während der Entwicklung leichter wieder auf den allgemeinen Weg der übergeordneten Stammart zurück, deren Geſtalt durch alle Verhältniſſe aller Elemente des Samens untereinander weit feſter begründet iſt. Man ſieht daher aus dem Samen der Spielart teils die Stammart, teils andere Spielarten und nur hin und wieder auch vollkommen dieſelbe wieder erſcheinen. Wählt man dieſe letzteren Pflänzchen aus und läßt ſie völlig unter denſelben Bedingungen wachſen und Samen tragen, unter denen ihre Mutterpflanze zuerſt ihre eigentümliche Bildung erlangte, ſo feſtigt ſich zuweilen nach einigen Generationen die Form der Spiel-

art und sie wird dann auch fortpflanzbar durch Samen; aber immer pflegt eine fortgesetzte Ungunst der äußern Umstände sie allmählich wieder in die Gestalt der Stammart zurückzuführen.

Die höhere Tierwelt kennt nur diese letzte Weise der Fortpflanzung. Es ist daher von Anfang an zu bezweifeln, daß jede Eigentümlichkeit der elterlichen Organisation in den Elementen der Massen, welche in ihnen als Keime der künftigen Gestalt bereitet werden, auf eine wirksame Weise repräsentiert sein werde; nicht darauf natürlich kommt es an, wie der erzeugende Körper gebildet sei, sondern darauf, welche von seinen Bildungszügen sich in bestimmten Verhältnissen der Keimteile so ausprägen, daß sie in der folgenden Entwicklung des Erzeugten sich wiederholen müssen. Den Einfluß allgemeiner Verstimmungen des Stoffwechsels und der ernährenden Funktionen, weitverbreiteter Krankheiten der Säfte oder des Nervensystems würde man daher zuzugeben wohl geneigt sein; die Nachwirkung solcher Veränderungen mag sich auch auf die Bildung der Fortpflanzungskeime erstrecken, und mit den erblichen Krankheitsanlagen, die sie denselben mitteilt, würde sie auch eine gewisse Abweichung der entstehenden Gestalt von den allgemeinen normalen Verhältnissen bedingen können. Diese Abweichung würde eine Ähnlichkeit mit der eigentümlichen Bildung der Eltern sein, wenn auch deren Konstitution sich bereits unter dem Eindruck einer überlieferten Krankheitsanlage bildete; sie würde dagegen die Kinder von den Eltern unterscheiden, wenn erst eine im Laufe des Lebens eingetretene Störung den Organismus der letztern innerlich umgestaltete, ohne seine fertige äußere Form noch wesentlich modifizieren zu können. Viel weniger glaublich würden wir die Vermutung finden, daß ganz spezielle Einzelheiten der Gestalt, am unglaublichsten, daß zufällige Verstümmlungen sich als angeborne Bildungen in den Kindern wiederholen sollten. Die Erfahrung zeigt indessen doch den ersten Fall außerordentlich häufig; besondere Formen der Lippen, der Augen, der Nase gehen deutlich erblich durch viele Geschlechter; selbst Mißbildungen, die keine Rechtfertigung in dem

allgemeinen Typus der Gattung finden, wie sechsfingerige Hände, pflanzen sich in dieser Weise fort; nur die Anerbung zufälliger, nicht schon den Eltern anerzeugter Mißformen hat keine sichere Erfahrung für sich. Im ganzen ist daher die Überlieferung der einmal in die Züge der Organisation aufgenommenen Einzelheiten genauer als wir dachten; aber eben dies erklärt weit mehr die unveränderte Fortpflanzung einmal bestehender Eigentümlichkeiten, als ihre erste Entstehung innerhalb eines gemeinsamen Typus. Fast nur die Krankheitsanlagen sind uns in ihrer Entstehung und ihrem allmählichen Einschleichen in die Bildungstriebe der Generationen begreiflich; aber die Mannigfaltigkeit der Einzelformen, die sich aus dem menschlichen Typus entwickeln, besteht nicht in einer Vielheit bloßer Verkümmerungsweisen.

Aber ehe wir diese Betrachtung fortsetzen, haben wir des andern Hindernisses zu gedenken, welches sich der Verfestigung und Fortpflanzbarkeit einer irgendwie entstandenen speziellen Bildung zu widersetzen scheint. Es ist die Kreuzung der Geschlechter. Die Pflanze erzeugt männliche und weibliche Blütenorgane meist in engster Nachbarschaft recht eigentlich auf demselben Stamme; die Summe aller Lebensbedingungen, die auf beide eingewirkt und sie gezeitigt haben, ist dieselbe; es ist zu erwarten, daß unter so günstigen Verhältnissen die Beiträge, welche jedes von ihnen zur Gestalt des Sämlings geben will, untereinander völlig einstimmig sind und genau zur Reproduktion der Stammgestalt ineinander greifen. Aber ebendeswegen scheint die Natur die Selbstbefruchtung der Pflanzen verhindert oder erschwert zu haben; nicht diese individuell ausgebildete Stammgestalt, sondern die allgemeinere der Art wollte sie wiedererzeugen; dazu bedurfte sie des Zusammenwirkens von Samenstoffen, die unter abweichenden Bedingungen entstanden, nicht einseitig dieselben individuellen Eigenheiten fortzupflanzen suchten. Die Kreuzung der Tiere erfüllt diese Forderung ohnehin; wie vollkommen auch die Eltern ursprünglich denselben Typus der Art geteilt haben mögen, so sind sie doch höchst selten unter vollkommen gleichen äußern

Bedingungen aufgewachsen; am meisten wird bei dem Menschen, dessen Lebenskreise die größte Verschiedenheit darbieten, die Individualisierung jenes gemeinsamen Charakters fortgeschritten sein. Unter den Veränderungen, die hierdurch die Körper erfahren haben, mögen viele sein, die auf keine physisch wirksame Weise sich in der Fortpflanzung geltend machen; andere werden dies tun. Aus dem Zusammentreffen so verschiedener Bildungstriebe können daher allerdings neue Formen der Nachkommen entstehen; aber diese Kreuzung, welche auch ferner jede so entstandene Eigentümlichkeit mit einer ihr fremden zusammenzuwirken nötigt, wird die Verfestigung und unveränderte Fortpflanzung einer jeden hindern. Je mehr namentlich die moralische Sitte dazu führt, über den engen Kreis der Verwandtschaft hinauszugehen, in welchem dieselbe Bildungsform herrscht, um so mehr wird die Vermischung heterogener Eigenheiten das Auseinandergehen der Stammform in feste sehr abweichende Gestalten verhüten, und dafür ein allgemeines beständiges Schwanken in kleinen Grenzen um die Mittellage eines ziemlich gleichbleibenden Durchschnittstypus hervorbringen.

Nach welchen Gesetzen übrigens die Verschiedenheit der elterlichen Körperbildung die des Kindes bedingt, auch darüber haben wir nur wenige allgemeine Erfahrungen. Wenn man annehmen kann, daß durchschnittlich die Abkömmlinge die Mitte zwischen beiden Eltern halten, so ist doch fraglich, was die Mitte selbst bedeutet. In einzelnen Beziehungen, wie vielleicht in betreff des Wuchses, der Körperfülle und mancher Eigentümlichkeiten der Konstitution scheinen die beiden Bildungstriebe in der Tat sich wie zwei mechanische Kräfte zu einem resultierenden Gesamtprodukt zu verbinden, an welchem jeder von ihnen nach seiner Stärke seinen proportionalen Anteil hat; in der physiognomisch bedeutsamen Bildung des Gesichtes dagegen glauben wir häufig eine Zusammensetzung aus einzelnen Zügen zu sehen, deren einige dem Vater allein, andere nur der Mutter gehören, so daß in der Gesamtform fast wie in einer chemischen Verbindung das eine

Element an die Stelle des andern mit ihm gleichbedeutenden substituiert erscheint. So ist es nicht selten, die Augen der Mutter und das Haar des Vaters in einem kindlichen Gesicht verbunden zu sehen, dessen übrige Züge vielleicht eine Mischung der Eigentümlichkeiten beider bilden. In andern Fällen überwiegt jedoch einseitig der väterliche oder mütterliche Charakter vollständig, ohne daß die Bedingungen dieser Erscheinung bekannt wären. Nur in bezug auf das Geschlecht der Kinder ist es eine wahrscheinlich allgemein geltende Erfahrung, daß, wenn der Vater älter ist, mehr Knaben geboren werden, und daß dies um so mehr zunimmt, je älter der Vater im Verhältnis zur Mutter ist. Man hat hierin einen der Gründe finden wollen, welche das nicht allen Ländern gemeinsame, aber da, wo es vorkommt, beständige Überwiegen der Anzahl geborner Knaben über die der Mädchen bedingen. Da jedoch jene Altersdifferenz die Geburt weiblicher Kinder doch nicht ausschließt, so klärt uns diese Erfahrung wenig über die Ursachen des bekannten Tatbestandes auf. Die größere körperliche Kraft und Rüstigkeit des einen Teils scheint in der Fortpflanzung das Geschlecht der Kinder nicht nach sich zu bestimmen und nur wenig imstande zu sein, in der Konstitution der letztern den Einfluß körperlicher Schwäche oder Krankheit des andern Teils auszugleichen. Daß ferner eigentümliche Bildungstriebe eine Generation überspringen oder in ihr schlummern bleiben können, und daß die Züge der Großeltern oft ausdrucksvoller an den Enkeln wiederkehren, ist eine bekannte und oft gemachte Bemerkung. Aber selbst die von der neuern Zeit verfemte Annahme, daß die Phantasie der Mutter ihrem Kinde die Züge eines Bildes mitteilen könne, an dem sie sich versehen, kann ich in Betracht nicht abzuleugnender Tatsachen nicht für unmöglich ansehen, obgleich ich in der Überzeugung, daß die gestaltende Kraft der Seele eng begrenzt sei, die abenteuerlichen Mißbräuche dieses Gedankens zur Erklärung aller möglichen Bildungsfehler gern preisgebe.

Fassen wir nun unsere Betrachtungen zusammen, so ist es

nur ein Gedanke, den wir über den Ursprung der individuellen Formeigentümlichkeiten hegen können. Die Lebensgeschichte, die für jeden einzelnen eines Stammes doch immer eine besondere ist, arbeitet durch abweichende nie ganz gleichartig mehreren zugemessene Einflüsse seine Organisation zu einer charakteristischen Bildung aus. Sind diese Einwirkungen nun nicht imstande, die schon verfestigte Körpergestalt dessen, der sie erfährt, merklich von dem allgemeinen Typus seiner Gattung abzulenken, so kann doch ein stärkerer Nachklang derselben in der folgenden Generation eintreten, deren ganze Entwicklung von ihren zartesten Anfängen an bereits unter dem Einfluß dieser veränderten Konstitution ihrer Erzeuger steht. Das Ungleichgewicht der Verrichtungen, das Vorwiegen der Tätigkeit einer besondern Organgruppe, die spezielle Richtung, welche die Stoffbereitung des Körpers genommen hat, die einseitigen Erregungen des Nervensystems, endlich die Gewohnheiten, welche Gemüt und Phantasie angenommen haben und deren zarter Einfluß auf die Bildung der Gestalt in der Entstehung des Organismus merklicher sein kann als in der Umgestaltung des fertigen: alle diese Bedingungen, die in den elterlichen Körpern gegeben sind, mögen einen ursprünglichen Stammcharakter in verschiedene Individualitäten zu zerbilden imstande sein. Und wie überall die organische Natur nicht leidet, daß ein Bestandteil ihrer Erzeugnisse ohne Rücksicht auf die übrigen und ohne eine kompensierende Umgestaltung auch in ihnen verändert werde, so wird diese Summe von Bedingungen eigentümliche Umformungen auch in solchen Teilen hervorbringen, auf welche sich unmittelbar ihr wirksamer Einfluß nicht erstreckte. Die Folgerichtigkeit der organischen Bildung kann daher den neu entstehenden Körper noch weiter und charakteristischer von der Form der Eltern entfernen, als es aus den einzelnen Motiven der Umformung zu vermuten war. Man muß hierin den Grund der Akklimatisierung sehen, die im Laufe mehrerer Geschlechter die spätern mit äußern Bedingungen aussöhnt, an denen ihre Vorfahren zugrunde gingen; die körperliche Bildung

der Nachkommen ist ohne Zweifel hier eine mehr in sich selbst harmonische geworden und hat in neuen Formen das Gleichgewicht wieder gewonnen, welches die fertige und unnachgiebige der Vorfahren unter dem Druck ungewohnter äußerer Nachteile verlor.

Vielleicht kann derselbe Gedanke von einer durchgehenden Einheit der organischen Gestaltung noch in anderer Weise einen Leitfaden durch die Mannigfaltigkeit der individuellen Formen bieten. Obgleich die Verschiedenheit dieser Formen so groß ist, daß es möglich wird, jeden einzelnen durch einen Namen von allen übrigen zu unterscheiden, so ist es doch unwahrscheinlich, daß sie eine ganz prinziplose Vielheit sei, in der Art, daß irgend eine spezielle Bildung des einen Körperteils mit jeder beliebigen Gestalt eines andern Teils eine Kombination bildete, deren Verwirklichung den aufbauenden Kräften des Organismus möglich wäre. Die Willkür des Karikaturenzeichners geht ohne Zweifel über Grenzen hinaus, welche die Natur selbst innehalten muß. Nicht jede Bildung des Kopfes wird mit jedem Wuchs, nicht jede Armform mit jeder beliebigen Gestalt des Fußes zusammen möglich sein, noch ganz abgesehen von ausschweifenden Größenverhältnissen, durch welche am leichtesten die spielende Phantasie abenteuerliche und unmögliche Bildungen hervorbringt. In der allgemeinen Gleichung, welche das Gesetz des Körperbaues enthält, werden nur bestimmte Werte der veränderlichen Größen, aus denen sie zusammengesetzt ist, zu einer möglichen und ausführbaren Form kombiniert werden können. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen Verbindungsweisen der Teile, die zu einem festen Gleichgewicht zusammenstimmen, keine andern sind als die, welche die Natur auch sonst in der Bildung anderer selbständiger Gattungstypen befolgt. Es ist eine alte und bekannte Bemerkung, auf welche jeder im täglichen Leben von neuem verfällt, wie sehr Physiognomie, Haltung und Bewegung einzelner Menschen an bestimmte Tierarten erinnert. Ich möchte diese Beobachtung nicht dahin gedeutet sehen, daß auch hier die Natur sich in einer grundlosen Wiederholung früherer Typen gefalle, die hier gewiß am

unrechten Orte sein würde, wenn sie nicht durch eine mechanische Notwendigkeit sich rechtfertigen könnte. Bei der durchgehenden Gleichheit des allgemeinsten Formgesetzes, welches die ganze Reihe der Wirbeltiere beherrscht, ist der Gedanke an eine solche Rechtfertigung möglich. Sobald die Natur einmal durch irgend welche Nebenbedingungen von der allgemeinen Normalgestalt des Menschen zu irgend einer charakteristischen Ablenkung veranlaßt ist, wird sie am liebsten und bequemsten in einen der andern feststehenden Akkorde verfallen, welche sie in andern Tiergattungen zu beständigen Typen ausgeprägt hat, und deren leichte Ableitbarkeit aus dem allgemeinen Formprinzip des Wirbeltierreichs eben dadurch bezeugt wird. Allerdings wird sie nicht zu der übrigen menschlichen Gestalt einzelne tierische Züge hinzufügen, sondern den menschlichen Umriß überall festhalten; aber innerhalb desselben wird sie doch die charakteristischen Lineamente einer Tierart mit jener deutlichen Annäherung an den Gesamteindruck wiederholen, welche wir alle besser aus unmittelbarer Anschauung kennen, als es hier möglich sein würde, sie zu schildern. Man könnte hinzufügen, daß die alltägliche Beobachtung gewöhnlich nur in der Form einzelner Teile, namentlich des Gesichtes, jene Tierreminiszenzen findet, daß sie aber in der Tat vielleicht regelmäßig durch die ganze Gestalt und ihre Verrichtungen gehen.

Wer hätte nicht blasse Leute gesehen, mit wenig Haar, fischartig hervorquellenden runden Augen, dem Munde des Karpfens? Ihre Lippen haben die Gewohnheit des Schmatzens, ihre Haut ist kalt und feucht; sie treten selten hörbar auf, sondern gleiten auf platten Füßen, deren ganze Sohle den Boden berührt, mehr schlürfend umher. In andern gesellt sich zu der Adlernase die scharfe rundbogig geschwungene Kante der Augenhöhle, der dunkle glänzende Blick des Vogels; ihr Gesicht ist nicht breit, ihr Mund, ohne hervorzuragen, dennoch nach vorn zugespitzt; der längere Hals, die schmalere Brust, der hohe Spann des Fußes mit gehöhlter Sohle, rasche Bewegungen, oft von jener abspringenden Eckigkeit, die dem gehenden Vogel eigen ist, vollenden dieses nicht

minder charakteristische Bild. Kleine weiße, meist etwas unregelmäßig stehende Nagezähnchen in zierlicher Kinnlade, mit länglicher Gesichtsform und Vorliebe für trockene, süße, vegetabilische Speise kommen zusammen mit kleinem schlanken Körper und artiger Nettigkeit der Bewegungen vor; an ganz andere Tierformen erinnert das mächtige Gebiß mit zermalmenden Backenzähnen und hervorstehenden Eckzähnen, das offenbar für Fleischnahrung und Knochen bestimmt, in einem breiten Gesicht sich öffnet, mit stark hervorspringenden Jochbogen, runder Form des Kopfes überhaupt, untersetzter Gestalt, kurzen und kraftvollen Fingern der Hand verbunden. Aber anstatt diese Bilder zu mehren, wollen wir vielmehr den Zweifel ausdrücken, ob wir in der Tat ein Recht haben, ihnen so viel Bedeutung zuzugestehen. Unleugbar ist das ganze Gebiet solcher Vergleiche sehr schlüpfrig, und indem wir in ihnen ein ernsthaftes Gesetz der Gestaltung zu ahnen glauben, könnte es uns begegnen, daß wir nur mit dem Übermut künstlerischer Phantasie einige wenige wirklich vorkommende Züge zu gar nicht vorkommenden übereinstimmenden Gesamtbildern ausmalen. Man braucht nicht sehr scharf hinzusehen, um schon in den eben angeführten Beispielen einzelne Züge zu entdecken, die zwar ästhetisch bestechend, aber doch, soweit unsere jetzige Kenntnis sie zu beurteilen erlaubt, physiologisch ohne Sinn sind. Wir müssen daher die Kritik dieses Gedankens überhaupt von einem viel sorgfältigeren und skrupulöseren Studium der wirklich vorkommenden Gestalten erwarten, als es bisher, der gelegentlichen Beobachtung des täglichen Lebens überlassen, stattgefunden hat; aber allerdings glauben wir, daß eine solche Kritik aus dem Schwalle phantastischer Vergleichungen einen Kern von Wahrheit herausfinden würde.

Kehren wir nun von diesen Bemerkungen über die Entstehung individueller Bildungen zu dem allgemeinen Typus eines Stammes zurück, so macht uns die Zähigkeit, mit welcher ganz spezielle Familiencharaktere sich oft durch viele Geschlechter erhalten, darauf

aufmerksam, mit wie viel größerer Konsequenz ohne Zweifel jeder allgemeinere in sich harmonische Stammcharakter sich gegen seine Verwischung wehren wird. Wir können nicht zweifeln, daß eine Nation, deren sämtliche Glieder einmal dieselbe Grundform übereinstimmend teilen, selbst die geringsten Eigentümlichkeiten derselben stetig vererben werde, solange keine Kreuzung mit anders gebildeten Stämmen eintritt. Das Mißtrauen, welches man dabei gegen die Kraft und Lebensfähigkeit von Geschlechtern hegt, die lange nur durch Kreuzung innerhalb eines engen Kreises nahe verwandter Formen sich fortpflanzten, ist einem natürlichen Stammcharakter gegenüber ohne Grund und gilt nur, wo einseitige Einflüsse der Kultur in einzelnen Familien eben jenem allgemeineren Charakter eine spezielle Ausbildung gegeben haben, deren fortdauerndes Anwachsen ein Ungleichgewicht des ganzen organischen Lebens bedingt. Überblicken wir die Geschichte der Völker, so sehen wir überall da, wo eine solche ungestörte einheimische Abfolge der Generationen stattgefunden hat, die alten nationalen Physiognomien und die Eigentümlichkeiten des Körperbaues durch Jahrtausende unverändert fortdauern. Die Denkmäler Assyriens und Ägyptens, um viele Jahrhunderte unserer Zeitrechnung vorangehend, lassen uns in ihren bildlichen Darstellungen die Gestalten und Gesichtszüge derselben Völker erkennen, die noch jetzt jene Gegenden bewohnen. Der Charakter des israelitischen Volkes hat sich trotz seiner Zerstreuung durch alle möglichen Klimate überall kenntlich erhalten und läßt nur eine gewisse Anzahl beständig wiederkehrender Variationen wahrnehmen. Selbst die unterscheidenden Züge des griechischen, des römischen, des keltischen und des germanischen Körperbaues lassen sich trotz der außerordentlichen Durcheinanderwürfelungen, welche diese Nationen im Laufe der Geschichte erfahren haben, noch immer in einzelnen Landstrichen als die herrschenden Formen der leiblichen Bildung wieder erkennen. Und in der Tat hatten wir keinen Grund, es anders vorauszusetzen. Die Organisation einer natürlichen Art ist nicht eine so gebrechliche und in sich

unharmonische Maschinerie, daß sie voraussichtlich nur in seltenen Glücksfällen sich in der Fortpflanzung vollkommen gleich wieder erzeugte; mit Unrecht würden wir ein Mißtrauen dieser Art, das uns bei der Vorausberechnung der Erfolge künstlicher Vorrichtungen überkommt, auf die regelmäßige Vorausbestimmung von Naturereignissen übertragen. Rätselhaft ist daher weit weniger die zähe Beständigkeit der Stammarten, als vielmehr die erste Entwicklung derselben selbst, sobald wir voraussetzen, daß auch sie, mit ihren weit größern Unterschieden voneinander, sich in ähnlicher Weise aus einem allgemeineren Gattungscharakter entwickelt haben, wie wir die kleinern Variationen der individuellen Bildungen aus der Form eines Stammes hervorgehen sehen.

Daß diese vielerwogene Frage von der Arteinheit oder Nichteinheit des ganzen menschlichen Geschlechts bis jetzt eine entschiedene Antwort nicht erhalten könne, wird, wie ich glaube, ziemlich das allgemeine Gefühl aller Unbefangenen sein. Aber ein Bedenken drängt sich doch überhaupt sogleich gegen die Stellung der ganzen Frage auf. Es würde eine willkürliche Voraussetzung sein, dem abgestuften Klassensystem, in welchem wir Familien unter einen Stammnamen, Stämme unter den Begriff einer Nation, Nationen unter die Bezeichnung einer Rasse vereinigen, um endlich alle Rassen in den einen Gipfel der menschlichen Gattung zusammenlaufen zu lassen: es würde willkürlich sein, dieser Stufenordnung neben der logischen und physischen zugleich durchgängig eine historische Bedeutung zu geben. Logisch allein ist allerdings ihr Sinn nicht; denn wir können nicht meinen, lediglich zur Bequemlichkeit unserer Übersicht Gestalten hier zusammengestellt und angeordnet zu haben, ohne daß ein in ihrer Natur liegender Zusammenhang der Verwandtschaft sowohl diese Vereinigung als die Reihenfolge der Stellung rechtfertigte. Aber ebenso, wie wir die verschiedenen Gattungen der Pflanzen als verwandte Modifikationen eines allgemeinen Typus fassen, der doch an sich selbst, als Pflanze überhaupt, nie eine Wirklichkeit hatte, so können jene Unterschiede der Menschenrassen Abwandlungen eines Gattungscharakters sein,

der als solcher ihnen ebensowenig in natürlicher Wirklichkeit voranging. Sie sind sämtlich die möglichen Fälle, die aus der allgemeinen Gleichung des menschlichen Wesens entspringen können, wenn die einzelnen Parameter, von denen die charakteristische Einzelform seiner Bildung abhängt, entweder so oder anders bestimmt werden. Bei unserer Unkenntnis dieser Gleichung und ihrer physischen Verwirklichungsweise ist es eine nicht sogleich widerlegbare, aber doch willkürliche Annahme, daß der allgemeine Gattungstypus zu Anfang in einer wirklichen, und nur in einer wirklichen Form sich ausgeprägt habe, die verschiedenartige Bestimmung der Parameter aber, von der die spätern Unterschiede abhängen sollen, an diesem schon bestehenden Naturgeschöpf erst nachträglich und sukzessiv durch die Einwirkung äußerer Lebensbedingungen erfolgt sei. Wir müssen überall vielmehr der andern Möglichkeit eingedenk bleiben, daß jede einmal erfolgte Realisierung des allgemeinen Typus in irgend einer wirklichen Form gerade die historische Entwicklung anderer Formen aus dieser abgeschnitten habe, ganz ebenso, wie der Körperbau des Kindes in weiten Grenzen unbestimmt ist, solange es noch nicht erzeugt ist, sondern nur die Organisation der Eltern feststeht, von denen es hervorgebracht werden soll; das Erzeugte dagegen hat nur eine Konstitution mit Ausschluß aller übrigen.

Es ist natürlich, daß man zwischen beiden Möglichkeiten durch die genauere Analyse des bestimmten vorliegenden Falles wird zu entscheiden suchen. Niemand wird an ein Ursäugetier denken, das einst gelebt, und aus dem durch äußere Einflüsse erst Elefanten, Kamele und Rinder allmählich entstanden seien; in den Variationen des menschlichen Geschlechtes dagegen komme kein so exzessiver Unterschied vor, der eine historische Ableitung aus einem Quelle verbiete. Es ist wahr: keine Menschenrasse besitzt ein physiologisch bedeutsames Organ, das der andern fehlte; in keiner haben vielfach vorhandene Teile, wie Zähne oder Fingerglieder, naturgemäß eine andere Anzahl als in einer andern; keine einzige Artikulation des Skeletts, keine Muskelschicht ist in verschiedenen

Rassen nach verschiedenen Prinzipien gebildet oder gelagert; alle sind zu aufrechtem Gange geschaffen, alle sprachfähig; die physiologischen Verrichtungen teilen sie alle nach einem gemeinsamen Plane; in der Lebensdauer, in der Dauer der Schwangerschaft, in dem Eintritt der Mannbarkeit finden sich neben den zahlreichen Schwankungen, denen das menschliche Geschlecht in bezug auf jeden dieser Punkte ausgesetzt ist, keine beständigen Zeitunterschiede, welche die verschiedenen Rassen voneinander trennten. Alle ihre Differenzen sind Abweichungen in den Größenproportionen der Körperteile und hauptsächlich in der Bildung und Färbung der äußern Bedeckungen. Gewiß, wenn die Natur nicht den Neger schwarz, den Indianer rot gefärbt hätte, so würde in der ganzen übrigen Organisation dieser Stämme zwar vielleicht der sonderungslustige Sinn des Naturforschers, aber nie die allgemeine Phantasie der Menschen einen Grund gesucht haben, sie als verschiedene Arten zu behandeln und von einem gemeinsamen Ursprunge auszuschließen. Denn die wirklich noch vorhandenen Unterschiede gehen, wie alle Differenzen, die nur auf Größenverhältnissen und deren wechselnden Kombinationen beruhen, durch unzählige Mittelstufen ineinander über; selbst die Farbenkontraste mildern sich durch die Beobachtung, daß zwar eigentliche Mitteltinten nicht vorkommen mögen, daß dagegen in einzelnen Fällen, in einzelnen Hautflecken am Ende jede Rasse das unterscheidende Pigment der andern produzieren kann, daß folglich auch diese Abweichungen immer wieder aus einem allgemeinen Gattungscharakter entwickelbar erscheinen. Fügen wir endlich hinzu, daß die verschiedenen Rassen sich durch Kreuzung fortzupflanzen imstande sind, so geht aus alledem ohne Zweifel hervor, daß die engste Analogie der physischen Bildung alle diese Variationen des menschlichen Geschlechtes vereinigt.

Aber alle diese Umstände, selbst der letzte, wie ich später zu bemerken haben werde, beweisen nicht, daß die physische Analogie auch eine historische Verwandtschaft des Ursprungs einschließe. Jene beschwichtigenden Vergleiche sind unsicher, die den Abstand zweier Extreme durch unzählige Mittelstufen verwischen möchten; denn

eben, wenn wir zugeben, daß durch unmerkliche Größenveränderungen das eine in das andere übergehen könne, so ist auf diese Weise zuletzt alles aus allem zu machen. Es handelt sich aber darum, ob die Natur mit ihren wirkenden Kräften an dem physischen Material, welches sie bearbeitet, gerade diese Reihe von Übergängen vollziehen kann, welche unsere Phantasie an dem bloßen Bilde einer Gestalt mit größter Leichtigkeit ausführt. Es fällt nicht schwer, in Gedanken jede Kristallform durch immer wiederholte kleine Abstumpfungen und Zuschärfungen der Kanten und Ecken zuletzt in jede andere zu verwandeln. Aber die Mineralien sind eigensinniger; sie verweigern oft durchaus, neben ihrer gewöhnlichsten Form eine andere anzunehmen, die, bloß stereometrisch betrachtet, jener ganz nahe verwandt scheinen könnte; für die bildenden Kräfte lag sie doch sehr weit ab und war gar nicht erreichbar. Von der menschlichen Gestalt wissen wir gar nicht, welchen großen oder kleinen Wert für sie jene Proportionsverschiedenheiten haben, die wir in den Rassen antreffen; den Wert der Hautfärbung dagegen bin ich sogar geneigt sehr hoch anzuschlagen, denn durch die Bildung der Haut überhaupt unterscheidet der Mensch sich sehr wesentlich von den Tieren.

Nun ist es wahr, daß die in frühern Zeiten lebhaft bemerkten Kontraste zwischen den einzelnen Rassen sich gegenwärtig durch die bessere Kenntnis vieler Zwischenformen, welche ihre extremsten Formen untereinander nähern, gemildert haben. Allein einen erheblichen Beweis für die Einheit des ganzen Geschlechtes kann ich doch hierin nicht finden. Geschichtlich ist es äußerst unwahrscheinlich, daß nicht schon früh selbst zwischen Stämmen von sehr abweichender Bildung Kreuzungen stattgefunden haben sollten, aus denen allmählich eine Menge von Mittelformen entstanden sein kann. Wir können daher freilich nicht geneigt sein, jede Stammeigentümlichkeit, die sich jetzt noch vorfindet, selbst wenn sie in größern Bezirken herrschend vorkommen sollte, unmittelbar als eine ursprüngliche besondere Form der menschlichen Gattung zu betrachten. Es liegt in der Natur der Sache und ist immer

so gehalten worden, daß hier, wie bei der Betrachtung jeder Mannigfaltigkeit, in der durch viele Mittelstufen am Ende sehr verschiedenartige Glieder verbunden sind, unsere Aufmerksamkeit sich besonders auf jene ausgezeichneten Punkte der Reihe richtet, in denen Merkmale, welche von da nach beiden Seiten hin an Deutlichkeit und Reinheit abnehmen, sich am bestimmtesten zu einem in sich abgeschlossenen und ausdrucksvollen Bilde verdichten. Finden wir nun, daß es solcher Punkte mehrere gibt; finden wir, daß eine Menge eigentümlicher Bildungszüge, die in verschiedenen Stämmen vereinzelt und andeutungsweise vorkommen, sich im andern allmählich sammeln und eine gewisse ausschließliche Kombination untereinander eingehen; finden wir, daß sie zuletzt, jeder einzelne deutlicher hervortretend, eine immer festere und charakteristischere Verbindung knüpfen, und sehen wir endlich, daß dies so entstehende Bild nicht nur eine zufällig irgendwo vorkommende Sonderbarkeit, sondern das gleichförmige Gepräge einer großen, ausgedehnten, immer in gleicher Weise sich wieder erzeugenden Nation ist: so gestatten diese Tatsachen zunächst gewiß nur den einen wahrscheinlichen Schluß, daß man in jedem solchen Bilde eine ursprüngliche Gestaltungsform erreicht habe, die nicht aus vielerlei bedingenden Umständen allmählich zusammengeflossen sei. Viel eher werden wir die Mittelformen, die zwischen diesen ausgezeichneten Punkten liegen, als Produkte solcher Nebenbedingungen fassen, welche die eine oder die andere jener festern Stammformen in minder charakteristische Bildungen abgelenkt haben. Die Gestalten des Negers und des roten Indianers sind beispielsweise zwei solche durchaus lebendige und in sich zusammenstimmende Gemälde, deren einzelne Züge eine unbefangene Anschauung kaum aus tausend verschiedenen kleinen Einwirkungen von außen würde herleiten mögen. Es kommt hiergegen sehr wenig in Betracht, daß auch ohne Kreuzung der Rassen manche Europäerköpfe den Typus des Negers oder sein Wollhaar zeigen; eine Tatsache, die ohnehin, wenn man nicht eine ziemlich oberflächliche Ähnlichkeit für Gleichheit nehmen will, außer-

ordentlich viel seltner sein dürfte, als angenommen wird. Es kommt wenig in Betracht, daß auch unter Negern einzelne weiße oder hellfarbige Kinder geboren werden, unter Europäern partielle Hautschwärzungen vorkommen. Alle diese Erscheinungen sind aus Krankheit oder lokal und zeitlich beschränkten Bedingungen erklärbar; keine tritt bei großen Völkern dieser Rassen als eine durch Jahrhunderte hindurch gleichförmig wiederkehrende Äußerung ihrer lebendigen Gestaltungstriebe auf. Solange daher nicht andere Erwägungen uns eine entgegengesetzte Ansicht aufdrängen, wird die ursprüngliche Verschiedenheit einer nicht sehr großen, obgleich vielleicht niemals genau bestimmbaren Anzahl von Stammformen die natürlichere Annahme sein; doch hat es allerdings ein selbständiges naturwissenschaftliches Interesse, der Möglichkeit einer Umformung dieser Typen ineinander nachzuforschen.

Die Verschiedenheiten der Wohnplätze, der Klimate, der Nahrung und Lebensweise, sowie der geistigen Kultur sind als Bedingungen dieser Umwandlung in Anspruch genommen worden. Geschichtliche Beobachtungen liegen indessen nicht vor, welche von irgend einer Kombination dieser wandelbaren Elemente die Fähigkeit bezeugten, jene soweit gehenden Veränderungen der menschlichen Entwicklung hervorzubringen. Wir sind genötigt, stückweise die Wirkungen zusammenzulesen, die jedes von ihnen in geringerem Maße auf die Gestaltung einzelner besser bekannter Stämme ausübt, und doch sind selbst diese Einzeleinflüsse noch nicht alle durch genügende Beobachtungen sichergestellt; noch unsicherer wird das Bild ihres Gesamterfolges sein, das wir uns entwerfen. Die Wirkung, welche Licht und Schatten auf die Haut äußern, war ohne Zweifel wenigstens für die außerwissenschaftliche Phantasie immer der überredendste Beweis für die Macht des Klimas. Daß die heiße Sonne Sudans den weißen Menschen zum Neger geschwärzt, galt als die natürlichste Hypothese, der etwas schüchterner als Gegenbild die Vermutung nicht gefehlt hat, der ursprünglich schwarze Urmensch sei unter günstigen Bedingungen allmählich zum Kaukasier gebleicht. Der weiße Menschenstamm schien in seinen

beiden Varietäten, der blonden, gelb- oder rothaarigen, lichthäutigen, blauäugigen und der brünetten, schwarzhaarigen, dunkelhäutigen, schwarzäugigen schon die Anlage zu einem Auseinandergehen in verschiedene Rassen zu tragen; fügte man die Annahme hinzu, daß die Färbung der Haare und der Haut auf einem und demselben physiologischen Grunde beruhe, so lag die Hoffnung nahe, die Mannigfaltigkeit der Typen aus diesem einen entwickeln zu können. Die Tatsachen entsprachen dieser Hoffnung nicht. Der ganze durch alle Zonen ausgedehnte Kontinent Amerikas war von dem trotz zahlreichen Modifikationen doch identischen zimtbraunen Stamme bewohnt, von dem nur die nördlichste Bevölkerung in den Polargegenden abweicht; in der heißen Zone der alten Welt finden sich von West nach Ost Negervölker, braune malaiische Stämme und weiße kaukasische unter kaum verschiedenen klimatischen Bedingungen; in den gemäßigten Erdgürtel teilen sich kaukasische und mongolische Bildung. Nie hat ferner, wo eine Kreuzung der Rassen mit Sicherheit ausgeschlossen war, ein weißer Stamm unter den Tropen mit der oberflächlichen Bräunung der Haut zugleich deren negerartige Samtglätte, sein Haar die Natur der Wolle, seine Kopfbildung den Typus der scharzen Rasse oder sein geistiges Leben das Naturell derselben angenommen, noch ist umgekehrt mit der Verbleichung, die das Kolorit des Negers unter einem unzusagenden kälteren Klima erfährt, und der Veredlung, deren seine Physiognomie unter verbesserten Lebensbedingungen fähig ist, ein wirklicher Übergang in alle Feinheiten kaukasischer Bildung verbunden gewesen. Nachdem Amerika schon Jahrhunderte lang die verschiedenen Rassen nebeneinander beherbergt, ohne solche Ergebnisse des gemeinsamen Klimas zu zeigen, lohnt es nicht mehr auf einzelne unanalysierbare Erzählungen früherer Zeit zurückzukommen, die solche Wirkungen behaupteten. Daß Jahrtausende hierin mehr bewirken würden als Jahrhunderte, ist nicht wahrscheinlich; denn Jahrtausende sind es doch schon, daß wir weit weniger auffallende Bildungsunterschiede nahe untereinander verwandter Stämme ungeschmälert

fortdauern sehen. Man hat diesen Erfahrungen sich zu akkommodieren gesucht. Jede Rasse sei am Anfange der Geschichte, obwohl nicht notwendig gleichzeitig, in einem Klima, das ihr entsprach, aus dem Urstamme hervorgegangen; einmal entstanden aber sei sie unveränderlich geworden und der ursprüngliche allgemeine Charakter der Menschheit, nachdem er eine dieser spezifischen Gestaltungsformen angenommen habe, könne nun durch keine entgegengesetzten klimatischen Einflüsse mehr in die Stammform zurück, oder in andere Rassengestalten hinübergebildet werden; nur die Kreuzung der Rassen stelle mittlere Formen wieder her. Mancherlei Schicksale seien hinzugekommen, um die so entstandenen Varietäten über die Grenzen ihrer ursprünglichen Wohnsitze hinaus zu treiben, und die gegenwärtige klimatische Verbreitung derselben entspreche nicht mehr den klimatischen Bedingungen ihrer Entstehung. Man sieht indessen, wie nahe diese Meinung eigentlich doch der andern kommt, daß jene ursprüngliche Einheit nur in dem Gattungsbegriffe des Menschen gelegen habe; denn da für sie selbst der kaukasische Typus nur eine dieser klimatisch abgeleiteten Formen sein kann, weil er als Urform ja noch jene Umwandlungsfähigkeit in verschiedene Rassen besitzen müßte, so ist die Annahme eines physisch realisierten und historisch vorhanden gewesenen Urbildes eine willkürliche Zutat zu dem Bestehenden.

Auch Erfahrungen aus der Tierwelt sind der Annahme so großer klimatischen Einflüsse nicht günstig. Man wird nicht Beispiele anführen mögen, deren Beweiskraft nur auf gleich unsicheren Vermutungen beruhen würde, wie vielleicht die außerordentliche Verschiedenheit der Hunderassen. Da wir durchaus nie eine derselben ohne Kreuzung mit einer andern ihren Typus verlassen sehen, so ist die Voraussetzung ohne Grund, sie für mannigfaltige Ausartungen einer früher bestandenen Urrasse zu halten; vielmehr ist ihre ursprüngliche Verschiedenheit gleich wahrscheinlich wie die der Menschen. Rinder, Pferde und Schafe dagegen sehen wir allerdings unter dem Einflusse der Zucht und des Klimas in Spielarten auseinandergehen, deren äußerer Umriß zum Teil

ziemlich auffällig von dem allgemeinen Typus ihrer Gattung abweicht, nicht nur dadurch, daß bald die Fetterzeugung, bald die der Wolle gesteigert wird, und daß einzelne übermäßige oder seltsame Bildungen der Hörner und Schwänze sich einfinden, sondern auch durch Änderungen in den Proportionen der Skelettbildung, die sich bei Reinhaltung der Rasse fortpflanzen. Diese Verschiedenheiten entsprechen den ähnlichen Variationen des Wuchses, die wir innerhalb desselben menschlichen Stammes nach Maßgabe der äußern Bedingungen oft eintreten sehen und ebenso oft vermissen. In der Regel verkürzt sich die Gestalt bei höherer Kälte des Klimas, aber der größte Wuchs gehört doch der gemäßigten Zone; mäßig trockene und warme Ebenen entwickeln die Formen voll und kräftig zugleich, feuchte Niederungen erzeugen eine schlaffe breite Fülle, Berghöhen geben kürzere, gedrungene und magere Gestalten; übermäßige, schon während des Wachstums beginnende Arbeit hält den Wuchs zurück und die Bevölkerung der Städte ist durchschnittlich länger und schlanker als die des Landes. Aber die Ausnahmen von allen diesen Regeln sind zahlreich und man erinnert sich an ihnen, daß die äußern Bedingungen ein vielverschlungenes Gewebe sind, dessen Kenntnis noch in seinen Anfängen ist. In den Tieren nun zeigen alle jene Variationen, wie sie auch entstanden sein mögen, nicht die Kraft, sich nach dem Aufhören ihrer Ursachen und unter verändertem Klima fortzuerhalten; sie arten nach und nach in den allgemeineren Charakter der Stammart zurück.

Die Erfahrungen sprechen daher im ganzen nicht für eine so bedeutende umgestaltende Kraft der äußern Einflüsse, welche wir jetzt kennen; und in der Tat hat man oft versucht, die Bildung der Rassen von andern uns unbekannten aber intensiver wirkenden klimatischen Gewalten der Vorzeit abzuleiten. Es liegt eine gewisse Häufung des Schwierigen darin, für ein Ereignis, dessen Wirklichkeit nicht sicher ist, Ursachen anzunehmen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann. Beruft man sich darauf, das Leben der Erde sei vormals schöpferischer, intensiver gewesen

als jetzt, so wird diese etwas unbestimmte Anschauung ganz ebenso leicht für die entgegengesetzte Ansicht benutzbar sein. Je produktiver die Erde war, desto wahrscheinlicher, daß sie gleich anfangs verschiedene Typen nebeneinander schuf. Gleichwohl wird es unmöglich sein, die Vermutung einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts vollkommen zu widerlegen, und so gewichtvoll die Analogien sein mögen, auf welche sich die Abneigung der Naturforscher gegen sie gründet, so reichen sie doch nicht aus, auf eine zwingende Weise die notwendige Vielheit der anfänglichen Bildungen darzutun.

Sollte indessen der Gedanke einer allmählichen Entwicklung der Rassen durch äußere Einflüsse wieder aufgenommen werden, obwohl er die Abhängigkeit eines Organisationstypus von der unorganischen Welt in ebenso greller Weise wie der entschlossenste Materialismus lehrt, so würden wir doch die klimatischen Einflüsse nur als mithelfende Bedingungen ansehen, welche den Bildungstrieb zwar aus der Richtung seines ursprünglichen Weges ablenken, in einen neuen Weg aber nur deshalb überführen können, weil er selbst in diesen überzuspringen und in ihm zu verharren eine natürliche Neigung hat. Wenn zu einem chemischen Element eine größere Menge eines zweiten gefügt wird, als zur Erzeugung der niedrigsten Verbindungsstufe beider gehört, so bleibt der Überschuß zunächst unverbunden. Vermehrt man ihn aber noch weiter, so kann ein Punkt kommen, an welchem unter günstigen Verhältnissen auch diese vergrößerte Masse des zweiten Elements von dem ersten völlig gebunden wird und mit ihm zu einer andern eigentümlichen Verbindung zusammenschmilzt. Ähnlich könnte man sich vorstellen, daß auf eine feststehende organische Form die Summe der äußern Einflüsse zuerst umgestaltende Einwirkungen ausübt, die lange Zeit nicht vermögen, die beständige Wiedererzeugung dieser Stammform zu verhindern, und die deshalb nur untergeordnete individuelle oder nationale Eigentümlichkeiten begründen, den Variationen der Zuchttiere vergleichbar, die nur so lange dauern als ihre bedingenden Ursachen. Aber es

könnte bei längerer Dauer ſolcher Einflüſſe ein Punkt erreicht werden, an welchem der organiſierenden Kraft ihre Selbſterhaltung leichter wird, wenn ſie die urſprüngliche Form ganz aufgibt und in eine neue überſpringt, eine ſolche nämlich, die in der allgemeinen Gleichung des Organismus ebenſo wie jene nicht nur als Möglichkeit, ſondern als bevorzugte Möglichkeit enthalten war, weil in ihr, wie in jener, die bildenden Triebe wieder ein ſtabiles, zu beſtändiger Wiedererzeugung fähiges Gleichgewicht gefunden haben. Die Mannigfaltigkeit aller möglichen Bildungsformen würde uns dann wie eine Reihe erſcheinen, welche mehrere Maxima der Feſtigkeit, der innerlichen Übereinſtimmung und der organiſchen Selbſterhaltungskraft beſitzt. Wird die organiſche Entwicklung durch äußere Einflüſſe von einem dieſer Maxima, dieſer ausgezeichnetſten Geſtalttypen abgelenkt, ſo erzeugt ſie zunächſt ſchwankende, veränderliche, ungewiſſe Formationen, die beſtändig, wenn die äußern Bedingungen nachlaſſen, nach jenem feſteren Typus zurück gravitieren, dem ſie am nächſten liegen. Iſt jedoch einmal der bildende Trieb durch eine Summe von Ablenkungen bis zur Waſſerſcheide zwiſchen ſeinem eigenen Gebiet und dem des benachbarten Maximums getrieben, ſo wird er nun nicht mehr durch die Kraft der äußern Umſtände, ſondern durch ſeinen eigenen Fall, ſeine eigene Beſchleunigung, die wieder ein ſicheres Gleichgewicht der Kräfte ſucht, völlig über ſich ſelbſt hinausgeführt, und es entſtehen Bildungen nach einem neuen, wieder konſtanten Typus, der ebenſo wie der frühere eine Wurzel der allgemeinen Formgleichung iſt. Eine ſolche Vorſtellungsweiſe würde die große Zähigkeit erklären, mit welcher gewiſſe, von äußern Bedingungen unabhängig gewordene Hauptformen ſich überall erhalten; ſie würde zugleich begreiflich machen, wie um dieſe herum ſich eine große Anzahl veränderlicher, leichter verwiſchbarer, in Wahrheit von äußern Einflüſſen abhängiger Zwiſchenformen gruppiert, und endlich würde ſie die Entſtehung einer jener Hauptformen aus der andern als möglich erſcheinen laſſen, ohne zu durchaus ungewohnten und unangebbaren Urſachen der Umwandlung greifen zu müſſen. Was

eine Jahrtausende hindurch fortgesetzte Einwirkung äußerer Reize auf einen Stamm, dessen Natur durchaus nur zu einer einzigen festen Entwicklungsweise vorbestimmt war, nicht bewirken konnte: diese Mannigfaltigkeit der Gestaltungen konnte recht wohl aus derselben Einwirkung hervorgehen, wenn sie auf einen Bildungstrieb geschah, der außer vielen zufälligen Ausprägungen, in denen er nicht ruhen kann, doch von Haus aus in mehreren Akkorden von gleich fester Fügung sich auszugestalten vermag. Aber freilich ist erfahrungsmäßig auch dies noch nicht erwiesen, was wir hierbei voraussetzen, daß nämlich jene zahlreichen Übergangsformen, ihrer natürlichen Heimat entrückt, weniger unwandelbar sind als die Kernformen, die wir uns als ihre Ausgangspunkte dachten.

Auf alle Fälle würde die Mannigfaltigkeit der wirklich vorkommenden Formunterschiede zu groß sein, um sie hier zu beschreiben, und das Interesse einer allgemeinen Anthropologie erfordert nicht die Lösung dieser umfänglichen ethnographischen Aufgabe. Suchen wir aber nur jene Hauptformen auf, so scheint kein Grund vorhanden, die bereits von Blumenbach gegebene Einteilung in die fünf Hauptstämme der Neger, der amerikanischen Rothäute, der Malaien, der Mongolen und der Kaukasier zu verlassen.

Mit Ausnahme der blaß fleischrot bleibenden Innenflächen von Hand und Fuß färbt der bei der Geburt rötliche Körper des Negerkindes sich sehr bald durch eine unter der Oberhaut liegende Schicht von Pigmentzellen. Die Schwärze, deren hellere und tiefere Töne zum Teil nationale Verschiedenheiten der Stämme sind, wird intensiver durch Hitze und Licht, und bleicht im Alter und in kälterer Luft; ihre tiefste Schattierung kommt nicht genau unter dem Äquator, sondern nördlich und südlich von ihm vor. Die Haut ist sammetweich und ölig, durch eine beständig stark riechende Ausdünstung dem Europäer unangenehm. Die Haare, kohlschwarz, nicht von kreisrundem, sondern von länglichem Durchschnitt, in der ersten Kindheit weich, bald härter, in einzelnen

Büſcheln zuſammenſtehend, drehen ſich in Spiralen von ſehr geringer Weite und verfilzen ſich, das einzelne nicht länger als einige Zoll, untereinander zu einem dichten wollartigen Gewebe. Die Dimenſionen des Körpers erinnern in mancher Beziehung an tieriſche Formen. Das Becken, wenigſtens des männlichen Geſchlechts, iſt enger als das der kaukaſiſchen Raſſe und die Darmbeine ſtehen ſteiler aufgerichtet, daher eine geringere Breite der Hüften und hervorhängender Unterleib. Der Oberarm iſt entweder kürzer oder doch nicht länger als der des Europäers, aber der lange Vorderarm und die ebenfalls lange und ſchmale langfingerige Hand bewirken einen auffallenden Eindruck von Langarmigkeit. Auch der Oberſchenkel iſt im Verhältnis zum Unterſchenkel kürzer, das Bein mager und ſoll häufig ſehr kenntlich durch ſeitliche Zuſammendrückung die Form des Tierbeines zeigen. Eine wenig entwickelte Wade leitet endlich zu einem langen Plattfuß, deſſen ganze Sohle den Boden berührt, ohne Spannhöhe, mit breitem niedrigen Hacken und kleinen Zehen, von denen die große deutlicher als bei Europäern der zweiten an Länge nachſteht und durch weiteres Abſtehen von den übrigen auffällt. Ein kurzer Hals mit ſtarker Muskulatur trägt den ſeitlich zuſammengedrückten, von vorn nach hinten länglichen Kopf. An die niedrige geneigte Stirn ſchließen ſich zwiſchen ſtumpf vorragenden Rändern der Augenhöhle platte Naſenbeine, mit abgerundetem Ausſchnitt, breit vorſpringende eckige Jochbeine, weit nach vorn ausladende Kiefer mit ſchräg aufeinander treffenden Zahnreihen und dicken wulſtigen Lippen. Das zurückweichende Kinn iſt faſt bartlos, das Ohr klein, aber dick in ſeiner Wandung und abſtehend. Eine horizontale Linie, die Öffnung des äußern Gehörganges berührend, bildet mit einer andern, welche die hervorragendſten Punkte von Stirn und Oberkiefer verbindet, einen Winkel von 70—75°. Dieſer Winkel iſt in allen Raſſen bei dem Kinde größer als bei dem Erwachſenen; bei dem Neger wächſt der Geſichtsteil des Kopfes beſonders ſtark nach, und der Schädel tritt um ſo mehr gegen ihn zurück. Aber das häßliche Bild, welches die Vereinigung aller dieſer tierähnlichen Züge

gewährt, ist doch in vielen Stämmen durch feinere Bildung veredelt. Die ebenholzschwarzen Joloffs, die rötlichen Aschantis, die gelblich schwarzen Mandingos und Fellatahs, auch an intellektuellen Anlagen hervorragend, besitzen edleren Wuchs und zum Teil schöne Gesichtszüge; selbst die breite und eingedrückte Nase ist in einigen Stämmen durch eine hervortretende fast adlerartige Bildung verdrängt. Die ganze Rasse ist ursprünglich auf das Innere, den Westen und Süden des afrikanischen Kontinents beschränkt; im Südwesten schließt sich an sie die schmutzig hellbraune kleine, hagere und häßliche Nation der Hottentotten, im Südosten die größere, wohlgewachsene, bronzebraune Rasse der Kaffern.

Der rote Menschenstamm bewohnt mit Ausnahme der Polarregionen das ganze amerikanische Festland. Das Kolorit, von der Farbe eingeweichten Sohlenleders bis zu verschiedenen Schattierungen dunkleren und helleren Rotbrauns wechselnd, ist tiefer und ausgeprägter bei bedeutender Übung körperlicher Bewegung. Trotz mannigfacher Unterschiede der einzelnen Stämme ist doch der im ganzen sehr gleichförmige Eindruck, den die Bildung aller macht, von jeher von den Beobachtern hervorgehoben worden. Der Wuchs der meisten ist nicht sehr hoch, sondern gedrungen und untersetzt, Brust und Arme muskulös und entwickelt, die Beine weniger voll und wohlgebildet. Die Hände, deren Kälte als ein charakteristisches Zeichen selbst bei Mischlingen der Rasse mit Europäern noch vorkommen soll, sind klein, wie auch die Füße; Finger und Zehen schmal und lang, die große Zehe etwas abstehend; die Haltung des Körpers aufgerichtet, der Unterleib lang und hervortretend. Der Kopf, dem mehrere Stämme durch Pressen und Binden in der Kindheit künstliche Formen geben, ist bei wenig entwickeltem Hinterhaupt breit in der Mitte. Das Gesicht ist groß, doch nicht platt, stark hervortretende, doch nicht eckige Backenknochen verlegen seine größte Breite in die Gegend der Wangen, die gerundet, voll und geschwungen sind; aber auch im Profil ist die Entfernung vom Ohr bis an die Umrißlinie des Gesichts bedeutend. Die niedrige, geneigte nach oben sich verengende Stirn

deckt mit hervorragenden Höckern weite, tiefe, etwas nach innen und unten gestellte Augenhöhlen; die Augen selbst, mit schwarzer oder brauner Iris, von bogenförmigen Brauen überwölbt, sind von ernstem, finsterem Blick, dessen Kontrast mit dem sanfteren Ausdruck des großen Mundes erwähnt wird. Die Nase tritt mehr oder weniger gebogen, häufig in der Form der Adlernase oder mit einer Brechung ihrer Umrißlinie hervor; die Lippen sind breit, doch nicht wulstig; das Ohr zierlich und klein, der Bart meist sehr dünn oder kaum vorhanden, das Haar schwarz, grob, lang, glänzend und durchaus schlicht. So herabgekommen viele dieser Stämme sein mögen, so liegt doch in ihrem Bildungstypus ein Charakter, der zu ästhetischer Idealisierung weit mehr als die Gestalt des Negers auffordert.

Die malaiische Rasse gewährt ein weniger charakteristisches Bild. Die Inseln des Indischen und des Großen Ozeans sind von einem Völkergemisch eingenommen, dessen Herkunft und dessen Zugehörigkeit zu den übrigen Rassen schwer zu ermitteln ist. Unter diesen Stämmen unterscheidet man die Malaien, die von den Philippinen, wie es scheint, und von den umliegenden Inseln als ihrer Heimat ausgegangen, auf dem Festland die Halbinsel Malakka besetzt haben. Ihre Hautfarbe ist braun, in mannigfachen Schattierungen vom Kastanienbraun bis zum Rhabarbergelb wechselnd, das reiche Haar des Kopfes schwarz, dicht lockig und weich, die Gestalt schlank und von mittler Größe, doch muskulös und außerordentlicher Gewandtheit fähig; Hände und Füße klein. Der Schädel ist mäßig schmal, die Stirn hoch und krumm gewölbt, die Augen weit geschlitzt, die Nase breit und weitflügelig, der Mund groß, der Oberkiefer wenig hervorspringend, das Kinn spitz, die Züge des länglichen Gesichts mehr ausgeprägt als abgerundet.

Die gelbe mongolische Rasse ist über ein ungeheures Terrain ausgebreitet. Sie nimmt die Polarregionen von Europa und Amerika ein und wohnt in Asien vom kaspischen Meere und vom Ural bis nach Japan und Korea, vom nördlichen Eismeer bis zum Himalaya, dem Ganges, dem Meerbusen von Bengalen.

Die große Mannigfaltigkeit der Klimate dieser ausgedehnten Landstrecke und die Verschiedenheit der Kultur, welche sie ihren Bewohnern erlaubt, bringt auch in die körperlichen Eigenschaften der Rasse manche Abweichungen. In der bezeichnendsten Gestalt repräsentieren den mongolischen Typus die noch jetzt nomadisierenden Hirtenvölker Innerasiens. Der kugelige oder fast würfelförmige Schädel zeigt eine niedrige, zurückweichende, platte Stirn, sehr vorspringende eckige Jochbeine, die dem flachen Gesichte seine größte Breite in der Wangengegend zwischen den großen abstehenden Ohren geben. Die Nase ist kurz, flach und breit, mit plattem Stirnraum über ihrer eingedrückten Wurzel; die enggeschlitzten, schief nach innen und unten gestellten Augen stehen weit auseinander, ihr innerer Winkel ist abgerundet, die Lider dick, die Brauen schwach. Das Haar, nicht reichlich, ist schwarz und schlicht, der Wuchs von mittler Größe, richtig proportioniert, wenig Fleischfülle der leichten und dauerhaften Gestalt. Die Farbe der Haut, weizengelb, bräunlich bei diesen nomadischen Stämmen, wird dunkler bei den Polarvölkern, die mit niedrigerem Körperbau und äußerst reizbarem Nervensystem unter den ungünstigsten äußern Bedingungen leben. In den seßhaften und zivilisierten Nationen der Rasse, Chinesen und Japanern, hellt das Kolorit sich auf, und namentlich das weibliche Geschlecht der höhern Stände nähert sich der Weiße der kaukasischen Haut; Gesichtszüge und Gestalt bewahren den Typus der Rasse getreuer und erscheinen in seinem eigenen Sinne veredelt.

Es ist unnötig, die bekannten Eigentümlichkeiten der kaukasischen Rasse, das Oval des Gesichtes, die Höhe und Wölbung der Stirn, das senkrecht niedergehende Profil mit zurückgehaltenem Mund und gewölbtem Kinn, sowie die übrigen Proportionen der Gestalt hier ausdrücklich zu erwähnen. Wie dieser Stamm als Träger der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechtes unsere spätern Betrachtungen vorzugsweise beschäftigen wird, so werden wir auch Veranlassung haben, der charakteristischen Züge seiner einzelnen Zweige noch weiter zu gedenken.

Wir müssen zugeben, daß nur wenige Züge der gezeichneten typischen Bilder eine allgemeine Gültigkeit für die sehr mannigfachen Gestalten besitzen, welche wir doch im Laufe der Dinge wirklich sich innerhalb einer und derselben Rasse entwickeln sehen. Nicht ohne eine Zutat unserer Phantasie von zweifelhafter Berechtigung haben wir vielmehr nur Idealbilder entworfen, solche, in denen die verschiedenen Eigentümlichkeiten, welche wir an den Repräsentanten einer Rasse zerstreut vorfinden, sich uns am meisten zu einem charakteristischen und in sich abgeschlossenen Ganzen zu vereinigen schienen. Wir wissen keineswegs, ob diesem ästhetischen Eindrucke, dessen Macht wir empfinden, eine physiologische Bedeutung zukommt; nicht, ob wir mit jenen ausdrucksvollen Bildern den erzeugenden Grundcharakter getroffen haben, aus dem die wirklichen Bildungen innerhalb einer Rasse nur als verschiedengerichtete individuelle Abweichungen hervorgehen, oder ob sie nicht im Gegenteil nur die äußersten Möglichkeiten darstellen, die ein ursprünglich einer wesentlich andern Formel entsprechender Typus unter den günstigsten oder ungünstigsten Bedingungen zu verwirklichen vermag. Wie daher die zahlreichen Zwischenformen, die keinem der gezeichneten Bilder völlig sich unterordnen lassen, ihnen anzureihen sein mögen, welche Gestaltungen als Kreuzungen verschiedener Rassen, welche andern als klimatische Umwandlungen anzusehen sind: über diese Fragen müssen wir die Entscheidung der speziell vergleichenden Ethnographie und wahrscheinlich einer viel spätern Zukunft überlassen. Unsere wirklichen Beobachtungen gehen nicht auf hinlänglich große Zeiträume zurück, um auch nur den Einfluß des Klimas sicher zu schätzen; wohl finden wir häufig Völkerschaften, deren gegenwärtige Eigentümlichkeiten wir mehr oder weniger gründlich in Übereinstimmung mit den klimatischen Bedingungen ihrer Wohnsitze zu sehen glauben; allein wir kennen dann den frühern Zustand nicht, von dem wir annehmen müßten, daß er durch Anbequemung an diese Bedingungen sich zum gegenwärtigen verändert habe; in den wenigen Fällen aber, wo unsere geschichtlichen Kenntnisse

ſtattgefundene Wanderungen ſonſt bekannter Raſſen bezeugen, fehlt die Gewißheit darüber, daß nicht zugleich Kreuzung verſchiedener Typen, unter ſolchen Umſtänden wahrſcheinlich, zu den Urſachen der Veränderung gehört habe.

Nur die Übereinſtimmung, mit welcher in Nordamerika die Nachkommen der verſchiedenſten Anſiedler ſich einem eigentümlichen Gepräge annähern, ſcheint uns ein Beiſpiel für den mächtigen Einfluß klimatiſcher Bedingungen zu geben, die wir gleichwohl noch wenig zu zergliedern wiſſen; auch dieſer Einfluß jedoch bleibt weit innerhalb der Grenze, deren Überſchreitung uns den Urſprung einer neuen Raſſe anzunehmen veranlaſſen könnte. Unſere Kenntniſſe ſind nicht ſicherer in bezug auf den Erfolg der Kreuzung. Nur innerhalb einer und derſelben Raſſe überträgt die individuelle Bildung des einen erzeugenden Teiles ſich zuweilen mit faſt völliger Ausſchließlichkeit auf die Kinder; die erſtmalige Kreuzung verſchiedener Typen bringt ſtets eine Zwiſchenform hervor, welche die körperlichen Differenzen der Eltern auszugleichen ſucht. Man weiß von dieſen Miſchlingen, daß ihre wiederholte Rückverbindung mit dem weißen Stamme häufig ſehr ſchöne, auch geiſtig wohlbegabte Bildungen entſtehen läßt; aber es bleibt zweifelhaft, ob ausſchließliche Verbindung unter ſich ihnen eine unbegrenzte Fortpflanzung geſtatten würde.

Die Erwähnung dieſer Verhältniſſe führt uns noch zu einem Geſichtspunkt, den man in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit der Menſchenformen am liebſten ſogleich einzunehmen pflegt. Denn ganz gewöhnlich beginnt man dieſe Überlegungen mit der Behauptung, es ſei vor allem nötig, den Begriff einer natürlichen Art der Spezies und den einer Spielart oder Varietät ſo genau als möglich feſtzuſtellen. Man ſucht den Satz zu begründen, daß alle Menſchenraſſen nur Spielarten einer Art, nicht verſchiedene Arten einer Gattung ſind. Ich habe dieſe Ausdrücke bisher nicht ſo erwähnt, als läge in ihnen ein entſcheidendes Motiv für die Faſſung unſerer Anſichten, und in der Tat glaube ich, daß ihre weitläufige Einführung und Diskuſſion nur geeignet

ist, den eigentlichen Inhalt der Frage, um die es sich handelt, unter einem logischen Formelspiel verschwinden zu lassen. Es hat offenbar keinen Wert an sich, ob man für die Unterschiede der menschlichen Rassen den einen oder den andern Namen wählt; aber man sucht eine Beantwortung der Frage, ob sie alle aus einem und demselben Urstamme historisch durch Zeugung und klimatische Einwirkungen entstanden sein können. Man glaubt diese Möglichkeit dadurch zu sichern, daß man sie nur als Spielarten einer Art voraussetzt; sie haben dann ein gemeinsames Bildungsgesetz, das nur durch verschiedenartige Bestimmungen einzelner in ihm unbestimmt gelassenen Größen in verschiedene Formen ausläuft. Unsere Unkenntnis der organischen Bildungsgesetze erlaubt uns jedoch nicht, diese wesentliche Identität des Typus aller Rassen, oder eine so weit gehende Identität, daß alle Unterschiede den äußern Einwirkungen zugerechnet werden könnten, unmittelbar zu beweisen. Wir sehen uns deshalb nach einem äußern Kennzeichen um, an welchem wir uns derselben versichern können, und dies glauben wir in der Tatsache gefunden zu haben, daß die Menschenrassen sich fruchtbar mischen und die Produkte ihrer Kreuzung zu weiterer Fortpflanzung fähig sind. Man wird nicht leugnen können, daß dieses Merkmal von Wichtigkeit ist; denn ohne Zweifel, wenn die Natur Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen ihrer Geschöpfe innehalten will, muß es irgendwo eine Verschiedenheit der Gestaltungstriebe geben, welche die Erzeugung von Mittelformen ausschließt. Gewiß gehören daher die Menschen durch dieses Zeugnis der Erfahrung zu einer Gruppe zusammen, in der ein wesentlich gleicher Bildungstrieb herrscht. Aber ich weiß nicht, was wir gewinnen, wenn wir diese Tatsache in den Ausdruck umsetzen, die Menschenrassen seien nur Varietäten einer Art. Varietät ist für sie ein Titel ohne Einkünfte. Soll in ihm nur dies liegen, daß sie sich fortpflanzungsfähig vermischen können, so haben sie dieses ja immer getan und tun es noch, ohne das Recht dazu von diesem logischen Titel zu erwarten; und wir unsererseits wußten es längst, soweit es wirklich fest-

steht; soweit es aber erfahrungsmäßig nicht feststeht, werden wir es um dieses Titels willen nicht gewisser glauben als vorher. Denn was hindert uns anzunehmen, daß die äußern Einflüsse, welche aus ganz identischem Stamme verschiedene Varietäten entwickelten, zuweilen vielleicht Unterschiede hervorbringen, welche die weitere fruchtbare Vermischung derselben hindern, daß es also wirkliche Varietäten derselben Art gibt, denen jenes Kennzeichen mangelt, um deswillen wir den Menschenrassen nur diese Weite des Unterschiedes zugestehen wollen? Die Unfruchtbarkeit mancher Ehen innerhalb derselben Rasse, während doch nach ihrer Lösung beide Teile mit andern Individuen fortpflanzungsfähig sind, deutet auf die Möglichkeit eines solchen Verhaltens hin. Soll aber in dem Namen Varietät zugleich dies liegen, daß die Rassen aus einem identischen Urstamm durch äußere Einflüsse entwickelt worden sind, was berechtigt zu diesem Überschusse der Behauptung? Wenn zwei Bildungen sich zu einer dritten mischen können, so liegt darin kein Beweis dafür, daß sie auch aus einer gemeinsamen vierten müssen entstehen können. In jener Mischung durchkreuzen sich *zwei* organische Bildungstriebe; daß diese Verbindung lebensfähige und fortpflanzbare Erzeugnisse liefert, kann doch nicht dafür bürgen sollen, daß auch aus *einem* organischen Bildungstriebe allein, lediglich unter Einwirkung äußerer Bedingungen, verschiedene Typen entspringen können; oder kürzer die Möglichkeit des Zusammenschmelzens organischer Verschiedenheiten entscheidet nichts für die Möglichkeit ihres Auseinandertretens aus einem *dritten*. Es kann im Gegenteil sehr wohl sein, daß zwar die einmal vorhandenen Rassen soweit gleichartig genug sind, um Mischlinge zu geben, daß aber gleichwohl keine Stammform physisch möglich ist, aus der sie hätten entspringen können. Dann würden Art und Spielart nur Namen für den Verwandtschaftsgrad der vorhandenen Bildungen sein, aber ganz ohne sichere Bedeutung für ihre Entstehungsweise. Diese Begriffe und alle Versuche zu ihrer genauen Definition entscheiden daher nichts; das einzige reelle Objekt der Untersuchung,

auf welches man diese logischen Weitläufigkeiten hartnäckig immer wieder zurückführen muß, besteht nur in der einen Aufgabe, äußere Bedingungen nicht bloß im Unbestimmten ahnen zu lassen, sondern namhaft zu machen, aus denen historisch und wo möglich experimentell die Umwandlung einer Rassenform in eine andere beweisbar wird. Doch sind wir allerdings nicht unbillig genug, um durchaus diesen äußersten Grad ganz handgreiflicher Gewißheit zu verlangen; käme die Physiologie soweit, den Mechanismus der Fortpflanzung und die physischen Hergänge genauer zu erforschen, durch welche die Bildung der Eltern und hinzukommende äußere Umstände die Gestalt der spätern Generationen bestimmen, so ließe sich vielleicht jener erfahrungsmäßige Nachweis durch eine physikalische Theorie ersetzen; nur die Verbrämung der Frage durch logische Kunstausdrücke ist ohne Aussicht auf Erfolg.

Das Schlimmste endlich würde sein, wenn auch praktisch der menschliche Verkehr zwischen den verschiedenen Rassen nicht auf den Tatbestand, den wir mit leidlicher Sicherheit kennen, sondern auf logische Vermutungen über ihn gegründet werden sollte. Gesetzt, es wäre dokumentarisch nachweisbar, daß die Ureltern der Neger wirklich wahre unzweifelhafte Affen gewesen, aber es bliebe auch gleichzeitig bei der Tatsache, daß diese jetzigen Neger aufrecht gehen, sprechen, denken und überhaupt die Intelligenz, sie sei groß oder klein, besitzen, welche ihnen erfahrungsmäßig zukommt: welche sittliche Entschuldigung gäbe es dann für die Grausamkeit, ihre Behandlung nicht nach dem einzurichten, was sie sind, sondern nach dem, was ihre Ureltern waren, oder logisch ausgedrückt, nach der Art der Spezies, zu welcher sie ihrer Herkunft nach gehören? Oder wenn es nun umgekehrt feststände, daß die Affen verkümmerte Menschen seien, deren Voreltern wir vielleicht noch in der Geschichte vergangener Zeiten in menschlicher Gestalt antreffen, es bliebe aber gleichzeitig dabei, daß sie jetzt eben durchaus nur wirkliche Affen sind? Gewiß würden wir in diesem Falle einem echt menschlichen Gefühle der Pietät nachgeben, und sie nicht wie anderes jagdbares Wild behandeln; eine Scheu, die

auch ohne solche Reflexion der Eindruck ihrer Menschenähnlichkeit in dem Gemüte manches rauhen Jägers von selbst hervorbringt. Aber niemand würde doch um deswillen, was ihre Vorfahren gewesen sind, oder um der natürlichen Art willen, zu der sie gehörten, über ihren gegenwärtigen Zustand hinwegsehen und sie zu geselliger Gleichstellung mit uns heranziehen wollen. Wie schwer ist es doch unserer reflexionsreichen Zeit, bei dem bestimmten Inhalt einer vorliegenden Frage zu bleiben, und wie groß die Verlockung, auch sittliche Verhältnisse nicht nach den Anforderungen der Sache, wie sie wirklich liegt, sondern nach den unsichersten Vermutungen über die Art zu begründen, wie dieser Zustand entstanden sein könnte!

* * *

Es ist nur die leibliche Bildung der Geschöpfe gewesen, worauf unsere Betrachtung bisher geachtet hat. Wir haben gesehen, wie die Eigentümlichkeit des Erdkörpers, welcher den Schauplatz alles unserer Erfahrung zugänglichen Lebens bildet, wie seine Stoffe, seine Kräfte, sein Wechsel der Ereignisse und der äußern Lebensbedingungen zu gewissen allgemeinen Formen führen, in denen sich die Mannigfaltigkeit der Geschlechter bewegen muß, um sich innerhalb dieser Grenzen in eine vielfach verschlungene Reihe verwandter Gestaltungen zu gliedern. In allen diesen Bildungen haben wir neben den allgemeinen mechanischen Gesetzen, denen die Wechselverhältnisse der Elemente gehorchen, auch die innere Natur dieser Elemente als mitwirksame Kraft anerkannt. Es schien uns nahe zu liegen, auch diese Seite der Betrachtung sogleich mit hervorzuheben und das geistige Leben zu schildern, das in jeder dieser Gestaltungen sich regt, zum Teil an ihnen die Bedingungen seiner Äußerung findet, zum Teil auf sie formbestimmend zurückwirkt, endlich der leiblichen Gliederung entsprechend eine geordnete Gattungsreihe eines Geisterreiches entfaltet. Aber nicht nur ist uns das innere Leben der Tierwelt so unzugänglich, daß dieser Versuch nur unsichere Umrisse hätte verzeichnen können, sondern manche andere Ungewißheit über die Berechtigung, mit welcher wir die Form einer systematischen

Ordnung auf die geistige Welt anwenden dürften, würde uns gehemmt haben. Vielleicht führt die gesonderte Betrachtung des geistigen Lebens, zu welcher wir übergehen, zu andern Auffassungen als die sind, welche sich hier zuerst darzubieten schienen.

Die Entstehung der Rassen, des Menschengeschlechtes überhaupt, ja der ganzen Welt des Lebendigen, ist seit dem ersten Erscheinen dieses Buches der Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen, der kühnsten Behauptungen und der zwiespältigsten Meinungen geworden. Ich habe von wohlwollender Seite darüber Tadel erfahren, daß ich nicht deutlicher die Stellung bezeichnet, die ich einer so lebendigen Bewegung der Geister gegenüber einzunehmen denke. Indem ich dennoch auch den vorangehenden Abschnitt ohne wesentliche Änderung wieder anbiete, scheine ich die letzte Gelegenheit zur Ausgleichung dieses Mangels versäumt zu haben. Allein innerhalb des Rahmens, den ich meiner Arbeit bestimmt hatte und nicht ausdehnen konnte, ohne ihre eigentliche Absicht aufzugeben, war kein Raum für die große Anzahl höchst anziehender mehr oder minder sicher gestellten Tatsachen, für welche die neuere Forschung nach Darwins Vorgange mit Recht dankbare Aufmerksamkeit verlangt und findet; was aber hieran sich als Theorie geknüpft hat, das hielt ich mich nicht verpflichtet auf Anlaß dieser modernsten Gedankenströmung noch einmal besonders hervorzuheben, nachdem ich, bevor dieser Anlaß gegeben war, ausführlich genug die Überzeugungen glaubte erörtert zu haben, welche ich den Ansprüchen jener nicht neuen, sondern sehr alten Ideen entgegensetzen würde. Und in der Tat weiß ich noch jetzt nicht, was ich um der Sache willen den Ausführungen des ebenbeendeten Abschnitts und den Endbetrachtungen des dritten Buches hinzufügen müßte, in denen ich einige Zeit vor dem Erscheinen des Darwinischen Werkes die Entstehung zweckmäßiger Bildungen aus dem Chaos durch dieselben Mittel überlegte, die seitdem als Variation und Sichtung der entstandenen Variationen durch den Streit um das Dasein zu Gegenständen der Tagesfragen geworden sind. Über die geschichtlichen

Hergänge, durch welche das ganze Reich des Lebendigen und der Mensch entstanden sei, habe ich damals die Entscheidung den Untersuchungen der Wissenschaft anheimgestellt, aufrichtig bereit, alles anzuerkennen, was in der Tat durch Beobachtung gesichert und nicht nur nach vorgefaßten Meinungen behauptet werden würde. Denn ich war der Überzeugung, die ich lebhaft ausdrückte (I, 421): die ganze Reihe abgestufter Bildungsepochen, durch welche hindurch der formlose Bildungsstoff vielleicht sich ausgestaltet hätte, würde nur den Glanz und die Mannigfaltigkeit der Szenen vermehren, in deren äußerlichen Pomp unsere Phantasie sich bewundernd vertiefen könnte; aber sie würde das Ganze des wunderbaren Schauspiels nicht zureichender erklären, als jener sich selbst bescheidende Glaube, für welchen die Entstehung der lebendigen Geschlechter nur aus dem unmittelbaren Schöpferwillen Gottes begreiflich scheint; welchen Weg der Schöpfung auch Gott gewählt haben möge, keiner werde die Abhängigkeit der Welt von ihm lockerer werden lassen, keiner sie fester an ihn knüpfen können. Von denen nun, die anfangs diesen Weg der Erklärung aus dem Zufall mit Zuversicht betraten, sind manche durch aufrichtiges Nachdenken zu veränderten Ansichten gekommen; im Innern der Dinge wenigstens und als *eins* durch sie alle hindurchwirkend glauben sie ein Prinzip der Auswahl des Vernünftigen und ein immanentes Streben nach Zweckmäßigkeit annehmen zu müssen; warum aber hätte ich ausdrücklich darauf aufmerksam machen müssen, daß in der Tagesgeschichte sich ein Beispiel derselben Umkehr der Gedanken ereignet habe, die sich in der allgemeinen Betrachtung ohnehin als notwendig erwiesen? Käme es endlich dahin, daß auch die sonderbare Hartnäckigkeit verschwände, mit der man bereitwillig noch in das blinde Sein jeden Keim der Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit verlegt, aber alles aus der Welt entfernen möchte, was den Verdacht erregte, Geist zu sein, so würde ich noch weniger Veranlassung haben, dieser Tagesbegebenheiten labyrinthischen Gang zu wiederholen, durch den nur durch Umkehr von verkehrten Standpunkten aus eine alte Wahrheit wiedergewonnen sein würde.

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Kapitel.

Der Geist und die Seele.

Die tierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältnis beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedener Wesen. — Übergang dieses Prädikats in die Bezeichnung eines gleichartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich und seine Glieder.

Viele Wunder füllen den Erdkreis, wunderbarer keins als der Mensch. In der Tat, wir fühlen uns versucht, jenen alten Gesang zu wiederholen, in welchem Sophokles mit der Frische einer noch nicht zur Gewohnheit gewordenen Reflexion die staunenswürdigen Erfolge menschlicher Bildung überdenkt. Blicken wir in die Natur hinaus: überall hat die wehrlose stille Gestalt des Menschen den Kampf mit ihren Schrecknissen begonnen, unglücklich wohl im einzelnen, aber doch siegreich im ganzen; weit überlegene Kräfte der Tierwelt hat seine List überwunden, die einen zu widerwilligem Gehorsam gebändigt, die Fähigkeiten anderer zu eigenem Nutzen gesteigert, manche zu hingebender Anhänglichkeit und Zuneigung erzogen. Und bedarf es mehr als eines Wortes, um durch Erinnerung an alle Güter des geselligen Lebens die unausfüllbare Kluft zu bezeichnen, die zwischen ihm und der übrigen Welt des Lebendigen sich ausbreitet? Wo liegt nun der Keim zu dieser Größe? Ist es möglich, eine ent-

ſcheidend wichtige Kraft, irgend ein beſtimmtes Vermögen anzugeben, das zu dem menſchlichen Weſen neu hinzutretend ſeine Entwicklung weit über alle Grenzen tieriſcher Wirkſamkeit hinausführt? oder wenn wir in ihm nur Steigerungen der Anlagen fänden, die auch dem Tierreiche angehören, laſſen ſich Umſtände bemerken, die dann doch dieſen plötzlichen Aufſchwung erklären, welchen keine Zwiſchenſtufen vorbereitend und vermittelnd ankündigen? oder irren wir uns endlich ſelbſt hierin und liegt vielleicht in der Mannigfaltigkeit menſchlicher Lebenszuſtände wirklich eine Reihenfolge geringerer und höherer Entwicklungen, die auf einem ſtetigen Wege uns ſprunglos von der Dumpfheit des tieriſchen Daſeins bis zu dem Gipfel menſchlicher Bildung leiten? So verſchieden ſind die einzelnen Teile des großen Gemäldes, vor dem wir ſtehen, daß wir der Reihe nach jede einzelne dieſer Fragen zu bejahen verſucht ſind, je nachdem unſer Blick auf dieſen oder auf jenen Zug des großen Ganzen zuerſt fiel und gefeſſelt an ihm haften blieb.

Die Vergleichung der höchſten Gipfel unſerer Bildung mit den halbunverſtändlichen und zuſammenhangloſen Äußerungen, in welche in unſerer Umgebung das Seelenleben der Tierwelt ausbricht, zeigt den Abſtand beider Kreiſe des Daſeins ſo unermeßlich, daß nur die Hinzukunft eines völlig neuen Entwicklungskeimes das Übergewicht der menſchlichen Bildung erklären zu können ſcheint. Und ſo hat denn ſchon eine alte Anſicht der ſinnlichen Seele, welche ſie der Tierwelt zugeſtand, den vernünftigen Geiſt als die höhere Macht gegenübergeſtellt, die in dem menſchlichen Geſchlecht allein hinzukommend der regſamen Lebendigkeit ſinnlichen Empfindens und Strebens ihre höhere Richtung gebe. Aber unbedenklich iſt doch dieſer Name des Geiſtes nur als Name; zuſammengefaßt mögen in ihm die unbekannten Eigentümlichkeiten ſein, durch die ſich in ihren Erfolgen die menſchliche Entwicklung über alles andere irdiſche Daſein erhebt; aber die Gründe dieſer Erfolge werden kaum klarer durch ihn. Denn zu jener unbefangenen Teilung unſerer Perſönlichkeit können wir doch nicht zu-

rückkehren, die in Seele und Geist zwei verschiedene voneinander ablösbare Wesen sieht; jene vielleicht ein sterblicher Hauch, mit der räumlichen Gestalt vergänglich, der Geist allein über die Grenzen des irdischen Lebens hinausdauernd und höheren Aufgaben zugewendet.

Doch ist es nicht zunächst die scheinbare Spaltung dessen, was eins sein müßte, woran wir Anstoß nehmen; wie unklar auch immer das wechselseitige Verhältnis zwischen Geist und Seele oft gedacht worden sein mag, so würde es doch an sich einer bestimmten Auffassung nicht durchaus widerstreben. Denn natürlich in dem Geiste ausschließlich würden wir dann die Einheit unsers Wesens, unser wahres Ich, zu finden glauben; ihm gegenüber würde die Seele in die Reihe jener mannigfaltigen Elemente zurücktreten, die sehr verschieden an Wert durch den Plan der Organisation ihm zu Diensten gestellt sind. Nur vermehrt wäre dann diese Reihe um ein hervorragendes Glied, das entweder durch den Vorzug seiner eigenen Natur oder durch die Vortrefflichkeit seiner Stellung die innere Regsamkeit aller übrigen Elemente überböte, ihre Erregungen in sich zusammenfaßte, sie dem einen Wesen des Geistes überlieferte und dafür zum Austausch dessen Gebote übernähme, um sie mit eigener Intelligenz zur Ausführung durch die körperlichen Werkzeuge vorzubereiten. Ein doppeltes Leben würde dann allerdings innerhalb der Grenzen der leiblichen Gestalt bestehen. Denn wie die Seele des Tieres ohne Zweifel die mannigfaltigen Eindrücke in die Einheit eines Bewußtseins sammelt, sie mit Lust und Unlust begleitet und zu Ausgangspunkten künftiger Handlungen verarbeitet: so würde auch unsere Seele ihre Vorstellungen, ihre Erinnerungen, ihre Gefühle und Strebungen hinter dem Rücken des Geistes haben, dem sie dient, und dieses ihr Bewußtsein würde nicht das unsere sein. Manche Äußerungen dessen, was wir unser Leben zu nennen pflegen, würden von diesem andern lebendigen Elemente in uns ausgehen, ohne unser Wissen und Wollen; andern würde der Geist zusehen, indem die Wechselwirkung zwischen ihm und der Seele auch seinem Be-

wußtſein die Eindrücke zuführte, die das ihrige füllten, ohne doch in ihm außer dem Gewährenlaſſen einen Entſchluß zu ſelbſtändigem Handeln zu erwecken. Dann aber würde es Fälle geben, in denen die Tätigkeit der Seele, ſelbſt zur Entfaltung ihrer Fähigkeit durch äußere Reize erweckt, nun noch einmal auch den Geiſt zu lebendiger Rückwirkung erregte, und nun endlich würde dieſer verſchloſſene Grund ſich auftun, und nach allgemeinen Geſetzen, die auch dieſem Verkehr nicht fehlen dürften, würde die höhere Natur des Geiſtes teils ihr eigenes inneres Leben entfalten, teils umgeſtaltend, leitend und richtunggebend in die äußerlichen Wirkſamkeiten der Seele und durch ſie in die des Leibes eingreifen.

So entſteht uns das Bild einer innigen und nicht fruchtloſen Gemeinſchaft zweier Weſen, die deutlich auseinandertretend das mechaniſche Spiel einer pſychiſchen Wechſelwirkung vollführen. Vertraut mit den unzähligen gegenſeitigen Bezügen der organiſchen Gebilde, deren Erregungen ſie in ſich aufnimmt, würde die Seele zwar vielleicht nicht alle dieſe Eindrücke einzeln, wohl aber den Geſamtzuſtand innerer Stimmung, zu dem ſie ſich in ihr ſelbſt zuſammenſetzen, dem Geiſte überliefern und dadurch ſeiner höheren Tätigkeit einen beſtändigen oder wechſelnden Hintergrund eigentümlichen Lebensgefühls verſchaffen. Aus dem gleichförmigen Tone dieſer Stimmung würden dann einzelne beſtimmte Züge, Zeichnungen von feſter Geſtalt hervortreten; von der Seele geordnet, denn auch dem Tiere fehlt dieſe Fähigkeit nicht, würden die räumlichen Anſchauungen und die mannigfachen Verwandtſchaften und Gegenſätze der Sinnesempfindungen vor den Geiſt treten, um in ihm eine ahnungsvolle äſthetiſche Beurteilung ihres Wertes zu erfahren, die der ſinnlichen Seele verſagt ſcheint. Aufgeregt endlich in der Tiefe ſeines Weſens, würde doch der Geiſt, unkundig an ſich der äußern Welt, in geſtaltloſem Wogen ſeiner Phantaſie hin und her ringen; aber die unausſprechbaren Triebe ſeiner höheren Natur drücken auf die Regſamkeit der ſinnlichen Seele, und ſie iſt es, die unter dieſem Gebot die ihr verſchwiſterte leibliche Organiſation in unzählige Bewegungen ausbrechen läßt,

aus deren Ergebnissen dem Geist das vorher unklare und ahnungsvoll gestaltlose Rätsel seiner Sehnsucht nun anschaulich und verkörpert entgegentritt. Und löst sich endlich diese Gemeinschaft, so hat die vergehende Seele den Gewinn des Lebens und der Erfahrung längst in den Geist niedergelegt, der nun, für sich festhaltend, was er für sich nicht erwerben konnte, einem neuen Dasein in andern Formen entgegenreifen mag.

Daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind, die sich einer deutlichen Vorstellung von dem Mechanismus des Verhältnisses zwischen Geist und Seele entgegenstellen, dürften diese Bemerkungen hinlänglich andeuten; weit unklarer und nur in unbestimmten Ausdrücken haben wir die Teilung der Arbeiten zwischen diesen beiden übersinnlichen Wesen und die Beiträge berühren können, die jedes von ihnen zu dem Ganzen unsers Lebens liefern würde. Denn eben die genauere Nachforschung nach den Eigentümlichkeiten, welche die menschliche Bildung über das tierische Dasein erheben, steht uns noch bevor; den Versuch, ihr Ergebnis hier vorwegzunehmen, widerrät uns das Mißtrauen, mit dem wir nicht umhin können, dies wunderliche und etwas grelle Bild der Vereinigung zweier Mächte zu betrachten, die gleich einem Doppelstern die Bewegungen unsers einen Lebens überwachen sollen. Begönnen wir ohne Rücksicht auf die Tierwelt unsere Betrachtungen bei der Entwicklung des Menschen, so würde offenbar jene sinnliche Seele als ein überflüssiges Zwischenglied aus unserer Vorstellung ausfallen. Denn mit derselben Leichtigkeit, mit welcher sie imstande sein müßte, die Erschütterungen unzähliger Körperelemente in sich zu der Einheit eines Bewußtseins, eines Gefühls und eines Triebes zu verdichten, oder umgekehrt dem Streben, das dem Geiste aus der Verarbeitung dieser innern Zustände erwachsen wäre, einen wirksamen Ausdruck durch Bewegungen jener Elemente zu geben: mit derselben Leichtigkeit würde der Geist unmittelbar selbst dieselben Leistungen im Zusammenwirken mit den Bestandteilen des Körpers vollziehen. Oder umgekehrt, alle die Schwierigkeiten, die jemand glauben könnte in diesem unmittel-

baren Wechſelverkehr des Geiſtes mit den Maſſen zu finden, kehren mit ganz unvermindertem Gewicht in der andern Wechſelwirkung wieder, die an ſeine Stelle träte, in der zwiſchen Seele und Körper. Hier, wie ſo oft bei der Einſchaltung eines ſcheinbar erklärenden Mittelgliedes, hätten wir das Rätſel nicht nur ungelöſt gelaſſen, ſondern vervielfacht. Es iſt offenbar nur die Erinnerung an die Tierwelt, an die niedere Sphäre des Seelenlebens, die ſie mit uns teilt, an die höhere, die ihr verſagt iſt, was dieſe Spaltung zweier überſinnlichen Gewalten empfehlen konnte. Aber dieſe Tatſache, wenn wir einſtweilen ihre Geltung zweifellos zugeben, verträgt vielleicht andere Erklärungen.

Wirklich wird kaum jemand geneigt ſein, ſo buchſtäblich, wie wir es taten, Geiſt und Seele als verſchiedene Weſen einander gegenüberzuſtellen; die Gewohnheiten der modernen Reflexion ſind ſo entſchiedenen Trennungen und ihrer beleidigenden Klarheit abhold. Man wird es vorziehen, in einer Weiſe, deren eigentlichem Sinn ſchwerer beizukommen iſt, beide als verſchiedene Stufen, als verſchiedene Seiten oder Potenzen desſelben überſinnlichen Weſens zu faſſen, oder den Vorrang des Geiſtes von einem höheren Vermögen abzuleiten, von der Vernunft vielleicht, die ihm verliehen, der ſinnlichen Seele verſagt ſei. Unfähig zu erläutern, was es mit jenen Stufen und Seiten auf ſich habe, müſſen wir dieſe Meinungen auf ſich ſelbſt beruhen laſſen; die letzte jedoch iſt einer Verbeſſerung fähig und führt auf einen betretbaren Weg zurück. Denn worin auch jene Vernunft beſtehen möge: klar iſt, daß die Seele nicht zu ihrer Natur hinzu das Geſchenk eines neuen Vermögens annehmen kann, welches nicht in eben dieſer ihrer Natur ſo begründet läge, daß es entweder mit Notwendigkeit unvermeidlich aus ihr ſich entwickeln müßte oder doch unter Hinzutritt günſtiger Bedingungen ſich aus ihr entwickeln könnte. Das Weſen eines Dinges verträgt keinen Anhang; ſcheint zu dem einen eine Fähigkeit hinzuzukommen, die anderen ſeinesgleichen fehlte, ſo waren ſie in Wahrheit nicht

seinesgleichen, sondern in ihm war heimlich auch der übrige Stamm seiner Natur, an den diese Fähigkeit sich schließen soll, ein anderer als in den verwandten Wesen, die diesen Zuwachs entbehren. Anstatt in dem Menschen eine Tierseele zu suchen, auf die wie auf einen Wildling unedlerer Art ein unterscheidender höherer Trieb gepflanzt wäre, haben wir vielmehr von Anfang in dem menschlichen Geiste ein eigentümliches Wesen zu sehen, dessen charakteristische Natur selbst in den einfachsten und niedrigsten Äußerungen seiner Tätigkeit schon wirksam ist, obgleich ihre volle Bedeutung und ihr Gegensatz gegen die Seele des Tieres erst in den letzten Ergebnissen ihrer Entwicklung deutlicher hervortritt.

Allgemeine Begriffe sind die zweischneidige Waffe, durch die unserem menschlichen Erkennen allein es möglich wird, aus der letzten verwickelten Verzweigung der Erscheinungen den festen Stamm von ursprünglicher Kraft und Wirksamkeit bloßzulegen, und deren Anwendung doch so oft unvermerkt den lebendigen Trieb verletzt, den wir schonen wollten. Wenn wir in der Vergleichung einer vorliegenden Mannigfaltigkeit zuerst das Ähnliche zu kleineren Gruppen sammeln, dann die abweichenden Charaktere dieser einzelnen Kreise unter höhere zusammenfassende Gesichtspunkte vereinigen und endlich weiter aufsteigend zuletzt in einem gegliederten Stufenwerk einander über- und untergeordneter Begriffe die gesamte Fülle der Einzelheiten anordnen: dann glauben wir so häufig, in dem Wege, den unsere Reflexion auf dieser Leiter auf und ab wandelnd beschreibt, zugleich die innern Abhängigkeitsverhältnisse der Dinge nachzuahmen, die wir auf ihren verschiedenen Sprossen antreffen. Der allgemeinste und höchste und deswegen an bestimmtem Inhalt ärmste Begriff einer solchen Reihe erscheint uns gleich dem rohen Marmorblock, aus dessen stoffgebender und sicherer Festigkeit später hinzukommende Bedingungen bestimmte Formen herausgestalten; und in derselben Reihenfolge, in welcher unsere Gedanken systematisch die verschiedenen Arten und Unterarten durchlaufen, glauben wir auch aus jenem wirklichen Kerne der Sache zuerst die allgemeineren Unterschiede der höhern

Gattungen hervortreten zu ſehen, um durch immer erneute Einwirkung immer ſpezifiſcher geſtalteter Bedingungen allmählich in die unvergleichbaren Bildungen der Einzelexiſtenzen auseinanderzugehen. Oder wenn wir der Gliederung unſerer Klaſſifikationen nicht unmittelbar die Bedeutung einer hiſtoriſchen Abfolge ihrer Stufen auseinander zugeſtehen, ſo glauben wir doch wenigſtens, durch ſie getreu und entſprechend die größere oder geringere Weite einer mittelbaren oder unmittelbaren Abhängigkeit wiederzugeben, welche die verſchiedenen Eigenſchaften des einzelnen Wirklichen miteinander verknüpft und mit einem gemeinſamen Kerne, an dem ſie haften. Wir ſehen, daß mannigfaltige Gegenſtände der Wahrnehmung darin übereinkommen, Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen zu ſein, zu leiden und Tätigkeiten zu äußern und in dem Wechſel dieſer Ereigniſſe als feſte Punkte zu beharren; wir belegen ſie eben um dieſes Verhaltens willen mit dem Namen der Dinge. Aber bald vergeſſen wir, daß dieſer Name nur ein Titel war, der an dem Verſchiedenen eine gemeinſame Form des Seins und Benehmens hervorheben ſollte; er verwandelt ſich unvermerkt für uns in eine Bezeichnung eines urſprünglichen überall gleichartigen Inhalts, der das wahrhaft Weſentliche ausmache, und an welchem erſt durch ſpäter hinzukommende Bedingungen die Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen ausgearbeitet werde, die wir in der Erfahrung antreffen. Ding nennt die unbefangene Vorſtellung alles, was jene Form der Selbſtändigkeit und der Fähigkeit zum Tun und Leiden beſitzt, und ſie läßt es möglich, daß vielleicht Weſen von ſehr verſchiedener Natur dieſe Art des Daſeins genießen; ebenſo wie ſie Gift alles nennt, was ſie dem organiſchen Leben feindſelig ſieht, wie verſchieden auch ſonſt die Stoffe ſein mögen, die dieſe Feindſeligkeit entfalten. Erſt der Anfang zu philoſophiſcher Reflexion verwirrt dieſe natürliche Auffaſſung, wenigſtens da, wo nicht die Einfachheit der behandelten Gegenſtände den Irrtum vermeiden lehrt. Denn freilich, wenn wir von Unglücksfällen reden, wird niemand meinen, es geſchehe zuerſt der Unglücksfall an ſich, und aus ihm bilde

sich jede besondere Verdrießlichkeit durch hinzukommende nähere Bestimmungen. Wo es sich dagegen um die verschiedenen Erscheinungen der Natur handelt, die uns aus unbekannten Gründen die Eigenschaften der Materialität, Undurchdringlichkeit und andere, entgegenhalten, da scheint es uns selbstverständlich, daß diese gemeinsame Form des Verhaltens in einem gemeinsamen Inhalt, eine allgemeine Materie umzudeuten sei, von der ein Bruchstück, jedem einzelnen Körper inwohnend, durch besondere Nebenbedingungen erst in die spezifischen Beschaffenheiten der einzelnen Elemente ausgearbeitet werde. Sprechen wir endlich allgemeiner von jener gemeinsamen Verhaltungsweise aller Dinge, deren wir oben gedachten, so geraten wir leicht in jenes verhängnisvolle Suchen nach einer Substanz, die nichts als Substanz sei, nach einem allgemeinen Stoffe, aus dem Dinge gemacht werden, und dessen ein Bruchstück, jedem einzelnen Dinge inwohnend, diesem vorläufig die allgemeine Eigenschaft selbständigen Daseins, des Leidens und Wirkens überhaupt sichere, bis später besondere Umstände hinzutreten und ihm nun auch bestimmen, was es sein soll, und wie es soll leiden und wirken können. So sind die allgemeinen Begriffe, mit denen wir anfänglich wie mit Amtstiteln die gleichartigen Befugnisse übrigens unbestimmt gelassener, vielleicht sehr verschiedener Wesen bezeichneten, in eine völlig verkehrte Bedeutung übergegangen; nicht anders als wenn wir behaupteten, der allgemeine Begriff des Herrn und des Sklaven sei das vorangehende Wirkliche und Reale, aus welchem die einzelnen Persönlichkeiten, die diese Namen tragen, mit allen ihren individuellen Eigenschaften durch später hinzutretende Bedingungen entstehen.

Auch die Psychologie hat den Einfluß dieser Umwandlung der Begriffe erfahren. Die Vergleichung des innern Lebens ließ in verschiedenen Geschöpfen überall gleichartige Formen der Äußerung, Empfindung und Vorstellung, Gefühl und Streben, und überall ähnliche Gesetze und Gewohnheiten in der gegenseitigen Verknüpfung und in der Wechselwirkung dieser Äußerungen hervortreten. Um dieser Gleichartigkeit willen bezeichnete man die

unbekannten Träger dieſer wechſelnden Erſcheinungen mit dem gleichen Namen; was ſie auch ſonſt ſein mochten, ſie ſollten Seelen heißen, ſofern ſie alle darin übereinkamen, ihre innern Zuſtände in dieſe eigentümlichen Formen zu kleiden; ſehr verſchieden aber, ja faſt unvergleichbar mochte immerhin der urſprüngliche Inhalt ſein, den die einzelnen Weſen in dieſer gleichartigen Sprache auszudrücken ſuchten. Aber unvermerkt wandte ſich der Gebrauch des Wortes in ſein Gegenteil; der Name für das übereinſtimmende Benehmen des innerlich Verſchiedenen wurde zum Namen für ein identiſches inneres Weſen, an dem die Verſchiedenheit wie äußerliche Zutat hängen ſollte. Darin vor allem ſollte jetzt jener Träger der innern Erſcheinungen ſeine wahre und weſentliche Natur haben, daß er Seele war, daß ihm die Fähigkeit zukam, zu empfinden, zu fühlen, zu wollen; was er aber empfinden, wie er fühlen und wollen werde, das hing von andern Bedingungen ab, für welche entweder die leibliche Organiſation oder die Eigentümlichkeit der äußern Lebensverhältniſſe oder endlich eine ſpäter hinzukommende Begabung ſorgen mochte: durch eins dieſer Mittel allein konnte von nun an das ganz gleichartige Seelenweſen aller Geſchöpfe zu der Mannigfaltigkeit der Ausbildung zurückgelangen, welche die Erfahrung uns vorhält.

In ſehr verſchiedenen Wendungen haben Auffaſſungen dieſer Art ſich unter uns geltend gemacht. Im Kampfe gegen den Materialismus iſt nicht ſelten von Seelenſubſtanz in einer Weiſe die Rede geweſen, welche ziemlich deutlich die Neigung verriet, der allgemeinen Materie, als dem Stoffe, aus dem die Dinge gemacht werden, einen andern Stoff gegenüberzuſtellen, aus dem Seelen zu machen ſind. Auf den feſten und haltbaren Kern ſchien es vor allem anzukommen, der, in die Mitte der innern Erſcheinungen geſtellt, ihnen eine Stelle der Anhaftung gewährte; es reichte hin, wenn dieſer Kern von anderer Natur war, als das Subſtrat der körperlichen Welt; wie inhaltlos er auch übrigens ſein mochte, man hoffte die eigentümlichen Unterſchiede der einzelnen Seelen aus ihm ebenſo ableiten zu können, wie aus

der allgemeinen Materie die besondern Elemente der Natur. Man übersah dabei, daß auch dieser letztere Versuch nur scheinbar gelingen kann, daß er aber doch den Schein einer Möglichkeit darum hat, weil nichts uns verbieten würde, die Unterschiede der körperlichen Elemente auf verschiedene Verbindungsweisen der Atome einer allgemeinen Materie zurückzuführen. Vorausgesetzt nur, daß wir uns entschlössen, jene Elemente nicht als einfache, sondern als zusammengesetzte anzusehen, und vorausgesetzt ferner, daß wir Gründe für die Beständigkeit wüßten, mit der dann doch diese verschiedenen Verbindungsformen des an sich identischen Stoffes sich ohne Übergang ineinander als unveränderliche Grundlagen der Natur erhalten. Die notwendige Einfachheit der Seele macht einen gleichen Versuch unmöglich; weder aus Verdünnung und Verdichtung, noch aus verschiedener Lagerung der Elemente einer allgemeinen psychischen Substanz können wir die Verschiedenheiten der Seelen erklären; sie müssen entweder völlig gleich sein, und alle Abweichungen in der Höhe der Ausbildung, welche sie erreichen können, rühren einzig von der Gunst der Umstände her, oder sie sind ursprünglich verschiedene Wesen, und besitzen neben der Ähnlichkeit, sich in gleichartigen Formen des Ausdruckes zu bewegen, eine unbegrenzte Unähnlichkeit des Inhaltes, für welchen sie diese Arten der Äußerung benutzen. Unaufhaltsam fällt diese schiefe Vorstellungsweise von einer noch unbestimmten Substanz dahin, die wie ein allgemeines Gerinnungsmittel vorangehe, um den später kommenden Inhalt, welcher er auch sein möge, zu haltbarem Dasein zu verdichten; wir müssen zu der Anerkennung zurückkehren, daß eben unmittelbar der lebendige Inhalt selbst es ist, der durch seine eigene spezifische Natur die Fähigkeit des Wirkens und Leidens, die Eigenschaft der Substantialität gewinnt und der dann für ein unbehutsames Denken den Schein gibt, als verdanke er diese Form des Daseins nicht sich selbst, sondern einem in ihm liegenden Kerne allgemeiner Substanz.

In etwas anderer Weise müssen wir einen im ganzen doch ähnlichen Tadel gegen jene Theorie richten, welche aus den Wechsel-

wirkungen der Vorſtellungen, als der einfachen Selbſterhaltungen der Seele gegen drohende Störungen, die Mannigfaltigkeit des innern Lebens aufzubauen verſuchte. Sie war weit davon entfernt, einen allgemeinen Seelenſtoff vorauszuſchicken und die einzelnen Seelen aus ihm zu bilden; in einer uns freilich unbekannten, aber beſtimmten und einfachen Qualität ſuchte ſie den Inhalt, der die Natur jedes Weſens bilde, und ſie geſtand von Anfang an eine unendliche Mannigfaltigkeit dieſer Qualitäten, als eine ebenſo große urſprüngliche Verſchiedenheit der Weſen zu; ſie faßte endlich unter dem Namen der Seelen diejenigen zuſammen, deren Selbſterhaltungen die gleichartige Form der Vorſtellung oder Empfindung tragen. Aber indem ſie aus der ferneren Wechſelwirkung der Empfindungen allein alle zuſammengeſetzteren und höheren Leiſtungen des geiſtigen Lebens zu entwickeln ſuchte, ohne eine andere erneute Mitwirkung der Natur der Seele außer der zuzugeſtehen, welche aus dem bloß formalen Charakter ihrer Einheit ſich ergibt, kam ſie doch im Grunde auf den vorhin geſcholtenen Standpunkt zurück. Denn auch ſie ſtellte doch wieder den Begriff des vorſtellenden Weſens überhaupt als das Material hin, aus dem nur durch hinzukommende äußere Bedingungen, welche eine größere oder geringere Verwicklung der innern Wechſelwirkungen zwiſchen jenen Elementen der Tätigkeit geſtatten, die unterſcheidenden Eigentümlichkeiten der verſchiedenen Seelen, der menſchlichen wie der tieriſchen, entſpringen. Allerdings hindert nichts die Annahme, daß eben nach der Verſchiedenheit der urſprünglichen Natur der Seelen jene erſten Äußerungen ihrer ſelbſterhaltenden Tätigkeit, die einfachen Empfindungen, verſchieden ausfallen; manches mag daher den Tierſeelen anders erſcheinen als uns; aber die mechaniſchen Geſetze, nach denen die weitere gegenſeitige Verarbeitung dieſer Elemente untereinander erfolgt, werden doch ausdrücklich, und ohne Zweifel mit Recht, als durchgängig gleich in allen Weſen bezeichnet. Für die Verſchiedenheit der geiſtigen Ausbildung bleibt daher dieſer Anſicht kein hinlängliches inneres Motiv übrig; denn gewiß: ob eine Seele ſich gegen den Reiz der Lichtwellen durch Farbenſehen

oder durch eine andere Art des Empfindens selbst erhält, darin und in ähnlichem würde dies Motiv niemand zu finden meinen.

Dem entgegen sprachen wir schon früher unsere Überzeugung aus, wie wenig es möglich sei, innerhalb eines und desselben Seelenlebens alle Formen seiner Tätigkeit aus den mechanischen Wechselwirkungen der Vorstellungen zu erklären; wie nötig im Gegenteil, das Wesen der Seele als beständig von neuem in dieses Getriebe eingreifend zu fassen. Und zwar eingreifend mit Anlagen zur Tätigkeit, die in der Erzeugung der einfachen Vorstellungen noch keine Veranlassung zu hervortretender Wirksamkeit fanden, sondern sich zurückhielten, um erst durch die Verhältnisse, welche zwischen den mannigfach gegeneinander drängenden Vorstellungen sich entspinnen, wie durch Reize höherer Ordnungen allmählich erweckt zu werden. Eine weit größere Tiefe eigentümlichen Inhaltes schien uns der Seele angeboren zu sein, als die nackte Fähigkeit allein, durch Empfindungen sich selbst zu erhalten; jede augenblickliche Lage des Vorstellungslaufes schien uns zwei Folgen zu haben: die eine berechenbare, die sie vermöge der mechanischen Gesetze des innern Lebens überall, in jeder Seele gleichartig verlangen konnte; eine andere unberechenbare, die aus der weitern Einwirkung dieser ersten Folge selbst auf die Eigentümlichkeit gerade dieser Seele hervorging. Wie vollkommen gleich daher auch immer die mechanischen Gesetze des Ablaufes der innern Erscheinungen für alle Wesen sein mögen: das Ergebnis, die Höhe und die besondere Färbung der geistigen Entwicklung hängt doch nicht bloß von der größern oder geringern Weite und Mannigfaltigkeit dieses gleichartigen mechanischen Stromes, sondern von der ursprünglichen Verschiedenheit des Bodens ab, durch den er verläuft, von der ungleichartigen Natur der Seelen, auf die er stets zurückwirkt und an der sich seine Wellen brechen. So würden wir unser Verlangen befriedigen können, das Höchste und Eigentümlichste, was die Seele in ihrer Entwicklung erreicht, auch auf das Tiefste und Ursprünglichste ihrer Natur begründet zu denken, ohne daß wir die Vorteile aufgeben müßten, welche die Überzeugung von

einer mechanischen Ordnung des innern Lebens wenigstens für die Zukunft der Wissenschaft verspricht.

Auch diese Erwägungen führen also zu einer Auffassungsweise zurück, zu der in andern Fällen der natürliche Verstand geneigt genug ist; nur die ungewohnte Beschäftigung mit unanschaulichen Gegenständen läßt ihn in dieser Frage sich in grundlose Zweifel verwickeln. Niemand meint, der Stamm aller Pflanzen sei gleichartig und nur die Umstände bilden an ihm die Verschiedenheit der Vegetation, des Laubes, der Blüten und Früchte aus; wir wissen, daß alle Eigentümlichkeit der spätern Gestaltung in der ersten Keimzelle vorbestimmt ist, und daß alle Ähnlichkeiten der weitern Entwicklung nur gleichartige Manieren des Ausdruckes, eine gleichartige Sprache sind, in der die ursprünglich ungleichartigen Naturen der Gewächse sich entfalten und aussprechen. Man wird es allerdings vermeiden müssen, dies Gleichnis zu weit zu verfolgen; es kann nur der Deutlichkeit dienen, aber nicht beweisen. Denn immer wird freilich auch jene erste Keimzelle eine Verbindung mannigfacher Elemente sein und in der eigentümlichen Verknüpfung von Teilen, die zuletzt vielleicht wieder allen Pflanzen gleichartig zugrunde liegen, wird der besondere Bildungstrieb jeder einzelnen seine zureichende Ursache haben. Und hierin muß, wie wir früher bemerkten, unsere Vorstellung über die Natur der Seele, deren unteilbare Einheit wir festzuhalten haben, sich notwendig von jenem Gleichnis trennen.

Aber wie diese Vorstellung zu fassen sei, darüber möchten wir, um eine fühlbare Unklarheit zu heben, noch einige Bemerkungen zu einer Gedankenreihe hinzufügen, die wir an einer frühern Stelle (I, 205 ff.) so weit zu verfolgen keine Veranlassung hatten.

Die Frage danach, was irgend ein bestimmter Gegenstand sei, wird von uns zunächst immer durch Beschreibungen beantwortet, in denen weitere Überlegung doch sehr bald nur Bezeichnungen dessen erkennt, was der Gegenstand wirkt oder leidet, nicht dessen, was er ist. Alle sinnlichen Eigenschaften, die wir ihm beilegen, sind Formen

seines Benehmens im Fall einer Wechselwirkung mit andern; aber auch alle übersinnlichen Prädikate, durch welche wir später die Natur der Dinge zu charakterisieren suchen, verwandeln sich bei näherem Zusehen immer wieder in Aussagen über das, was sie unter gewissen Bedingungen tun, oder über Ereignisse, die zwischen ihnen stattfinden. Wie klar auch immer irgend eine Theorie das ganze Gewebe dieser gegenseitigen Beziehungen zwischen den Dingen hervortreten läßt: sie selbst, die festen Punkte, die in dieses Netz eintreten oder von denen seine Fäden ausgehen, bleiben so wie sie an sich sind, völlig unbekannt. Mußten wir nun an jener frühern Stelle zugeben, auch das Wesen der Seele, wie es vor aller Entwicklung durch äußere Anregungen sei, entziehe sich unserer Kenntnis, so glaubten wir doch nicht, daß dieser dadurch ein großer Abbruch geschehe. Denn darin eben, wozu die Seele sich in ihrer Entwicklung entfaltet, schien uns derjenige wesentliche Inhalt derselben zu liegen, um den es uns allein zu tun sein konnte. Erneuerte sich gleichwohl jener Wunsch, sie nun auch so kennen zu lernen, wie sie an sich ist, so sahen wir darin mehr die Neugier, zu erfahren, wie es gemacht wird, daß ein Etwas existieren könne, das fähig zum Wirken und Leiden den uns im Grunde nicht unbekannten Inhalt der geistigen Entwicklung aus sich hervorgehen lasse. In der Tat, mehr Verständnis der wesentlichen Natur der Seele hätten wir von einer Offenbarung über das, was sie vor ihrem Leben sei, gar nicht gehofft; nur wie bei jedem Kunstwerk, dessen Bedeutung ganz in seiner Form liegt und völlig von uns aus dieser Form herausgelesen wird, interessierte es uns nebenbei, dann auch den Stoff zu kennen, aus dem es besteht, und durch den es ermöglicht wird, daß diese schönen und sinnvollen Linien sicher und standhaltend und für uns erkennbar den Raum durchziehen. Diese Frage nun nach der Art, wie Dasein und Wirken gemacht wird, fanden wir widersinnig; die Sehnsucht dagegen, das kennen zu lernen, was die Seele abgesehen von ihrer Entwicklung ist, schien uns überflüssig; in beiden Beziehungen haben wir jetzt zwei eng miteinander verbundene Nachträge hinzuzufügen.

Was zunächst den zweiten Punkt betrifft, so würde uns die Einsicht in das, was die Seele in ihrer Entwicklung leistet, doch nur dann völlig befriedigen, wenn wir eine Bürgschaft dafür besäßen, daß in der Tat in dem Teile ihrer Entwicklung, den wir kennen, die ganze Tiefe ihres Wesens zur Entfaltung komme. Aber die Seele wächst nicht in ein so übersichtliches, festbestimmtes Bild aus wie die Pflanze, von der wir wissen, daß alles, was ihr Keim an Trieb und Gestaltungskraft verbarg, in dem Zeitraum zwischen seinem ersten Sprossen und der Reife des neuen Samens in den wohlbekannten Formen einer für unzählige Individuen gleichartigen Vegetation sich völlig auslebt. Das geistige Dasein hat nicht wie die körperliche Bildung eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen, von Gefühlen, von Strebungen, die seinen regelmäßigen Bestand ausmachten, sowie die gemessene Zahl der Glieder den des Körpers; zwischen den einzelnen Elementen des innern Lebens geschieht kein so rhythmisch vorbestimmter Kreislauf der Funktionen, wie zwischen den Organen des Leibes; oder geschieht er, wenn wir so wollen, so besteht doch gar nicht in ihm das innere Leben selbst, sondern es besteht erst in der unermeßlich verschiedenartigen, unberechenbar eigentümlichen Melodie, zu der diese feststehenden Akkorde, in jedem einzelnen Wesen anders, auf Anlaß der äußern Anregungen sich aneinander reihen. Ja nicht einmal eine Melodie ist ein richtiges Bild dieses Lebens; denn auch ihre Wendungen innerhalb der festen Leitern harmonischer Akkorde werden der Seele abgenötigt durch fremde Reize, die der Weltlauf ihr in den Weg wirft. Sie muß diese Anstöße in die Folgerichtigkeit ihrer eigenen Entwicklung aufnehmen, und indem sie dadurch zu manchem überraschenden Absprung, zu unvorhergesehenen Ausweichungen veranlaßt wird, so liegt nun ihre wahre und eigenste Natur, das was sie selbst wollte, nicht mehr unmittelbar in der hörbaren Melodie selbst, sondern in der unhörbaren an keine bestimmten Intervalle gebundenen Form, Größe und Eigentümlichkeit der Elastizität, mit der sie dies Fremde sich aneignet und an ihm Gestalt gewinnt. Es würde schon schwer sein, diesen unanschaulichen

Charakter zu faſſen, auch wenn vollſtändig die Reihenfolge der Töne vorläge, in denen er allmählich zu erſchöpfendem Ausdruck kommt. Wie aber dann, wenn wir uns ſagen müſſen, daß die Reihe der Veranlaſſungen endlos iſt, welche die Seele zur Äußerung und Weiterentfaltung anregen können? daß tauſend Hemmungen die Entwicklung von Keimen zurückhalten mögen, die doch in ihr liegen? daß ſchon in dieſem Leben uns ſo oft die Neuheit von Rückwirkungen überraſcht, die wir auf kaum weſentlich neue Eindrücke folgen ſehen? daß endlich in andern Formen des Daſeins, auf deren Vorausſetzung uns der eigene Sinn der irdiſchen Entwicklung hinweiſt, neue uns bis jetzt ungeahnte Anlagen ihre Ausbildung finden mögen? Es iſt gleichgültig für den Augenblick, mit welchem Rechte wir jedes einzelne dieſer Bedenken hegen; genug, daß ein tatſächlich vorhandenes Mißtrauen uns abhält, gerade in dem geiſtigen Leben die volle Natur ſeines Keimes in der wirklichen Entwicklung erſchöpft zu denken. Dieſe Entwicklung glauben wir deshalb nicht vollkommen zu durchſchauen, wenn wir nicht in dem, was die Seele an ſich iſt, die geſetzgebende ſchöpferiſche Formel fänden, welche uns lehrte, durch Hinzuergänzung deſſen, was die Erfahrung uns nicht zeigen kann, Verſtändnis und Zuſammenhang auch in das Bruchſtück der Entwicklung zu bringen, das unſerer Beobachtung offen liegt. Dies Bedürfnis iſt es, was uns immer wieder zu jener Frage nach dem zurückführt, was die Seele an ſich ſei; aber in anderer Weiſe doch als früher. Es kommt uns nicht auf eine allgemeine Natur der Seele an, aus der die verſchiedenen hervorgingen, ſondern auf die eine Idee, die innerhalb jeder einzelnen Seele ſich in die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Tätigkeiten als in ihre natürlichen Konſequenzen entwickelt.

Es handelt ſich jetzt nicht darum, ob wir imſtande ſein werden, dieſe belebende und erzeugende Idee irgend eines Dinges zu finden und auszuſprechen; aber es hat ein Intereſſe für uns, zu überlegen, ob denn überhaupt dieſe Form einer Idee eine zuläſſige Faſſungsweiſe für das iſt, worin wir das Weſen eines Dinges ſuchen. Nach zwei Seiten hin möchten wir ihre Tauglichkeit be-

zweifeln. Denn eine Idee ſcheint zuerſt nicht Körper genug zu haben, um ein feſtes ſtandhaftes Etwas zu bilden, von dem Wirkungen ausgehen könnten; aber ſie ſcheint auch nicht jenen Charakter der Einheit zu beſitzen, der dem Weſen jedes wahrhaft Seienden ſo unerläßlich iſt.

Mit dem erſten Bedenken berühren wir noch einmal jenen Punkt, dem ſchon oben unſere Bemerkungen galten, die Neigung, eine Seelenſubſtanz der wirklichen Seele vorauszuſchicken. Aber oben ſollte jene Subſtanz die allgemeine pſychiſche Natur ſein, aus welcher die eigentümlichen Unterſchiede der Seelen hervorwüchſen; hier wird ſie als das Reale geſucht, an dem die Erſcheinungen des individuellen Lebens als an ihrem feſten Träger haften. Man kennt dieſe Neigung der gewöhnlichen Meinung, in jeder Erſcheinung, deren Veränderlichkeit doch ein beſtändiges Geſetz in ihr ahnen läßt, als Urſache dieſer Folgerichtigkeit einen finſtern Kern undurchdenkbarer Sachlichkeit zu ſuchen. Alles, was wir wirklich verſtehen, dem trauen wir nicht zu, daß es eine volle ſelbſtändige Wirklichkeit haben könne; erſt wo wir an einen Reſt kommen, über den wir gar keine Hoffnung mehr haben ins Klare zu gelangen, erſt da glauben wir das wahrhaft Seiende, die dem Gedanken ſchlechthin entgegengeſetzte und ihm durchaus unbegreifliche Sache, das Reale gefunden zu haben. Nur Zuſammengeſetztes meinen wir einzuſehen; indem unſer Denken zwiſchen die Fugen eindringt, welche das Reale bei ſeiner Verbindung zwiſchen ſich läßt, lernen wir durch dieſe Analyſe alle die Eigenſchaften verſtehen, die nur auf der Art dieſer Verbindung beruhen. Aber während wir ſo hinter das Zuſammengeſetzte kommen, wird das Reale ſelbſt, das den Stoff dieſer Kombinationen bildet, durch unſer Denken nur auseinandergedrängt, nicht aufgelöſt; ſuspendiert wie eine chemiſche Subſtanz in einem flüſſigen Mittel, in dem ſie nicht löslich iſt, ſchweben dieſe eigentlichen einfachen Kerne der Sachlichkeit in unſerem beziehenden Denken, ſo völlig unaufgeſchloſſen wie vorher. Und eben dies bürgt uns dafür, daß ſie etwas wahrhaft Seiendes ſind. Wären ſie auflöslich für das Denken, ließe ſich das, was ſie ſind,

völlig in Gedanken ausdrücken, so wären sie ja nun bloße Gedanken geworden und wären nicht mehr Sachen. Setzten wir das, was sie sind, gleich einer Qualität, so müßte die Qualität etwas haben, dessen Qualität sie wäre; nennten wir ihr Wesen eine Kraft, so setzte sie einen Träger voraus, der sie ausübt; gälte es uns für eine Idee, so müßte doch jemand sein, der die Idee hat oder sie denkt. Kurz, wie wir auch durch Gedanken das Wesen der Dinge nachbilden wollen, allemal zeigt sich das Nachbild als bloßes Bild der Sache; es fehlt immer der feste, unauflösliche Kern von Realität, an dem oder in dem, oder um welchen herum, oder aus ihm hervorgehend sich die einzelnen inhaltvollen Züge des Bildes zu einer haltbaren Existenz verdichten ließen.

So kommen wir dazu, am Ende selbst in unserem eigenen Innern ein unsagbares, unauflösliches Etwas von Realität zu suchen und zu ihm die helle Fülle des bekannten geistigen Lebens in ein nie klar zu machendes Verhältnis der Abhängigkeit zu bringen. In der Tat, nur so lange kann diese schiefe Vorstellungsweise sich erhalten, als man die bestimmtere Art jener Abhängigkeit nicht aufzuhellen sucht, sondern sich mit dem rohen Bilde eines Trägers begnügt, an dem der mannigfache Inhalt des Seienden äußerlich aufgehängt ist. Sobald man sich klar wird, daß jedes Haben einer Eigenschaft unmittelbar ein bestimmtes Sein desjenigen ist, der sie hat; daß ferner zwei Wesen, welche sich durch ihre Eigenschaften beständig unterscheiden, notwendig auch in dem verschieden sein müssen, was sie sind; daß also der Vorzug, eine Sache, eine Reales zu sein, nicht einem einzigen, überall gleichen Inhalt zukommt, sondern daß Verschiedenes und Mannigfaltiges real ist: so erkennt man, daß Realität, als eine bestimmte Weise der Existenz, der ursprünglichere Begriff ist, der in unserem Denken vorangehen muß, und daß der Name des Realen auf jeden Inhalt fällt, dem aus irgend welchen Gründen, die unsere Forschung ermitteln oder nicht ermitteln mag, diese Form der Existenz zukommt. Nicht aber haben umgekehrt die Dinge Realität, sofern ein Reales in ihnen wäre. Durch ihren Inhalt allein sind die Dinge das, was

sie sind; dadurch, daß dieser Inhalt fähig ist zu wirken und zu leiden und das beständige Element in einer veränderlichen Reihe von Erscheinungen zu bilden, dadurch *sind* die Dinge und unterscheiden sich als real von ihrem Abbild; wie es endlich gemacht ist, daß jener Inhalt eine zum Leiden und Wirken fähige Wirklichkeit genießt, das ist jene törichte Frage nach der Maschinerie des Daseins, die wir schon mehrmals aus unserem Denken verwiesen haben. Nur so viel wissen wir, daß wir nichts gewinnen durch den abenteuerlichen Versuch, zuerst für einen allgemeinen Wirklichkeitsstoff, ein Reales zu sorgen und von ihm aus die Wirklichkeit demjenigen zu Lehen zu übertragen, das sich an ihn anknüpfen will; daß wir vielmehr das Dasein als eine in ihrem Zustandekommen stets unbegreifliche Setzung betrachten müssen, die unmittelbar und ohne Zwischenglied auf das fällt, was den Inhalt des Seienden bildet. Setzen wir einstweilen voraus, worüber noch mehr zu sprechen sein wird, daß dieser Inhalt nicht durch eine dem Gedanken völlig fremde Natur sich jeder Begreiflichkeit entziehe, sondern daß er im Gegensatz zu solcher unauflöslichen Sachlichkeit den Namen des Idealen verdiene, so können wir das Ergebnis unserer Überlegung dahin ausdrücken, daß das Reale nichts anderes sei als die auf unbegreifliche Weise in der Form wirkungsfähiger Selbständigkeit gesetzte Idee.

Diese Meinung ist verschieden von einer andern, welche wir im gleichen Gegensatz gegen jene Verehrung starrer Kerne der Realität häufig ausgesprochen hören. Nachdem man dieses gröbsten Irrtums sich entschlagen hat, verfällt man gern in Enthusiasmus für ein gleich unmögliches Gegenteil; das Wesen der Dinge sei die reine unabläßige Tätigkeit selbst ohne den Rückhalt eines von ihr verschiedenen Etwas, von dem sie ausgehe. Es ist klar, daß diese Ausdrücke die Vorstellung nicht wiedergeben, die man notwendig bei ihrem Aussprechen selbst festhalten muß. Man kann den Geist nicht mit dem infinitivischen Denken gleichsetzen, sondern fühlt, daß er Denkendes sein muß; das Wesen der Dinge kann weder Sein noch Tätigkeit sein, sondern ist Seiendes und Tätiges.

Jenes Subjekt, das in diesen Partizipien erscheint, hat man richtig zu bestimmen, aber man gewinnt nichts, wenn man es leugnet und den Infinitiv an seine Stelle setzt, der diese Stelle nicht ausfüllt.

Es ist stets ein sehr mißliches Unternehmen, einen Irrtum mittelbar widerlegen zu wollen, dessen Undenkbarkeit unmittelbar klar sein müßte. Ich fühle diese Verlegenheit bei dem ersten Schritte des Versuchs, den ich dennoch machen will, die Ungereimtheit der Ansicht zu zeigen, welche das Wesen der Dinge in bloßes Wirken, das Wesen der Seele in bloßes Denken oder Handeln setzen möchte. Denn indem ich mich frage, ob der *Begriff* eines subjektlosen Tuns oder Denkens etwas ausdrücke, was sich als der Inhalt einer selbständigen Wirklichkeit fassen lasse, empfinde ich nur zu deutlich, daß schon der angebliche Sinn dieser *Begriffe* selbst sich im Vorstellen gar nicht wirklich erzeugen läßt: Denken *heißt* gar nichts mehr, wenn es nicht das Denken eines Denkenden ist, Tun und Wirken *heißt* nichts mehr, wenn wir bei dem Versuch, es vorzustellen, die Vorstellung eines von ihm unterscheidbaren Subjektes auslassen, von dem es ausginge. Von Begriffen aber, mit denen wir, sowie wir sie zu denken versuchten, eigentlich gar nichts mehr *meinen* können, ist es im Grunde ganz müßig, weiter zu fragen, ob sie sich dazu eignen, sich als das Wesen einer Wirklichkeit fassen zu lassen.

Aber den Unklarheiten unserer Gedanken, die aus wirklichen Schwierigkeiten der Sachen hervorgehen, können wir geduldig alle Zugeständnisse machen, die überhaupt noch eine weitere Verständigung zulassen. Nehmen wir also an, die Vorstellung eines reinen subjektlosen Tuns *bedeute* noch etwas, so können wir weiter fragen, wie dann doch die Dinge sich uns darstellen müßten, wenn in einem solchen Tun ihr ganzes Wesen bestehen sollte. Und da scheint es uns, als wenn von jedem Ding entweder eine einförmige Tätigkeit a ununterbrochen ausfließen müßte, oder wenn nicht ein beständig gleichartiges, sondern ein veränderliches Tun sein Wesen bilden sollte, so müßten die einzelnen Phasen dieses Tuns in der

unabänderlichen Ordnung a b c d, wie eine ablaufende Melodie, sich folgen. Der erste Fall versteht sich von selbst; der zweite wird notwendig, wenn wir die an sich gar nicht zulässige Bedingung zugestehen, in dem Tun a, welches in dem einen Augenblicke das Wesen des Dinges ausmacht, liege überhaupt Grund und Befähigung, in irgend ein anderes Tun überzugehen. Denn dann kann das, was aus a folgt, nur ein bestimmtes b, nicht mit demselben Recht irgend ein m oder n sein; aus b kann nur c, aber nicht irgend ein p oder q folgen; die Reihenfolge des Tuns ist daher völlig bestimmt; und wäre es denkbar, daß ein früheres Glied f der Reihe irgend einmal durch eines der späteren r als dessen Konsequenz verlangt würde, so würde die ganze von f bis r abgelaufene Reihe sich wie die Periode eines Dezimalbruches unaufhörlich wiederholen müssen. Hierin nun erkennt gewiß niemand das Verhalten wieder, welches wir an den Dingen zu beobachten oder ihnen zuschreiben zu müssen glauben; wären sie so, so wäre ihre Annahme zur Erklärung des Weltlaufes nutzlos, ihr Dasein unfähig zur Erzeugung desselben. Man wird uns jedoch eine unaufrichtige Unvollständigkeit vorwerfen: es sei von uns vergessen, daß die einförmige Tätigkeit a unter dem Einfluß äußerer Bedingungen in vielförmige Weisen des Tuns sich verändern könne, und daß aus gleichem Grunde auch die abenteuerliche zweite Annahme einer unveränderlichen Reihenfolge der Phasen des Tuns müßig sei. Aber eben dieses andere Verhalten, welches wir freilich an den Dingen wirklich beobachten, finden wir unvereinbar mit der Annahme, daß ihr Wesen in reinem Tun bestehe. Wer von dem Einfluß irgend welcher Bedingung spricht, wird zunächst zu meinen scheinen, dasjenige *leide* von der Bedingung, auf welches sie wirkt; von dem reinen Tun aber kann, ohne seinen Begriff aufzuheben, dies nicht behauptet werden, daß es leide; leiden die Dinge, so ist ihr ganzes Wesen nicht mehr reines Tun, sondern das, woraus Tun und Leiden entspringen können; und in diesem, von jeder einzelnen Handlung und jedem einzelnen Zustand unterscheidbaren Rückhalt ihres Wesens sehen wir eben das Subjekt wieder erscheinen, welches

diese Ansicht für den Begriff ihres reinen Tuns meinte entbehren zu können. Aber man scheut vielleicht die Einmischung des Begriffs vom Leiden; vielleicht, wenn auf das eine Tun a eine Bedingung einwirkt, meint man daraus unmittelbar ein neues Tun b entstehen und an die Stelle des a treten zu sehen, ohne dem verschwindenden a ein Leiden zuzumuten, das nicht ihm, dem subjektlosen Tun, sondern nur einem hier nicht vorhandenen tätigen Subjekt möglich wäre. Auch diese letzte Ausflucht verfehlt indessen ihr Ziel. Denn unter solcher Voraussetzung würde von dem a nichts übrig sein in dem Augenblick, in welchem ihm b gefolgt ist, und anstatt der tätigen Dinge würde nur noch ein Werden oder Geschehen behauptet sein, welches eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen ohne einen sie innerlich verknüpfenden Faden aufeinander folgen ließe. Diese Vorstellung von einem absoluten Werden aber, in deren weitere Unmöglichkeit wir hier nicht eingehen, wollte die Ansicht, die wir bestreiten, keineswegs empfehlen. Sie meinte nicht die Dinge aufzuheben oder zu leugnen; sie wollte sie im Gegenteil festhalten und glaubte nur, in dem reinen Tun ihre wahrste Natur begriffen zu haben. Solange wir daher eine veränderliche Reihe von Erscheinungen als innerlich verbunden durch die Natur eines Dinges glauben betrachten zu müssen, solange können wir auch das Wesen des Dinges nicht als bloße Tätigkeit fassen, sondern müssen es in dem suchen, was die vereinigende und gesetzgebende Macht für eine Vielheit des Tuns, des Leidens und der Rückwirkung bildet. Dieser Inhalt ist das, was als das Teilnehmende am Sein, am Handeln, am Wirken, als Seiendes, Handelndes, Wirkendes vor uns steht und gleichweit entfernt ist vom haltlosen Verfließen in die Tätigkeit selbst, wie von der Starrheit eines Kernes, der sich nie in die Bewegung dahin gäbe, sondern sie stets nur äußerlich an sich kommen ließe.

Aber wenn wir nun dies alles zugeben, wird man zweifelnd einwenden, ist denn nun das, was wir hier unter der Form der

Idee als das Weſen des Dinges faſſen, jenes Daſein zu genießen fähig, das den Dingen zukommen muß? Nicht als wenn wir trotz der früheren Zugeſtändniſſe nun doch noch einmal zu wiſſen verlangten, durch welchen Zauber den Dingen, worin ſie nun auch immer beſtehen mögen, ihr Daſein gemacht werde; aber da nicht allem Denkbaren dieſe ſelbſtändige Wirklichkeit zukommt, ſo müßten ſich doch an jener Idee wenigſtens die allgemeinen Kennzeichen erkennen laſſen, durch die ſich das, was zu dieſer Wirklichkeit zugelaſſen iſt, von dem unterſcheidet, dem ſie verſagt bleibt. Gehört nun nicht zu jenen Zügen jedes wahrhaft Seienden vor allem dieſer, daß es eins ſei in ſich ſelbſt? und ſcheint nicht alles, was wir als Idee bezeichnen, vielmehr eine Vielheit von Elementen vorauszuſetzen, deren gegenſeitige Verknüpfung untereinander ſie ausdrückt? und zwar ſo ausdrückt, daß aus der Einwirkung dieſes Ausdruckes auf unſere empfängliche Phantaſie in uns wohl als Ergebnis eine einheitliche Stimmung entſteht, ohne daß jedoch dieſe von uns gefühlte Einheit unſers Zuſtandes als eben ſolche Einheit in den Beziehungen jener Elemente außer uns vorhanden war? iſt alſo nicht am Ende jede Idee nur ein Gedanke, den die vergleichende Tätigkeit eines erkennenden Weſens ſich macht, indem es in ſich ſelbſt die Vielheit der Erſcheinungen zuſammenfaßt, ohne daß dieſer Gedanke jemals in dieſer Vielheit ſelbſt als erzeugende und formbeſtimmende Kraft zugegen iſt?

Dieſe Einwürfe ſind häufig gemacht worden, und man hat ihnen zu begegnen geſucht, indem man an die Stelle der Idee, welche allerdings mannigfaltige Tendenzen und Beziehungen des Seienden zu anderem einſchloß, eine völlig einfache Urqualität als das Weſen jedes einzelnen Dinges einſetzte. Dadurch iſt, je nachdem man es anſieht, entweder nur ein neuer Name oder zugleich ein alter Irrtum wieder eingeführt. Denn das Weſen des Dinges muß in jedem Fall ſo beſchaffen ſein, daß ſeine ſpätern Wirkungen und vielfachen Eigenſchaften, obgleich nicht unveranlaßt, ſondern unter dem Einfluß äußerer Bedingungen, aus ihm hervorgehen können; es muß ferner ſo beſchaffen ſein, daß diejenigen Ver-

knüpfungsweisen seiner Zustände, die nicht von der Aufeinanderfolge der äußern Reize allein abhängen, bei Gelegenheit dieser Reize sich aus ihm entwickeln müssen; kurz jene einfache Qualität muß vollständig denselben Grund des Wirkens und Leidens und der Ordnung der innern Zustände enthalten, den wir in der Idee suchten. Insofern ist die einfache Qualität nur ein veränderter Name, in welchem höchstens die Aufforderung liegt, den Inhalt der Idee nicht in jener auseinandergezogenen Weise, in welcher unsere Sprache, wenn wir ihn kennten, ihn ausdrücken würde, sondern eben zusammengefaßt in die Einheit einer einzigen Bestimmung, in die Form einer Urqualität, als das Wesen des Dinges aufzufassen. Ohne Zweifel lag solche Zusammenfassung auch in unserer Absicht; der Irrtum dieser andern Vorstellungsweise dagegen besteht darin, daß gerade die Form der Qualität unfähig ist, jene Konzentration der Idee zur Einheit zu leisten.

Wie unbekannt nämlich auch und aller Erkenntnis unzugänglich man die Qualität jedes Dinges nennen mag: sobald der Name der Qualität nicht eine völlig bedeutungslose, willkürliche Bezeichnung für den wesentlichen Inhalt der Dinge sein, sondern denselben wenigstens formell auf eine bestimmte und charakteristische Weise bezeichnen soll, so muß auch jene unbekannte Qualität der Wesen die Eigentümlichkeiten besitzen, die jeder Qualität als solcher zukommen. Wir kennen aber nur die Qualitäten der sinnlichen Empfindung; nur von ihnen ist der allgemeine Begriff abstrahiert, und nur an sie denken wir auch wirklich, wenn wir vom Wesen der Dinge so sprechen, wie es diese Meinung tut; wir bilden uns die Vorstellung der übersinnlichen Qualitäten durchaus nach dem Muster der sinnlichen, die wir kennen, und gerade soweit uns dies gelingt, sind wir für den Augenblick befriedigt. So durchaus eins mit sich selbst, wie das Blau des Himmels, das uns vorschwebt, so satt und plastisch die Leere erfüllend, so unveränderlich ruhend ohne alle Spur und allen Ansatz zu hinausgreifender Beweglichkeit, so beziehungslos und teillos in sich selbst, wie jede einfache Farbe, so stellen wir uns das Wesen des Dinges vor

und ruhen selbst befriedigt in seinem Anblick. Wir vergessen nur, daß diese Ruhe allzu unbeweglich, diese Einheit allzu einfach ist. Denn unerbittlich müssen wir daran erinnern, daß die Einheit des Dinges nicht dazu da ist, beständig sich über sich selbst zu freuen, sondern daß sie die veränderliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus sich entspringen lassen muß. Und eben dazu ist ein Inhalt, der seiner Natur nach in dieser Form der Qualität gefaßt werden müßte, nicht fähig. Er würde nur aufgehoben, aber nicht verändert werden können, denn jede Veränderung setzt einen beständigen sich gleichbleibenden Rückhalt voraus, auf welchen das sich Verändernde sich zurückzieht, um aus ihm heraus die neue Gestalt zu entwickeln. Die einfache Qualität hat nichts der Art hinter sich, und je einfacher sie ist, um desto weniger lassen sich die Begriffe des Wirkens und Leidens an sie anknüpfen. Jene ruhige offene Glätte hinterhaltloser Gleichheit mit sich selbst, die wir an den sinnlichen Qualitäten bemerkten und als den wahrhaftesten Ausdruck für die ungestörte Natur des Seienden bewunderten, gehört im Gegenteil gerade diesem niemals an. Nicht einmal die ruhende Eigenschaft der Dinge deutet sie an; sie ist nur ein freundlicher Schein, in welchem für unsere Auffassung irgend ein bewegter Augenblick des Geschehens, der Wechselwirkung zwischen mehreren Elementen fixiert ist; das Seiende selbst, dessen ruhigstes und objektivstes Symbol wir in ihr zu finden glaubten, ist nach dieser Analogie am wenigsten zu fassen.

Schließen wir nun diese Betrachtung. Wenn jemand noch einmal fragt, wie denn nun der Inhalt einer Idee jene Einheit haben könne, die dem Seienden notwendig ist, und die wir in der Qualität wohl fanden, aber entblößt von dem Keime der Mannigfaltigkeit, der gleich unentbehrlich ist: so verweisen wir diese Frage auf folgende Überlegung. Jede Ansicht, welche das Wesen irgend eines Gegenstandes durch Begriffe und Worte auszudrücken und nachzuahmen sucht, will natürlich nicht diesen Ausdruck, sondern den Inhalt, den er bezeichnen soll, für das Wesen des Gegenstandes genommen wissen. Der Name Idee hat die doppelte

Bedeutung, einmal jenen Inhalt der Dinge, dann aber auch die Form des Gedankenbildes zu meinen, in welchem wir diesen Inhalt für unsere Auffassung wieder erzeugen. Die Umwege, die unser abbildendes Denken nimmt, sind nicht Umwege in der abgebildeten Sache selbst; die Vielheit nicht bloß der Worte, sondern auch der vielleicht wortlos gedachten Beziehungspunkte, die wir bedürfen, um uns das klar zu machen, was wir meinen, schließt nicht eine gleiche Vielheit der Teile in dem Objekt unsers Nachdenkens ein. Ist daher Idee in diesem Sinne eines von uns gehegten Gedankens allerdings eine in sich mannigfache und unruhige Tätigkeit des beziehenden und vergleichenden Wissens, die nicht in dieser Form sich als das objektive Wesen des Dinges fassen läßt, so ist dagegen das, was dieser Gedanke meint, einer ursprünglichen Einheit fähig. Erzeugt doch auch dasselbe hin und her gehende Nachdenken in uns aus der mannigfaltigen Reihenfolge der Elemente eines Gedichtes die Einheit seiner poetischen Seele wieder. In die Gestalt solcher Einheit zusammengefaßt nennen wir eine Idee das Wesen des Dinges. Verlangte endlich eine niebefriedigte Neugier noch eine Anweisung, wie sie es machen solle, um den Inhalt einer Idee in diese Einheit zu verdichten, und wie sie das Ergebnis dieser Bemühung sich vorstellen könne, so läge darin ein völliges Mißverstehen der Aufgabe und der Leistungsfähigkeit des Erkennens. Denn dieses Ansinnen wäre ganz gleichbedeutend mit dem Wunsche, zu erfahren, wie man es machen müsse, um geradezu das zu *sein*, um dessen Erkennen es sich hier handelt. Und selbst dieser Wunsch würde nicht zum Ziele führen; denn wenn wir uns nun wirklich so verwandeln könnten, daß wir allemal das wären, was wir durchschauen wollten, so würde ja das Bemühen, nun auch das zu wissen, was wir dann wären, selbst dieses neue Wesen, in welches wir uns verwandelt hätten, notwendig wieder aus seiner Einheit in ein zusammengesetztes, aus mannigfachen Teilen und ihren Beziehungen bestehendes Erkenntnisbild umgestalten müssen.

Ein Wort nur haben wir über den Grund hinzuzufügen, aus

welchem wir jenen Doppelsinn des Namens Idee benutzten; denn allerdings geschah es mit Grund. Unter den verschiedenen Auffassungsformen der Gegenstände zeichnen wir mit diesem Namen diejenige aus, welche ihr Objekt weder durch einen bestimmten Tatbestand fester Merkmale, noch durch eine bestimmte Form der Verknüpfung zwischen veränderlichen Merkmalen, sondern einzig durch den beständigen gleichbleibenden Sinn charakterisiert, der sich in unermeßlicher Verschiedenheit der Merkmale sowohl als ihrer Verbindungsweisen ausdrücken kann. Die Anschauung des Menschen ist sein räumliches Bild; die Vorstellung von ihm fügt zu diesem Bilde und der mit ihm vereinigten Erinnerung an seine übrigen Merkmale den Nebengedanken hinzu, daß alle diese Mannigfaltigkeit ein Ganzes bilde; den Begriff des Menschen gewinnen wir, wenn wir die allgemeinere übergeordnete Formel der Gattung als erklärenden Mittelpunkt in die Menge seiner besondern Merkmale hineinstellen; die Idee des Menschen aber haben wir erst dann, wenn wir den Gedanken fassen, zu dessen Realisierung er berufen ist, einen Gedanken, der an keine bestimmte Reihe von Merkmalen gebunden ist, aber den Grund enthält, warum der Mensch eine räumliche Erscheinung, ein zusammenhängender Organismus, der Gipfel des Tierreichs sein muß. Diese Bedeutung, welche die Idee als Denkform für uns hat, wollten wir durch den Gebrauch desselben Namens auch auf ihren Gegenstand übertragen: darauf kam es an, das Wesen des Dinges nicht als erschöpft durch eine ruhende Qualität, nicht durch eine bestimmte Handlung oder eine bestimmte Reihe mehrerer zu fassen, sondern seinen vollen Inhalt nur in dem Sinne zu sehen, den es auf die verschiedenste Weise und durch die verschiedensten Formen der Entwicklung verwirklicht.

Dagegen war es keineswegs unsere Absicht, durch die Wahl dieses Namens in den berühmten Satz einzustimmen, welcher Denken und Sein für identisch erklärt und in den Dingen keinen andern Inhalt findet außer dem, welchen wir in der Form der Idee denkend nacherzeugen können, oder vielleicht sogar außer dieser Form der Idee selbst. Die allgemeinere Überzeugung allerdings haben

wir früher ausgedrückt, daß das Wesen der Dinge nicht in einer undurchdringlichen Fremdartigkeit für den Geist bestehe; aber der Geist und sein Leben ist mehr als Denken. Es ist wohl möglich, daß dem ganzen Geiste das, was die Dinge sind, nicht unerlebbar ist, und daß es doch dieser einzelnen Form seiner innern Tätigkeit, dem Denken, durchaus unfaßbar bleibt. Fühlen und Wollen, Lust und Unlust sind innere Erlebnisse in uns selbst, für welche unser bewußtes Denken, indem es ihnen zusieht, wohl Namen erfindet, ohne doch den Unterschied, der sie selbst von allem Denken trennt, jemals durch Formen des Denkens begreiflich zu machen; sie sind nur verständlich für den, der sie erlebt. Und ebenso würde das Wesen der Dinge, falls überhaupt unser Blick durch die Erscheinung bis zu ihm dränge, zwar beschreibbar für das Denken sein, aber doch vielleicht nur so, daß diese Beschreibung manche Namen enthielte, deren Bedeutung nicht wieder gedacht, sondern nur gelebt werden kann. Wie aber auch dieses Wesen sein möchte, jene Form der Idee würde es an sich tragen, ein selbst gestaltloser beständiger Sinn veränderlicher Gestaltungen zu sein.

Für diese lange Reihe abstrakter Überlegungen müssen wir nun auf Entschuldigung hoffen. Sie sollten nicht Fragen zu Ende bringen, welche nur die Metaphysik beantworten kann; sie bezeichneten nur den Standpunkt unserer folgenden Betrachtung. Werfen wir jetzt einen Blick auf das zurück, woran diese Abschweifung anknüpfte, so erinnern wir uns, daß wir von dem menschlichen Geiste nicht im übrigen eine wesentliche Gleichheit mit den Seelen der Tiere behaupten durften, um dann durch die entschädigende Hinzufügung eines ihm eigenen höheren Vermögens ihn wieder über alle Tierwelt zu erheben. Was er war, mußte er als ein unteilbares Ganze sein; was die Seelen der Tiere waren, das waren auch sie als lebendig wirksame abgeschlossene Ideen, jede von der andern völlig geschieden, jede völlig eins in sich selbst. Und so

ließe sich ein Reich der Seelen denken, in welchem jede Gattung, und in ihr jede einzelne, ihre bestimmte Stelle fände, je nachdem die lebendige Idee, welche sie ausdrückt, in dem Sinne der Weltordnung höher oder niedriger steht oder andern gleichwertig ist. Daraus kann der Schein entstehen, als wäre auch hier die bessere Erkenntnis des Einzelnen aus der Übersicht des Ganzen zu hoffen, dessen Teil es ist; die Einsicht in die Natur des menschlichen Geistes aus der Betrachtung der tierischen Seelen, die seine Vorstufen sind. Aber abgesehen von der mangelhaften Kenntnis tierischen Seelenlebens, die uns in den meisten Fällen nur unerwiesene Einfälle an die Stelle sicherer Tatsachen würde setzen lassen, ist diese Aussicht auch aus andern Gründen trüglich oder doch nutzlos für unsern gegenwärtigen Zweck. Denn diese Ordnung des Seelenreichs, wenn wir sie kennten, würde uns mehr in das Verständnis des unendlichen Wesens einführen, das in diesem Bilde sich selbst anschauen mag; aber sie würde wenig zu der Würdigung der Aufgaben beitragen, die dem menschlichen Leben zu seinem Teile gestellt sind, und der Mittel, die ihm zur Ausführung zu Gebot stehen. Für diese letzte Frage ist es nur von entfernter Wichtigkeit zu wissen, welche Stelle des Menschen Geist auf der Leiter der Wesen einnimmt, von sehr großem Werte dagegen die Kenntnis der ursächlich auf ihn einwirkenden Bedingungen, von denen seine Entwicklung abhängt.

In dieser Beziehung ist seine Stellung im Reiche der Seelen eine andere, als in jener Stufenreihe der Gattungen. Wie nahe verwandt oder wie sehr verschieden die Seele einer Tierart von der unsrigen sein mag: es ist gleichgültig für uns, wenn sie nicht auf uns wirkt. Der größte Teil der Tierheit nun hat zu unserer Entwicklung diese teilnahmlose Stellung, und die unbelebte oder unbeseelte Natur besitzt unter den Bedingungen unserer Bildung eine verhältnismäßig weit größere Wichtigkeit. Daß der kunstfertige Instinkt vieler niederen Tierklassen sich in scheinbar wenigstens ganz andern und fremdartigen Formen des Wirkens bewegt, wenn wir ihn mit der Regsamkeit der menschlichen Seele vergleichen, ist

für uns im ganzen eine wenig bedeutsame Tatsache; tausende solcher Instinkte mögen dem Menschen noch unbekannt sein, selbst die bekannten kommen nur wenigen von uns zur Anschauung; möchten sie da sein oder nicht, die menschliche Entwicklung bliebe dieselbe. Von andern Klassen können wir anderes sagen: manche von ihnen treten uns wirksam nahe, aber es sind vielleicht nicht eben die, die in der Stufenleiter der Seelengattungen uns am nächsten stehen. An die Affen knüpft sich kein Fortschritt menschlicher Kultur, an das Pferd, an die übrigen zuchtbaren Haustiere gar mancher. Sie leisten uns nicht allein durch Körperkraft Dienste, wie belebte Maschinen, sondern auf dem Umgange mit ihnen beruhen hauptsächlich alle die Vorstellungen, die wir über ein dem unsrigen fremdes und doch im allgemeinen verwandtes Seelenleben erhalten; und ohne Zweifel sind eben die Vorstellungen, die wir von einer fremden Seele uns bilden, der wichtigste Teil der Wirksamkeit, die diese auf uns ausübt. Am meisten natürlich ist es der Mensch selbst, der auf den Menschen wirkt; von dem Werte dieses gegenseitigen Einflusses werden alle andern Beziehungen ähnlicher Art verdunkelt, die uns an die Tierwelt knüpfen. In der Erforschung dieser Dinge muß die Aufklärung über die wesentlichen Eigentümlichkeiten des menschlichen Lebens liegen; jedes Unternehmen dagegen, den Menschen an den Gipfel eines irdischen Seelenreichs zu stellen und seine Bestimmung aus der Natur der niedrigeren Stufen zu erläutern, würde eins der prächtig beginnenden, aber fruchtlos endenden Schauspiele sein, deren die Anthropologie nach und nach sehr viele vorgeführt hat.

Wir haben hierdurch noch nicht die zweite der Fragen beantwortet, die wir am Eingange dieser Betrachtung aufwarfen. Denn alles Bisherige konnte nur zu zeigen versuchen, *wie* eine wesentliche Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes gedacht werden müsse, falls die Überlegung der Tatsachen eine solche vorauszusetzen nötigte. Ungelöst bleibt hierdurch der Zweifel, ob nicht vielleicht ohne wesentlichen Unterschied, nur durch die Größe seiner Entwicklung bevorzugt, der menschliche Geist sich an das Seelenleben der

Tierwelt anschließen möge. So wenig wir nun unsere Neigung verhehlt haben, diese Frage zu verneinen, so ist doch ihre bestimmte Beantwortung hier nicht möglich, und wir müssen uns begnügen, die Schwierigkeiten einer solchen hervorzuheben. Sucht man die Entscheidung unabhängig von der Vergleichung der Erfahrung, so könnte man sie nur von den letzten Ergebnissen der Spekulation über die notwendige Bildung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Glieder erwarten. Was aus dieser Quelle sich ableiten läßt, wird der letzte Teil unserer gesamten Betrachtungen zusammenzustellen versuchen und wir werden sehen, daß der Wert der Frage selbst sich für diesen höchsten Standpunkt sehr vermindert. Die allgemeinen Grundsätze, die man außerdem anwenden könnte, würden zu keiner Gewißheit führen. Vielleicht möchte man die Annahme, überall gleichartige Seelen würden nur durch die sehr verschiedene Begünstigung, die sie von der Organisation ihrer Körper erfahren, zu verschiedenen Bildungshöhen gebracht, durch die Erinnerung widerlegen wollen, wie unglaublich es sei, daß eben gleichartige Seelen an diese so sehr abweichenden leiblichen Hüllen gebunden sein sollten. Aber allerhand Vermutungen über Seelenwanderungen, abenteuerlich zwar, und ohne Stütze in der Erfahrung, aber doch nicht streng widerlegbar, würden sogleich bereit sein, diese Paradoxie zu beseitigen und zu zeigen, welchen guten Sinn fortschreitender Erziehung es haben könnte, wenn ursprünglich vollkommen gleiche Wesen nach und nach in immer andere vollkommnere Körper übergingen. Wendet man sich an die Erfahrung, so wird die Entscheidung um nichts leichter. Alles was als Tatsache vor uns liegt, beschränkt sich eben auf den allgemeinen und allerdings unwiderleglichen Eindruck einer weit geringern Entwicklung, zu der es die Tiere bringen; aber dieser Eindruck gestattet, so wenig zergliedert, wie er noch immer ist, keinen sichern Rückschluß auf die Ursachen des Zurückbleibens. Unsere Kenntnisse des tierischen Seelenlebens sind weit oberflächlicher und ungewisser, als die Zuversicht philosophischen Klassifizierens meistens zugibt. Wir schlagen die Höhe seiner Entwicklung gewiß oft falsch, wahrscheinlich häufig

zu niedrig an; denn mit Recht schreiben wir zwar den Tieren die Tätigkeiten zu, deren vollendete Leistung wir vor uns sehen; aber mit sehr zweifelhaftem Rechte sprechen wir ihnen andere ab, die sie entweder nicht äußern können, oder deren Äußerungen für unser Verständnis zu fremdartig sind. Versuchen wir nun, aus diesen mangelhaften Vorlagen Vermutungen über Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der tierischen und menschlichen Seelen abzuleiten, so locken zwei entgegengesetzte Irrwege.

Von der Betrachtung unsers eigenen innern Daseins gehen wir notwendig aus; erst aus ihr fällt ein Schimmer des Verständnisses auf das Seelenleben der Tierwelt, das wir nicht unmittelbar kennen. Sind wir nun nicht gewohnt, die einzelnen Leistungen unsers eigenen Geistes zu zergliedern und die Entstehung mancher scheinbar neuen Fähigkeit aus einfacheren Vorgängen aufzusuchen, so stoßen wir bei jeder oberflächlichen Verschiedenheit an, die das Tier vom Menschen trennt, und geraten in jene bequeme Klassifikationsweise, welche die Natur der verschiedenen Seelen wie mit der Sicherheit chemischer Formeln durch Kombination abweichender Bestandteile, nämlich der verschiedenen Vermögen definiert, die der einen Gattung fehlen, der andern zukommen sollen. Anderseits aber verführt auch gerade diese richtige Gewohnheit, die zusammengesetzten oder abgeleiteten geistigen Funktionen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen, zu dem entgegengesetzten Fehler einer Überschätzung der äußern Hilfsmittel des Wirkens, und zu dem Übermut, durchaus gleichartigen Wesen durch unendlich variierte äußere Anregung Leistungen abgewinnen zu wollen, die nur auf ursprünglich verschiedenem Boden gedeihen können. Man kommt natürlich in dieser Beziehung hauptsächlich auf die körperliche Organisation zurück, denn durch diese wird ja größtenteils auch die Eigentümlichkeit der äußern Lebensumstände bedingt, in denen sich jedes Geschöpf befindet, und deren Einfluß den zweiten großen Kreis von Bedingungen für die spezifische Bildungsrichtung der Seele ausmacht. Nun läßt sich ohne Zweifel zeigen, daß manche körperliche Einrichtung einzelne Formen der geistigen Äußerungen

begünstigt oder hindert; so wird für augenlose Tiere die Gesamtvorstellung, die sie vom Raum entwickeln mögen, notwendig anders sein als bei sehenden; für vollkommen symmetrisch gebaute wird eine Unterscheidung der Richtungen im Raum unmöglich, für stimmlose die Mitteilung der innern Zustände nicht nur anders, sondern ohne Zweifel weit unvollkommner sein. Aber in der Regel läßt sich wohl aus dem Mangel eines Organs der Mangel einer Leistung begreifen, aus dem Vorhandensein desselben jedoch wird sein Gebrauch und die Mannigfaltigkeit der geistigen Regsamkeit, die sich in ihm kund gibt, nicht sogleich mit begreiflich. Wir müssen es dem Verlauf dieser Betrachtung überlassen, einzelne Beispiele dieser Dinge zu erwähnen; überall indessen, wo wir auf tierisches Seelenleben ein Streiflicht fallen lassen, geschieht es eigentlich nur, um durch einen Kontrast die Bedeutung des menschlichen aufzuhellen; in den meisten Fällen drücken solche Vergleiche nur aus, wie wir uns einbilden, daß es sich mit den Tieren verhalten möge, nicht wie es gewiß ist oder mit Notwendigkeit sein muß.

Diese Unsicherheit des Urteils ist indessen ohne wesentlichen Einfluß auf den Gegenstand unserer nächsten Untersuchungen. Für eine Betrachtung allerdings, die nicht ausschließlich der menschlichen Bildung gälte, sondern eine allgemeine Mechanik des Seelenlebens bezweckte, würde die Frage nach der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der Mittel in den Vordergrund treten, durch welche die verschiedenen Höhen der Entwicklung ermöglicht werden. Für uns dagegen kommt es hauptsächlich darauf an, was der Mensch ist, nicht darauf, was die Tiere nicht sind. Die ängstliche Scheu davor, in eine zu nahe Wesensgemeinschaft mit ihnen gerückt zu werden, knüpft sich mit Unrecht gerade an die Frage, ob wir einer Gattung mit ihnen sind oder nicht. Denn am Ende: wir haben doch die höhere Entwicklung; eben dieser Besitz ist der bleibende Unterschied zwischen uns und ihnen, und diese Kluft wird nicht größer oder kleiner, je nachdem sie für einen generischen Unterschied, oder für die Wirkung einer verschiedenen Begünstigung gleicher Anlagen erklärt wird. Die Dinge sind doch immer das, als was

ſie ſich behaupten; es verlohnte ſich nicht der Mühe, etwas zu werden, wenn man immer nach dem geſchätzt werden ſollte, woraus man es geworden iſt.

Faſt die gleichen Bemerkungen, und die letzte namentlich, haben wir vorläufig über die dritte der Fragen unſers Einganges hinzuzufügen. Innerhalb des menſchlichen Geſchlechts ſelbſt wechſelt die geiſtige Ausbildung von tieriſcher Roheit an bis zu der Höhe eines Genius, den wir voreilig durch den Namen der Göttlichkeit ehren zu dürfen glauben. Gibt es in dieſen ungeheuren Unterſchieden ein gewiſſes gemeinſames Element, das wir als den allgemeinen menſchlichen Geiſt betrachten dürften? ſind die Geiſter der verſchiedenen Stammarten der Menſchheit weſentlich verſchieden? und innerhalb desſelben Stammes, wo können wir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Individuen ein gemeinſchaftliches Maß finden, und wie es anlegen? liegt es im allgemeinen hoch, und die Roheit bleibt darunter zurück, durch die Ungunſt der Umſtände und die Mängel der körperlichen Organiſation zurückgehalten? oder liegt es tief, und der Genius wird durch das Glück ſeiner Lebensbedingungen und den Vorzug leiblicher Organe darüber erhöht? oder laſſen ſich endlich doch einzelne beſtimmte Züge, charakteriſtiſche Gewohnheiten des Wirkens angeben, die, in allen Menſchenſeelen wiederkehrend, ſie zu einem zuſammengehörigen Ganzen verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verſchiedenen Graden vorhanden die unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit der individuellen Geſtaltung geſtatten? Es iſt die Bejahung dieſer letzten Frage, die unſere fernere Betrachtung ſich zum Ziel ſetzt. Dann, nachdem wir dies gemeinſame Band außer Zweifel geſtellt hätten, würde für uns kein Grund ſein, aus der Reihe die Bedingungen, welche die Höhe der Bildung beſtimmen, die äußern Umſtände und die körperliche Organiſation auszuſchließen, deren keins für ſich zu ihrer Begründung hinreicht. Das allgemeine Maß der menſchlichen Bildung aber liegt weder hoch noch tief in dem Sinne, in dem wir es ſuchten; es iſt wohl ein Durchſchnitt der tatſächlichen Bildung zu ziehen, aber kein Maß

der ſein ſollenden zu finden. Der Körper hat eine Normalgeſtalt und iſt vollkommen, wenn er die Umriſſe derſelben ausfüllt; dem Geiſte ſchwebt anſtatt eines beſtimmten Normalbildes ſeiner Entwicklung nur ein Idealbild der Vollkommenheit vor, beſtändig unerreicht; nur eine Richtung dahin zeichnen ihm im allgemeinen die charakteriſtiſchen Tätigkeitsformen ſeines Geſchlechts vor, aber ſie beſtimmen kein Maß des Wegs, nach deſſen Zurücklegung er am Ziele wäre. Endlich, welche Zweifel ſich auch über die Gleichheit der geiſtigen Anlagen in den verſchiedenen Stammformen der Menſchen erheben mögen: jedenfalls ſind jene Anlagen gleichartig genug, um ſie alle, obwohl mit abgeſtufter Wichtigkeit ihrer Beteiligung, zur Gemeinſamkeit eines menſchlichen Lebensverkehres zu befähigen: ſie bilden alle die zuſammengehörige, ſich gegenſeitig erziehende Gemeinde der Menſchheit. Dieſe wahrhafte praktiſche Einheit der Wechſelwirkung entſchädigt uns reichlich für die Befriedigung der müßigen logiſchen Neugier, ob ſie an dieſer Aufgabe als verſchiedene Arten einer Gattung von Geiſtern oder als nächſtverwandte Glieder eines völlig gleichen Stammes Anteil nehmen.

Zweites Kapitel.

Die menſchliche Sinnlichkeit.

Verſchiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgültige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Luſt und Unluſt. — Eigener Wert der Sinneseindrücke. — Übereinſtimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen ſie entſprechen. — Beiſpiele; Licht und Klang. — Äſthetiſche Beurteilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematiſche Phantaſie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verſtändnis fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Zeremonien.

Von den Empfindungen der Sinne hebt nicht nur einmal alle Bewegung des geiſtigen Lebens an, ſondern zu ihnen kehrt ſie unaufhörlich zurück, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwick-

lungen ihrer Tätigkeit zu gewinnen. An die Empfindungen werden auch wir anknüpfen müssen, wenn uns daran liegt, die eigentümlichen beständigen Neigungen und Gewohnheiten zu überblicken, in denen sich die Natur des menschlichen Geistes verrät, und aus deren Zusammenstellung wir uns ein Bild dieser Natur entwerfen müssen. Zwar kann gewiß die ganze Tiefe der ursprünglichen Anlagen des Geistes kaum erschöpfend selbst aus den vollkommensten Äußerungen seiner Tätigkeit ermessen werden, aber die Einheit seines Wesens muß einen Vorschein seiner höhern Bestrebungen doch schon auf die einfachsten Vorgänge des innern Lebens werfen, und vielleicht sind die Züge, die davon zeugen, deutlich genug, um erkannt zu werden.

Von den mancherlei Gedankenreihen indessen, die sich an die Betrachtung der menschlichen Sinnlichkeit knüpfen lassen, scheiden wir einige aus, die dem Zweck unserer Überlegung fremd sind, und in denen man häufig, wie mir scheint, eine Aufklärung sucht, welche sie nicht geben können. Zu ihnen gehört zuerst die Aufsuchung der physischen Veranlassungsursachen unserer Empfindungen. Wir haben uns früher überzeugt, daß von der eigentümlichen Beschaffenheit der äußern Bewegungen, die als Sinnesreize auf unsere Organe wirken, die im Bewußtsein entstandene Empfindung keine Erinnerung aufbewahrt. An die Stelle der Luftschwingungen ist der Klang getreten, an die Stelle der Ätheroszillationen die Farbe; beide wohl Folgen, keine von beiden Empfindungen ein Abbild ihrer äußern Veranlassung. Für das unbefangene Bewußtsein jedenfalls ist alles das völlig ausgelöscht, was vor dem Auftreten dieser innern Erscheinungen lag, die als Klang und Farbe ewig nur Erzeugnisse der eigenen Natur des Geistes sind; als solche nun wirken sie in dem natürlichen Verlaufe des innern Lebens weiter, und eine Untersuchung der Folgen, welche sie in ihm hervorbringen, würde sich wohl erfolglos an die Eigentümlichkeit ihrer äußern Ursachen wenden. Wie wir im Klange nicht die Anzahl der Schallwellen hören, sondern nur den Klang, so ist keine Musik für den, der die Entstehungsweise der Töne und ihrer Konsonanzen kennt,

harmonischer als für den andern, der ohne diese Kenntnis einfach und unbefangen von ihr sein Herz bewegen läßt.

Eine andere Frage ist es indessen, welche Stellung unsere ganze Sinnlichkeit zu der äußeren Welt einnimmt, die den Schauplatz unseres Lebens bietet, und zu deren Abbildung irgendwie doch sie selbst bestimmt scheint. Jeder einzelne jener physischen Vorgänge, die uns als Sinnesreize dienen, mag im Zusammenhange des Naturlaufes eine bestimmte Aufgabe erfüllen, oder vorurteilsloser gesprochen: jeder einzelne wird zu dem Gesamtbestande der Natur einen eigentümlichen, mehr oder minder wichtigen Zug beitragen. Beachtet man diesen bestimmten Wert der Sinnesreize für den Zusammenhang der Außenwelt, so kann man darin, daß jeder von ihnen gerade in dieser bestimmten Form sinnlicher Empfindung und in keiner andern in uns wiedererscheint, eine besondere Sinnigkeit, vielleicht mehr fühlbar, als in Worten ausdrückbar, zu finden glauben. Man wird dann gewahr werden, daß trotz aller Unvergleichbarkeit der physischen Bewegungen und der Empfindungen, die ihre Folge sind, dennoch die letztern in ihrer Sprache die besondere Bedeutung wiederzugeben verstehen, die jede der erstern in dem Zusammenhange der einander durchkreuzenden Naturwirkungen besitzt.

Hierin liegt ein Element von Wahrheit, das wir in einer andern Auffassung der menschlichen Sinnlichkeit, obwohl mißdeutet, antreffen. Sehr oft sind Versuche gemacht worden, die einzelnen Formen der geistigen Tätigkeit als eine gegliederte Stufenreihe anzusehen, in welcher ein ursprünglicher Trieb, sich selbst in den Dingen wiederzufinden, eine stets steigende Vollkommenheit seiner Befriedigung erreiche. In derselben Weise sind die fünf Sinne des Menschen, oder welche dialektisch verbesserte Anzahl man an ihre Stelle setzen mochte, als ein zusammengehöriges System betrachtet worden, dessen Glieder die wesentlichen Tätigkeitsformen des Naturlebens in entsprechende Formen geistiger Erregung übersetzen sollen. Zwar geht aus

solchen Überlegungen niemals ein Bild des wahren geistigen Lebens hervor, das ja nicht in der dialektischen Reihenfolge, sondern in der unendlich mannigfachen Durchkreuzung aller jener Tätigkeitsformen besteht, welche mit völligem Vergessen der Rangordnung, die ihnen das System anwies, in jedem Augenblick sich in dem bewegten Gemüte durcheinanderdrängen. Aber in bezug auf die Sinnlichkeit wenigstens würde sich erwidern lassen, daß in derselben Verwirrung auch in der Außenwelt selbst die großen Grundformen des Naturlebens beständig sich durchschneiden, und daß sie deswegen doch nicht aufhören, als die zusammensetzenden Fäden des ganzen Gewebes die alten Unterschiede in dem Werte ihrer Bedeutung beizubehalten. Dies gebe die Sinnlichkeit wieder, und wenn sie verschiedene Empfindungen in einem Augenblick vereinige oder gesetzlos aufeinander folgen lasse, so bilde sie darin nur den Verlauf der Natur ab, die ja ebenfalls bald ihre einfacheren, elementaren Triebe allein hervortreten lasse, so daß sie die ganze Szene der Erscheinung füllen, bald auf diesem dunkleren Grunde die hellere Zeichnung ihrer vollkommneren Wirkungsweisen entfalte.

Nun bezweifle ich freilich, daß die Versuche dieser Art die eigene Bedeutung der Vorgänge, die in den sinnlichen Empfindungen zugrunde liegen, und ihren Wert für den Sinn des Naturganzen erfaßt haben; ich zweifle, daß das Licht die reine Identität der Materie mit sich oder die Einheit ihrer Reflexion in sich, daß der Klang die Negation des Fürsichbestehens ihres räumlichen Außereinanderseins, die Wärme, die als lebendige Tätigkeit gesetzte Leugnung stetiger Raumerfüllung sei, und ich bin nicht gewiß, daß der Geruch, als spezifizierte Luftigkeit definiert, oder der Geschmack als spezifiziertes Wasser, dem Naturbilde, das aus jenen ersten Empfindungen entstände, wesentliche Annehmlichkeiten hinzufügen würde. Aber auch ein Übermaß von Ungeschick in der Ausführung würde doch der Wahrheit eines Erklärungsprinzips an sich keinen Eintrag tun, und wir können nicht leugnen, daß es Interesse gewährt, das, was die äußern

Sinnesreize für die Natur bedeuten, mit der größern oder geringern Lebhaftigkeit, Eindringlichkeit und Eigentümlichkeit der Empfindungsformen zu vergleichen, die ihnen in uns entsprechen. Aber darin fehlen, wie mir scheint, fast alle diese Versuche, daß sie eine spekulative Deutung, welche unsere Reflexion an den Sinnesinhalt knüpfen *kann*, und meistens besser tun würde, nicht an ihn zu knüpfen, als einen natürlichen Bestandteil dieses Inhalts ansehen, der in jeder unbefangenen Seele sich von selbst an ihn knüpfen müßte. Jene spekulativen Bedeutungen, die der Philosoph vielleicht mit Recht der Empfindung und ihren Objekten beilegt, sind in der Empfindung selbst und in der Seele, welche empfindet, nicht vorhanden, weder als Nebengedanken, die sich allemal zu dem Eindruck gesellen, noch als bewußte Motive, um deren willen die Eigentümlichkeit des Empfindungsinhaltes auf das übrige geistige Leben einen Einfluß von bestimmter Größe und Richtung erhalten müßte. Sie sind alle nur Phantasien *über* die Empfindung, nicht die eigene Phantasie der Empfindung selbst, und doch können wir vielleicht zeigen, daß es etwas gibt, was diesen letzten Namen verdient.

Ich habe so oft schon die Unart begangen, von meinem beschränkten Gegenstande in sehr allgemeine Bemerkungen auszuschweifen, daß ich wohl nichts mehr gewönne, wenn ich es dies eine Mal vermiede. Mir scheinen jene Ansichten, die so vortrefflich zwischen dem bloßen Ansichsein einer noch im Keime verhüllten Gestaltung und dem vollen Fürsichsein ihrer herausgetretenen Entwicklung unterscheiden, in den meisten Anwendungen diesen lobenswerten Unterschied zu vergessen. Ihre ganze Betrachtung der Natur und des geistigen Lebens geht immer darauf hinaus, für jedes Geschöpf und jede Erscheinung eine Idee ausfindig zu machen, als deren Verwirklichung beide anzusehen sind; aber höchst selten werfen sie sich die Frage auf, wieviel von dem tiefsinnigen Inhalte dieser Idee, welche irgend ein Wesen für uns repräsentiert, in diesem Wesen selbst, sei es als wirksames bewußtes Motiv seines Benehmens, sei es als Gegenstand

seines Selbstgenusses, vorhanden sei. Kurz, wir erfahren wohl, wie die Objekte vermöge ihrer Idee sich für uns ausnehmen, aber nicht was sie selbst davon haben. Diese letzte Frage ist nicht bedeutungslos und unwichtig, sobald es sich nicht mehr um Naturprozesse, in denen ja vielleicht nur eine unbewußte Vernunft wirkt, sondern um geistiges Dasein handelt. Wir können zwar zugeben, daß auch in den Vorgängen des innern Lebens sich häufig ein vernünftiger Zusammenhang findet, den der eigene Träger dieses Lebens nicht bemerkt; aber jedenfalls kann das nicht durchgängig so sein, und wer sich die Frage nicht ausdrücklich aufwirft, was jedes einzelne Wesen als einzelnes von der Idee eigentlich haben möge, die es als Teil des Ganzen für das Ganze verwirklicht, der vernachlässigt jedenfalls eine möglicherweise sehr bedeutende Seite seines Gegenstandes, vielleicht gerade diejenige, in der die wahrhaft wirksamen Gründe für das Zustandekommen der wichtigsten Lebensereignisse liegen. Es reicht in der Betrachtung der Geschichte nicht hin, die weltbewegenden Ideen der Reihe nach aufzuführen, die sich einer um Jahrtausende später kommenden zusammenfassenden Vergleichung als die wesentlichen Signaturen jedes Zeitalters hervordrängen; es kommt auch darauf an zu wissen, wie der Zeit selbst und jedem einzelnen in ihr zumute war, und wie viel von jener Idee, die wir aus weiter Perspektive sehen, in den Gemütern damals als wirklich gefühlter Genuß, als tatsächliche Richtung ihrer Phantasie, als lebendig wirksames Motiv ihres Strebens, als Trost, als Leid, als Anregung, als Hoffnung vorhanden war. Und ebenso kommt es für unsere Betrachtung der Sinnlichkeit nicht darauf an, welchen Sinn jemand in ihren Verrichtungen finden könnte, sondern darauf, welchen Sinn die empfindende Seele selbst unvermeidlich, obwohl nicht durch Reflexion zu vollem Bewußtsein verdeutlicht, mit diesen Verrichtungen im Augenblick ihrer Ausübung verbindet.

Eine frühere Betrachtung schon hat uns zu der Vermutung geführt, daß eigentlich niemals der Eindruck eines äußern

Reizes in einer gleichgültigen Empfindung beſtehe, welche nur einen beſtimmten Inhalt für die Wahrnehmung darböte, ſondern daß an jede Empfindung ſich ein Element des Gefühls knüpfe, welches in Luſt oder Unluſt den Wert der erhaltenen Anregung für unſer individuelles Daſein meſſe. Was jenen qualitativen Inhalt der Empfindung betrifft, ſo wird es ſtets unmöglich ſein zu entſcheiden, ob denſelben Reizen in verſchiedenen Seelen dieſelbe Empfindung entſpricht: doch würde es an jedem Grund für eine Annahme des Gegenteils fehlen. Und ſo ſetzen wir voraus, daß alle Tiere, wenn ſie überhaupt Organe für die Einwirkung eines äußern Reizes beſitzen, dieſen in derſelben Form mit uns wahrnehmen: Ätherwellen als Lichtſchimmer, die Schallwellen der Luſt als Klang. Wie weit oder eng gezogen die Grenzen ihrer Empfänglichkeit ſind, wird ebenfalls weder Beobachtung noch Verſuch genau beſtimmen können; fehlt einer Tierklaſſe die gewöhnliche Form des Sinnesorgans, welches für uns die Einwirkung ſeines beſtimmten Reizes begründet, ſo iſt dadurch dieſe Einwirkung nicht völlig ausgeſchloſſen; doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie einen weniger bedeutſamen Beitrag zu dem Ganzen der Sinnlichkeit liefern werde. Der allgemeine Eindruck der Beobachtungen macht es glaublich, daß für die Tiere überhaupt die feineren Unterſchiede, die uns zwiſchen den einzelnen Eindrücken desſelben Sinnes auffallen, weniger deutlich ſind, und daß die Reihe derſelben überhaupt engere Grenzen hat. Sind ſchon uns ſelbſt vermöge der Eigentümlichkeit unſerer Nerventätigkeit nur wenige Tonoktaven und kaum eine volle Farbenoktave empfindbar, ſo bewegt ſich die Sinnlichkeit der Tiere hier vielleicht in noch kleinerem Spielraum, und das was ſie noch empfindet, tritt mit geringerer Lebhaftigkeit auseinander; etwa ſo, wie wir Verwandtſchaften zwiſchen verſchiedenen Geſchmäcken wohl bemerken, aber ohne daraus eine beſtimmte Skala bilden zu können. Als Erſatz für dieſen Mangel mögen in einzelnen Tierklaſſen aus dem dunklen Chaos deſſen, was wir Gemeingefühl nennen, manche Er-

regungen sich zu höherer Klarheit entwickeln, und es ist denkbar, daß für manche feine Modifikationen des elektrischen und chemischen Zustandes der Körper, daß endlich vermöge eines eigentümlichen Baues der Nervengeflechte auch für die Phasen des Stoffwechsels und der Bildungstätigkeit im eigenen Leibe dem Bewußtsein des Tieres eine Wahrnehmungsfähigkeit erwacht, die uns abgeht. Auf solche Umstände mag manche der zweckmäßigen Tätigkeiten der Tiere sich gründen, welche uns wie Ahnungen oder Vorauswissen der Zukunft erscheinen, während sie von ganz unbekannten Wahrnehmungen schon eingetretener Veränderungen in den Lebensbedingungen entspringen.

Den andern Bestandteil der Empfindung, das Gefühl der Lust oder Unlust, welches sich an ihren Inhalt knüpft, würden wir ohne Zweifel auch in dem Innern des Tieres, und in vielen Fällen wahrscheinlich zu größerer Stärke gesteigert, wieder antreffen; aber gerade in ihm glauben wir eine wesentliche Verschiedenheit menschlicher und tierischer Sinnlichkeit, jedenfalls einen bedeutsamen und wichtigen Zug der ersteren zu entdecken.

In den niedersten unserer Sinne, in denen, welche wegen der Bauart ihrer Organe und der Natur ihres Empfindungsinhaltes sich am wenigsten zu einer feinen, mannigfaltige Beziehungen des Objektiven wiedergebenden Wahrnehmung eignen, finden wir die Lebhaftigkeit des Gefühls auf ihr höchstes Maß entwickelt. In den Schmerzen, welche die Störungen der innern Organe oder starke Reizungen der Haut erzeugen, geht vor der Intensität des Wehs alle eigentümliche Bestimmtheit des Empfindungsinhalts zugrunde, und wird nur bei dem Nachlassen der Reize, und auch dann nur unbestimmt, wieder bemerkbar. Wir beschreiben unsere Schmerzen nur nach der Form ihres zeitlichen und räumlichen Auftretens; wie sie auch bohren, reißen, stechen oder nagen: ihre eigene qualitative Beschaffenheit ist unausdrückbar. Nur ihre geringeren Grade verraten eine Verwandtschaft mit der Eigentümlichkeit der Wärmeempfindung; nennen wir sie aber brennend, so bezeichnen wir damit schon

wieder das bloße Weh an sich, in dessen Erzeugung zu hohe Wärmegrade mit den übrigen schädlichen Reizen übereinstimmen. Geruch und Geschmack, beide schon einer größern Mannigfaltigkeit verschiedener Eindrücke zugänglich, aber beide noch unfähig zur Erzeugung eines Bildes, welches die Beziehungen eines zusammengesetzten Gegenstandes nachahmte, beide endlich in nächster Verknüpfung mit den Tätigkeiten stehend, auf denen die Erhaltung des individuellen leiblichen Lebens beruht, erzeugen vielförmige Gefühle von geringerer Intensität. Vielförmig, weil neben dem deutlicher hervortretenden Inhalt auch die Förderung oder Störung, die wir durch ihn erfahren, in ihrer Eigentümlichkeit bemerkbar wird; die Unlust am Bittern und Ekelhaften ist nicht nur der Größe nach, sondern nach der Art des Leidens verschieden; jeder Duft ist in seiner eigentümlichen Weise angenehm oder unangenehm. Aber wie intensiv auch diese Gefühle sein mögen, so erreichen sie doch nie die Stärke der Schmerzen und wir werden zugeben, daß selbst das Allerwidrigste in diesem Gebiete uns doch nicht weh tut. An den Tönen, durch deren Reihenfolge und gleichzeitige Verbindung die Musik eine Welt von scharf bestimmten Beziehungen vor uns auftut, haftet nur nebenbei noch ein störender Eindruck; teils die übermäßige Stärke, teils die Unreinheit und manches besondere, knirschende, schrillende Gepräge des Schalles reizt unsere Nerven noch erschütternd genug, um krampfhafte Bewegungen zu bewirken; an sich ist sein Klang durch seine unmittelbare Beschaffenheit so unangenehm, wie mancher Geruch oder Geschmack. Während nun ein vollkommen reiner und bestimmt gehaltener Ton allerdings schon einzeln ein unverkennbares Gefühl der Lust erzeugt, entsteht die Unlust erst aus der Verbindung der Töne; aber wie störend unserm Gehör auch immer eine Dissonanz vorkommen mag, so erreicht das Mißbehagen an ihr doch nicht einmal jene Stärke des physischen Ekels, den uns ein widriger Geschmack erregt. Zwar fühlen wir selbst uns in der Tat noch durch das Mißverhältnis der Töne beleidigt, aber zugleich haben wir

doch den Nebengedanken, daß ihre Zusammenstellung an sich schon ebenso verwerflich sei, wie ihr Eindruck auf uns unangenehm. Dem Lichte fehlt selbst die Unannehmlichkeit, die den eigentümlichen Hall mancher Töne noch begleitet; nur seine größte Intensität blendet uns; einzelne Farben aber sind nur für die nichtmaßgebenden Idiosynkrasien einzelner Personen von besonderer Lust oder Unlust begleitet, und selbst die Unreinheit des Kolorits oder die Disharmonie ihrer Zusammenstellung erregt den entschiedenen Widerspruch des Gefühls nicht mehr, der noch den Dissonanzen der Töne folgt. Wir empfinden, daß nicht unser eigenes Ich mehr durch die Natur der Eindrücke bedroht wird, und so beginnen wir, das als an sich unschön nur zu mißbilligen, was wir in andern Sinnen mit dem unmittelbaren Abscheu der beleidigten eigenen Existenz von uns stießen. Es ist klar, daß für das Auge, dessen Aufgabe die treue und unbefangene Wiedergabe einer unendlichen Vielheit fein aufeinanderbezogener Punkte ist, nur diese kühle Unparteilichkeit der Empfindung dienen konnte, die niemals durch die angenehme oder unangenehme Natur des Eindrucks ihre gleichmütige Aufmerksamkeit zu falscher Verteilung verleiten läßt.

Während nun so in den höheren Sinnen sich die leidenschaftliche Stärke der Gefühle allmählich verliert, tritt in ihnen eine andere Beurteilungsweise der Eindrücke nur klarer hervor, die doch schon in jenen weniger entwickelten Empfindungen heimlich mitwirkt, und in welcher wir den eigentlichen unterscheidenden Charakter der menschlichen Sinnlichkeit zu sehen meinen. Wir fassen einerseits die Sinneseindrücke niemals als einen nur qualitativen Inhalt auf, und wir empfinden anderseits in dem Gefühl, das sie begleitet, niemals bloß ihren Wert für uns, sondern ihren Wert an sich. Nur in den niedern Sinnen übertäubt die Stärke des Wehe diese nie ganz fehlende Beurteilung und läßt es scheinen, als messe die Lust oder Unlust nur den Grad der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, nicht die eigene Würde der Eindrücke; in den Wahrnehmungen des Sehens und Hörens

dagegen verklärt sich dieser tierische Egoismus des Empfindens zu einer klaren Anerkennung einer eigenen Lieblichkeit und Bedeutung des Inhalts, die unabhängig davon ist, daß er uns wohltut. Ich glaube nicht, daß das Seelenleben der Tiere diese Erscheinung kennt. Auch sie stoßen den Gegenstand, der ihre Sinne verletzt, mit Abscheu von sich; sie beweisen dadurch, daß sie ihn als ein Etwas vorstellen, von dem ihre Unlust herrührt; aber ich glaube nicht, daß sie von dem, was dieses Etwas an sich selbst sei, eine Vorstellung bilden, die von ihrer Art, durch den Gegenstand zu leiden, unabhängig wäre. Sie füllen den Umriß dieses Etwas doch wohl nur mit einem Widerschein ihres eigenen Wohl oder Wehe und sie stoßen den unangenehmen Gegenstand ab, weil sie in ihm ihren eigenen Schmerz verkörpert sehen, der wie von außen auf sie wirkt. Doch, wie früher erwähnt, solche Mutmaßungen können nicht als Behauptungen, sondern nur als aufklärende Kontraste für das dienen, was wir im Menschen beobachten. In ihm aber finden wir folgendes.

Wie widerwärtig auch immer, und am nächsten an tierisches Leben erinnernd uns die besondere Ausbildung des Geschmacksinnes vorkommen mag, so ist doch wahr, daß selbst in der verkommensten Schwelgerei nicht bloß die Lust des Gaumens als eine wohltuende Anregung des Leibes gesucht wird; die prüfende Zunge erkennt vielmehr in dem Geschmack der Speisen ein ihnen eigentümliches Verdienst an, dessen annehmliche Nebeneffekte sie sich freilich gern gefallen läßt. Nur das Tier frißt und säuft; d. h. es verwendet die äußern Mittel lediglich zur Tilgung eines unlusterzeugenden Bedürfnisses oder zur Herbeiführung einer egoistischen Empfindungslust; es verweilt nicht bei diesen Mitteln, sondern beeilt sich, sie zu konsumieren; es vertieft sich in keiner Weise beobachtend, kostend und überlegend in die Natur derselben; es kennt sie eben nur als Mittel für seinen Nutzen. Der essende und trinkende Mensch kann es dagegen nicht lassen, die Süße als die eigene Freundlichkeit der

Dinge freundlich anzunehmen, ihre Herbigkeit als ihre eigene charakteristische Bosheit zu fassen; er kann in Rührung geraten über die innerliche Vortrefflichkeit der Naturstoffe, zu der sein Geschmackssinn ihm nur den Zugang zeigt. Nicht daß es ihm auf seinen eigenen Genuß ankäme; es gibt nur kein anderes Mittel, dieses Gute der Dinge anzuerkennen und dahinter zu kommen, als ihren sinnlichen Genuß. Schon in der zweideutigen Vorliebe der menschlichen Sinnlichkeit für die flüssige Form der Geschmacksreize zeigt sich ihre Befreiung von dem gröbsten Interesse des körperlichen Wohls; noch deutlicher läßt das Gefallen an Wohlgerüchen diese Neigung zum Versenken in eine objektive Lieblichkeit des Materiellen hervortreten. Die Tierwelt scheint diese Neigung nicht zu teilen; wie kräftig auch der Geruchsinn einzelner Klassen zum Dienst ihrer Lebenszwecke entwickelt ist, so finden wir doch nirgends ein bestimmtes Beispiel eines Wohlgefallens, das mit dem Dufte der Dinge zufrieden wäre. Die menschliche Kultur dagegen umgibt sich mit ihm schon bei ihrem Beginne, zuerst in feierlichen Augenblicken religiöser Stimmung, bald auch zur Verschönerung des täglichen Lebens. Auf der unbedeutenden Größe der sinnlichen Lust, die so erzeugt wird, kann diese Gewohnheit nicht beruhen; sie wird bedeutsam erst durch die Phantasie der menschlichen Sinnlichkeit, die sich in eine andere Atmosphäre des Daseins nicht versetzt, ohne neben der Lust, welche sie von ihr erfährt, den eigenen innern Wert derselben ahnungsvoll anzuerkennen. Sollen wir hinzufügen, daß auch die Empfindungsinhalte der übrigen Sinne, daß selbst Wärme und Kälte weder bloß als gleichgültig Verschiedenes, noch bloß als lust- oder schmerzerzeugende Kräfte von uns gefaßt werden; daß wir vielmehr auch in ihnen eine unabhängige eigene Schönheit oder Häßlichkeit finden, deren Vorteil und Nachteil nur nebenbei uns zufällt? Sollen wir endlich zu den höheren Sinnen zurückkehrend erinnern, wie im Klang und der Farbe fast jede Spur egoistischen Interesses ausgelöscht ist, und wir uns völlig der Anschauung einer auf sich beruhenden Trefflichkeit hingeben?

So groß ist der eigene Wert dieser Eindrücke, daß bei aller übrigen Armut unseres Lebens wir doch immer dem gütigen Schicksal zu danken hätten, das Tag für Tag diese schöne Welt vor unsern Sinnen auftat und uns gestattete, in die lebendige ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen.

Was ist es nun aber, was unsere Phantasie in diesen Elementen der Sinnlichkeit zu erblicken glaubt? Wir würden es kaum durch Worte auszudrücken verstehen, und doch pflegt ein ganz natürlicher Trieb, nicht weniger dem menschlichen Geiste eigentümlich, eine Aufklärung darüber zu verlangen und zu versuchen. In der Ausdrucksweise jeder gebildeten Sprache finden wir viele Beispiele davon, daß wir die Eigentümlichkeit der Empfindungen eines Sinnes durch Vergleichung mit denen eines andern verdeutlichen; etwas den verschiedenen Eindrücken Gleichartiges wird also doch für unser Gemüt bemerklich. Wir sprechen von schneidenden und brennenden Geschmäcken, wir vergleichen auch den tieferen Ton mit dem Dunkel, den höheren mit dem Licht; wir glauben in der Reihe der Vokale ähnliche Naturen und Unterschiede dieser Naturen vor uns zu haben, wie in der Skala der Farben, und die Farben scheinen für manche empfindliche Sinnlichkeit die Eigentümlichkeiten der Geschmäcke zu wiederholen. Allerdings wird in allen diesen Dingen die große Verschiedenheit sowohl der körperlichen Organisation als des geistigen Naturells der Individuen eine allgemeine Übereinstimmung immer verhindern; und wenn vielleicht noch für jeden a und u sich wie weiß und schwarz verhalten, so wird doch nicht jeder das e gelb, i rot und o blau vorstellen, ebensowenig jeder in Rot eine aromatische Süßigkeit, in Blau wässerige Säure, in Gelb metallischen Geschmack wiedererkennen. Allerdings mögen wir ferner zugestehen, daß auch für jeden einzelnen die Ähnlichkeiten, die er zwischen verschiedenen Empfindungen bemerkt, am Ende doch nicht auf einer Vergleichung ihres unmittelbaren Inhaltes beruhen,

sondern auf einem Gewahrwerden der zarteren und versteckteren Ähnlichkeit jener Erschütterungen, die von ihnen beiden sein eigenes Gemeingefühl erfährt; aber beide Zugeständnisse ändern den Wert dieser ganzen Auffassungsweise für unsere menschliche Entwicklung nicht. Das erste nicht: denn für das einzelne Gemüt ist nur die Lebendigkeit von Wert, mit welcher sich der Drang zu diesen Vergleichungen in ihm regt, aber gleichgültig, ob durch ihn allgemein Anerkanntes gefunden wird, oder nicht; das zweite nicht: denn in dieser Täuschung, unsere eigene Erregung für die Beschaffenheit der Gegenstände zu nehmen, lebt alle Sinnlichkeit und soll in ihr leben. Gleichviel mithin, welches die Entstehungsgeschichte dieser Auffassung, und wie groß der Anteil an Wahrheit oder Täuschung in ihr sein mag: so wie sie ist, bildet sie einen unterscheidenden Zug unserer Sinnlichkeit und übt einen unermeßlichen Einfluß auf unsere Ansicht der Außenwelt. Was wir an Lust und Leid von den andrängenden Eindrücken der Dinge erfahren, das verwandelt sich in eine unmittelbare Anschauung eigener Lebendigkeit, Güte oder Bosheit, die in den Dingen selber sei, eine Anschauung, die nicht mehr ratlos dem Unausdrückbaren der sinnlichen Qualitäten gegenübersteht, sondern ihnen nachfühlt, wes Geistes Kinder sie alle zusammen sind.

Zwischen den ruhenden oder bewegten Massen der Natur eilen die Schwingungen elastischer Stoffe, aus denen Licht und Klang entspringen, als die zartesten und gelenkesten Vermittler gegenseitiger Beziehungen hin und her. Es dauert lange, ehe die Kräfte, die in der Natur gewöhnlich tätig sind, auseinandergelegene Körper zu einer bedeutenden neuen Wechselwirkung zusammenführen, und geringe Hindernisse reichen hin, um den Austausch ihrer innern Zustände zu hemmen oder unvollständig zu machen. Ohne jene lebendigen Wellenbewegungen würden die einzelnen Massen des Erdkörpers nur in dem Druck, den sie alle aufeinander ausüben, eine kümmerliche Gemeinschaft haben, aber die Eigentümlichkeiten des einen, sowohl seine äußere Ge-

ſtalt als die Form ſeines innern Zuſammenhanges, ſowie die Natur ſeiner Beſtandteile würden für die übrigen größtenteils wirkungslos verloren gehen. In dieſes Chaos der Maſſen, die nichts voneinander wiſſen, bringen die Wellen des Lichtäthers einen eigenen Zuſammenhang. Jede Fläche, jede Kante und Ecke eines Körpers, jeder eigenſinnige Vorſprung ſeiner Geſtalt macht ſich geltend durch die beſondere Richtung, nach welcher er die ankommenden Wellen zurückwirft: jeder beſtrahlt mit der Geometrie ſeiner eigenen Form alle Elemente ſeiner Umgebung; und weiter über die unmittelbare Nähe hinaus, und in gedankenſchneller Geſchwindigkeit, und unverwirrt durch die gleichen Strahlungen der andern, reicht dieſe Offenbarung ſeiner Natur in alle Fernen. Aber auch die Eigentümlichkeit des Innern, das ſeine Raumgrenzen erfüllt, deutet er durch die Auswahl der Farben an, die er zurückwirft, der andern, die er durchläßt; die Regelmäßigkeit ſeines Baues und die gleichförmige Stetigkeit der innern Anordnung verrät ſeine Durchſichtigkeit, den ungleichartigen Zuſtand der Beſtandteile ſeiner Trübheit. So wird das, was jeder Körper für ſich war, nun auch eine Wirklichkeit für die andern; nicht zwar, als hätten wir nun ein Recht, das Licht für den Geiſt zu erklären, der in der Natur oder in ſie hineinſchiene; wohl aber ſind ſeine Schwingungen das allgemeine und biegſame Mittel des Verkehrs, in dem jedes einzelne Element ſeine individuellen Zuſtände ausprägen und ſie zur Einwirkung auf andere bringen kann. Zu einer Einwirkung aber, die ſich auf ein Geringſtes an Wirkung beſchränkt. Denn ſehr ſelten nur, wenn nicht Wärmewellen die lichterzeugenden Schwingungen begleiten, bringen die letztern allein eine bleibende Änderung in der Natur der Körper hervor; unzähligemal durchdringt der helle Strahl folgenlos den durchſichtigen Körper oder wird von ſeiner ſpiegelnden Fläche zurückgeworfen und das ganze Ergebnis des mannigfaltigen Wellenſpiels iſt nicht ſowohl eingreifende Wechſelwirkung der Elemente als vielmehr die Anknüpfung und Vermittlung bloßer Beziehungen, welche ſchonend die Natur der

Dinge bestehen lassen, und nur das Dasein gleichsam des einen dem andern merkbar machen.

Finden wir nun etwa diese Bedeutung der Lichtwellen darin wieder, daß sie unserem Auge als Glanz und Farbe erscheinen? Ich fühle, wie schwer es ist, diese Frage zu beantworten, deren Sinn sich nicht durch den Kontrast mit einem denkbaren andern Verhalten verdeutlichen läßt. Denn wer würde sich eine klare Vorstellung davon bilden können, wie es sein müßte, wenn uns die Anregungen des Auges durch die Wellen des Äthers nicht als Licht erschienen, sondern als eine ganz andere Art der Empfindung, die nur darin den Farben gliche, daß ihre Anschauungen wie diese einer räumlichen Ausdehnung und bestimmten Nebeneinanderlagerung fähig wären? Gelänge uns diese Vorstellung, dann würden wir leichter als jetzt inne werden, daß in der Eigentümlichkeit unserer Empfindung, in dem, was das Licht zum Licht macht, in dem hellen Schein und Glanz an sich schon unmittelbar der Eindruck einer Entschiedenheit aller Verhältnisse, der Lösung aller Zweifel, und einer zusammenfassenden Einheit liegt, in welcher alles Einzelne seinen bestimmten Platz einnimmt oder finden kann. Nicht wie der Klang nur hier und da entstehend, durch Pausen unterbrochen und von bestimmten Richtungen kommend, bildet das allgemeine Tageslicht, durch unzählige Zurückwerfungen zu einer stetigen Klarheit gemischt, für unsere Anschauung den offenen, klaren und weiten Spielraum, in dem die tausendfachen Wechselwirkungen der Dinge sich begegnen können, in dem sie aber zunächst noch wirkungslos nur in der Sicherheit ihrer gegenseitigen Beziehungen leuchtend, nebeneinander geordnet sind. Keine andere Empfindung gewährt denselben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion ersetzt ihn; uns selbst erscheint im Finstern die unendliche Ausdehnung des Raumes nicht mehr gemütlich so glaublich als im Hellen, wie fest wir auch von ihr überzeugt bleiben mögen, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorstellungen und Tasteindrücken sich eine genaue Vorstellung der Umgebung verschafft, wird nie so klar

inne werden, was es heißt, im Raume dazusein wie der Sehende, vor dem die Welt im Lichte daliegt. Allerdings trägt zu diesem Vorzug die Leichtigkeit bei, mit welcher der Blick unzählige Einzelheiten auf einmal übersieht, die der Tastsinn mühselig zusammensuchen muß; aber ich glaube doch nicht, daß die Eigentümlichkeit der Licht- und Farbenempfindungen daran ohne Anteil ist. Die Sprache unserer dichtenden Phantasie würde nicht gerade von ihnen ihre Bezeichnungen alles Wissens, alles Wachens entlehnen, wenn nicht auch unser natürlichstes Gefühl der farbige Glanz als die unmittelbarste Erscheinung einer fremden uns gegenüberstehenden Realität anmutete, in deren Tiefe wir hineinzusehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der sie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Denn mehr allerdings als den äußern Umriß des Realen gewährt uns die Farbe nicht; sie ist das vollkommenste Beispiel dessen, was wir Qualität nennen, jenes Inhaltes, durch den das Seiende erst anschauliche Fülle für uns hat, und der doch, eben weil er von außen anschauliche Qualität ist, ein ewig fremdes undurchschauliches und in Seele nie vollkommen zu verwandelndes Bild bleibt.

Das Innere der Dinge dagegen hat man stets nur im Klange erfassen zu können geglaubt. Und in der Tat ist es die eigene Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird; von der Lebhaftigkeit der Spannung, mit welcher die wirksamen Kräfte den Zusammenhang und die Lage der Teilchen verteidigen, von Härte und Weichheit, von Sprödigkeit und von unempfindlicher Verschiebbarkeit zeugen die Verschiedenheiten der Klänge, die aus ihrer Erzitterung entstehen. Solchen Beziehungen entsprechend bildet der Klang nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor, oder wie die unmittelbare Erscheinung jenes ursprünglichsten Charakters, aus welchem alle diese physischen Kräfte nur wie folge-

richtige Formen des Verkehrs entſpringen. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Größe ſeines Widerſtandes gegen äußere Gewalten ſchätzen wir jetzt die Härte, die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Feuchten und Abgerundeten des Schalles glauben wir erſt zu fühlen, wes Geiſtes Kinder alle jene phyſiſchen Eigenſchaften ſind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Weſens und Daſeins ſich in der Welt hinter jenen äußerlichen Formen räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Mittel der Verſtändigung und der Mitteilung gibt es viele; aber auch das vollkommenſte wird nie die überzeugende Klarheit beſitzen, mit welcher der Klang ſich als geborner Verkündiger der innern Zuſtände der Dinge an uns drängt.

Doch genug dieſer Beiſpiele, deren weitere Verfolgung wir dem natürlichen Gefühl überlaſſen müſſen. Vielleicht reichten ſie hin, um glaubhaft zu machen, daß mit den äußern Reizen unſere Empfindungsweiſen nicht prinziplos verkettet ſind; allerdings können wir nicht beweiſen, daß Schallwellen unvermeidlich als Klang, Ätherwellen als Licht und Farbe empfunden werden müſſen: aber nachdem wir wiſſen, daß es geſchieht, glauben wir dennoch zu verſtehen, daß die Bedeutung, welche in dem Haushalt der Welt den Schwingungen des Äthers zukommt, nur der leuchtende Glanz, die Bedeutung jener andern Erzitterung nur der klingende Ton verſtändlich wiedergibt.

Eine urſprüngliche Neigung fanden wir alſo in der menſchlichen Sinnlichkeit, in der Natur der äußern Dinge ein ihnen eigenes Verdienſt, einen unmittelbaren Wert oder Unwert zu ſehen, der durch unſere Luſt und Unluſt nur anerkannt wird, aber nicht auf der Hervorbringung beider beruht. Dieſe Neigung der Betrachtung tritt weit mehr hervor bei der Vergleichung verſchiedener, als bei der iſolierten Auffaſſung eines und desſelben

Inhaltes, und sie zeigt sich hier zunächst nicht nur in der äußerst mannigfaltigen Ausübung solcher Vergleichungen überhaupt, durch deren absichtliches Unternehmen sich die menschliche Reflexion ohne Zweifel vor dem tierischen Vorstellungsverlauf auszeichnet, sondern noch bestimmter in dem Bestreben, jedem einzelnen Inhalt eine feste Stelle in der Reihe mit ihm verwandter anzuweisen, die Reihe selbst als ein organisiertes System zu fassen. Hierbei unterstützt uns die empfundene Natur des empfundenen Inhaltes in verschiedenem Maße. So ordnen sich die Töne für uns in eine Skala von Gliedern, deren Abstände voneinander, deren Verwandtschaften oder dissonierende Gegensätze wir vollkommen als das eigene innere Recht der Tonwelt begreifen, während die Farben in weniger bestimmter Weise eine ähnliche Gesetzlichkeit wiederholen, die übrigen Sinnesempfindungen nur einen schwachen Nachhall dieser innern wechselseitigen Bezogenheit ihrer einzelnen Beispiele gewähren. Der Tierwelt scheint sowohl die scharfe Unterscheidungskraft für die meisten dieser Unterschiede als das Gefühl für den Wert derselben versagt zu sein; selbst der Gesang der Vögel, obwohl einige von ihnen imstande sind, harmonische Tonintervalle zu unterscheiden, sie im Gedächtnis zu behalten und nachzuahmen, bewegt sich doch von selbst nicht in ihnen, sondern drückt nur in steigenden oder sinkenden Tönen überhaupt, ganz ebenso wie in der regellosen Mannigfaltigkeit spielender Körperbewegungen, die Größe und Lebendigkeit ihrer Gemütsregungen aus; darin allein, und in der Klangschönheit ihrer Stimmen, liegt der Reiz ihrer Lieder.

Und wie die einzelnen Empfindungsinhalte, so systematisiert unsere Phantasie auch die allgemeinen umfassenden Formen, innerhalb deren sie uns entgegentreten, den Raum und die Zeit. Es ist mißlich, bestimmen zu wollen, welche Vorstellung von ihnen beiden sich die Tiere bilden; finden wir doch selbst in dem natürlichen Bewußtsein des Menschen keineswegs die Anschauung von ihnen, welche die Philosophie für die richtige oder für die allgemein menschliche ausgeben möchte. Denn obgleich wir sehr leicht uns

zu der Anerkennung der unendlichen Ausdehnung und der eigenen Wesenlosigkeit von Raum und Zeit treiben lassen, so denken wir doch unveranlaßt weder an die eine noch an die andere. Der Raum erscheint uns als wirkliche Ausdehnung, unbestimmt, wie weit sie reichen mag; die Zeit als ein wirkliches Fließen, gleichviel, wie lange es fortgehen wird; aber eine innere Gliederung glauben wir in beiden zu sehen. Nicht dem irdischen Horizont, dem sie wirklich gehören, sondern dem Raum selbst legen wir die unterschiedenen Gegenden des Nordens und Südens, des Ostens und Westens, des Oben und Unten bei; erst so eingeteilt hat der Weltraum Realität für uns und diese an sich feststehenden Richtungen sollen den natürlichen Bewegungen zu Führern dienen. Nicht den Punkt, von dem die Sonne aufgeht, nennen wir Osten, um ihn, den an sich gleichgültigen, von andern ebenso gleichgültigen Raumpunkten zu unterscheiden, sondern von dem Osten, als einem an sich unvordenklich ausgezeichneten Punkte des Weltraumes, geht, wie wir natürlich finden, die Sonne auf, um in dem gleich ausgezeichneten Westpunkte zu sinken. Und wenn sie im Wechsel der Jahreszeiten den Ort ihres Niederganges ändert, so scheint sie uns aus geheimnisvollen Gründen den Punkt zu verfehlen, der an sich ein Recht hätte, ihr Ort zu sein. Ebenso scheint uns die Zeit mit der beständig gleichen Geschwindigkeit ihres Verfließens das gemeinsame Maß aller Bewegungen zu sein; und obgleich wir, wenn die Natur uns nicht eine Reihe zählbarer Wiederholungen völlig gleicher Erscheinungen darböte, nicht imstande sein würden, die Länge der Zeit einzuteilen und die Größen ihrer Teile zu vergleichen, so verwandelt sich doch unvermeidlich für die Gewohnheit unserer Phantasie die so gewonnene Zeit in den unabhängigen, an sich gegliederten Maßstab, in dessen Abschnitte hinein wir die Masse des Geschehens verteilen. In der Ausbildung aller dieser Vorstellungsweisen werden wir mehr oder weniger durch die Natur unseres Erfahrungsinhaltes begünstigt, und es ist nicht unsere Absicht hier gewesen, diese allmähliche Anerziehung unserer Raum- und Zeitanschauungen zu leugnen

zogen; ohne Kenntnis der Prinzipien ihres Wirkens, und deshalb häufig unvorteilhaft angewandt, wenn die Einzelheiten des gegebenen Bedürfnisfalles die Übersicht erschwerten. Aber auch so reichen diese Vorstellungen aus, um das Vorhandensein einer Idee innerer Gesetzmäßigkeit zu bezeugen, welche unsere Phantasie überall in den Inhalt der wahrgenommenen Erscheinungen hineinarbeitet, deren anschaulichen Ausdruck sie in ihnen sucht, und wo sie ihn nicht findet, herzustellen strebt.

Ich will mit diesen Worten an die ästhetische Beurteilung erinnern, welcher unsere Phantasie die Formen und Ereignisse der Natur unterwirft. Ideen von Gleichgewicht und Symmetrie, von Einheit und Vollständigkeit beherrschen unsere unbefangene sinnliche Auffassung ganz; in diesen formellen Eigenschaften scheint uns das unverbrüchliche eigene Recht aller Dinge zu liegen, dem sie gehorchen müssen, und ihr Mangel beleidigt uns als eine Unvollkommenheit ihres Daseins. Wenn man die ganze Mannigfaltigkeit der unbedeutenden Gebärden, der spielenden Bewegungen, der ernstern Handlungen übersieht, mit welchen der Mensch in seine Umgebungen vielfach umgestaltend eingreift, so wird man allerdings unter ihnen auch einen gewissen rohen Zug mehr zerstörenden als schaffenden Wirkens finden, einen Mutwillen, in welchem nichts als die Betätigung der Willkür zu liegen scheint, mit den Dingen nach ihrem Belieben zu schalten. Aber sehr früh veredelt sich doch dieser Zug und an die Stelle des Zerstörens tritt das Bauen; werden die Erzeugnisse der Natur ihrer natürlichen Lage und Verbindung entzogen, so werden sie dafür in andere gebracht, gewiß mit dem Nebengedanken einer Verbesserung, so daß in der neuen scheinbar launenhaften Gestalt erst deutlich jene innere Strenge und gesetzmäßige Wahrheit hervortrete, die den Dingen durch ihr eigenes Wesen geboten, in der Verwirrung der Natur aber verdunkelt sei. Wie bald regt sich z. B. in der Kultur des Bodens der Trieb, seine unberechenbare Oberfläche zur geometrisch genauen Ebene einzuglätten, und durch regelmäßige scharf geschnittene gerade Linien ihr be-

ſtimmte Begrenzung und Einteilung zu geben; wie früh ſchließt ſich daran die Vorliebe für eine ſymmetriſche Verteilung der Gegenſtände, wie ſie die Landſchaft nicht kennt! Es ſcheint die Pflicht der Gegenſtände, jene Orte einzunehmen, die in dem Netze räumlicher Beziehungen durch gleichen Sinn und Wert als bevorzugte Punkte miteinander verwandt ſind; durch dieſe Lage ſollen ſie ein Gleichgewicht der Maſſenverteilung herſtellen, ohne deſſen ſichtbaren Ausdruck etwas an der Wahrhaftigkeit und Echtheit der ganzen Gruppierung zu fehlen ſchiene. Alles, was am kräftigſten und härteſten dieſen Gedanken der Geſetzlichkeit ausſpricht, die geraden Linien, parallele Seiten, rechte Winkel, ebene Flächen, kurz jede leicht überſichtliche Symmetrie ſetzt dieſer beginnende Kunſtſinn am liebſten an die Stelle der irrationalen Naturformen, und es gehört einer weit fortgeſchrittenen Durchbildung der Phantaſie, dieſelbe und eine noch höhere Folgerichtigkeit auch in jenen ungebundenen und deshalb anfänglich verſchmähten Umriſſen der Natur ſelbſt wiederzufinden.

Es würde eine intereſſante Aufgabe ſein, in einer vergleichenden pſychologiſchen Äſthetik jene einfachen Formen aufzuſuchen, zu deren Ausprägung den Menſchen unter den verſchiedenſten Verhältniſſen der Kultur eine überall gleiche Neigung getrieben hat. Wo irgend Spiel und Tanz oder irgend eine feierliche Begehung ſtattfindet, überall iſt der Menſch angeregt, die Zeit nach irgend einer Art des Taktes, den Raum durch irgend eine Symmetrie einzuteilen und zu gliedern; nichts geſchieht recht, wenn es nicht auf die rhythmiſch ausgezeichneten Punkte der Zeit fällt, nichts ruht mit Recht, wenn es nicht an ſeinem Platze in der Reihe ruht. Wo die Erzeugniſſe der künſtleriſchen Phantaſie ſich kaum über die Bemalung und Tätowierung des Körpers erſtrecken, auch da tritt bald ein Formgefühl auf, in welchem deutlich die Ahnung eines innern Rechtes jeder gezogenen Linie liegt. Iſt die Linie gekrümmt, ſo entſpricht dem Schwunge ihres Anfangs eine zum Gleichgewicht notwendige Größe und Weite in dem Schwunge der Fortſetzung; parallele Wiederholungen verſtärken

häufig den Eindruck und bezeugen die nicht zufällige Entstehung des Umrisses; wendet sich auf der rechten Wange die Krümme der Linie nach rechts, so wiederholt sich nicht selten auf der linken Seite dieselbe Zeichnung nach links gewendet: so hat ein angeborener Instinkt die Phantasie gelehrt, das Gefühl des Gleichgewichts durch die Verbindung gleicher und doch nicht aufeinander zurückführbarer Zeichnungen zu gewinnen. Wo irgend ein Gerät zu verzieren ist, da drängt sich überall zuerst die Notwendigkeit auf, es als natürlich zusammengehöriges und abgeschlossenes Ganze von einem zufälligen Bruchstück des Stoffes zu unterscheiden, es darf nicht bloß anfangen und aufhören, sondern muß wie durch eigenen Willen sich innerhalb seines Umfanges begrenzen. Nie begnügt sich daher die Phantasie, eine Fläche an ihrem wirklichen Ende abzubrechen, sondern durch einen oder mehrere parallele Säume deutet sie den allmählich sich sammelnden Entschluß derselben zu freiwilliger Begrenzung an. Und wo zwei verschiedene Richtungen aufeinander treffen, füllt sie ihren Winkel durch eine überleitende Linie, um die Wechselwirkung zu bezeichnen, die verschiedenen Gliedern eines Ganzen nicht fehlen darf; wo sie endlich ein kleines Ornament zum charakteristischen Nebenausdruck der eigentümlichen Kraft verwendet, wiederholt sie es in größerer Menge reihenweise, denn das oft Wiederholte hat fühlbarer eine wesentliche Bedeutung als das vereinzelt Auftretende, und doch setzt die wachsende Menge zugleich seinen Wert zu dem einer nur beiläufigen Folge herab.

Alle diese Antriebe bewegen die menschliche Phantasie schon auf den ersten Stufen ihrer Entwicklung; sie führen dem Kinde bei kindischen Versuchen die Hand und erscheinen mit gesteigertem Bewußtsein ihrer Bedeutung in der höheren Ausbildung der Kunst wieder. Wo sie aber auch vorkommen: sie haben, wie mir scheint, nirgends die Bedeutung, nur an eine zwar unverbrüchliche, im übrigen aber unverständliche innere Gesetzlichkeit der Dinge zu mahnen; die Formen, zu deren Verwirklichung sie uns drängen, oder an deren Erscheinung in der Natur sie uns Freude

finden lassen, sind Beziehungsweisen des Mannigfaltigen, deren Glück wir nachzufühlen imstande sind. Ich habe früher die Meinung bereits geäußert, daß ebenso wie keine sinnliche Empfindung ohne ihren Anteil von Gefühl zustande kommt, so auch kein Begriff eines Verhältnisses in uns auftauche, ohne daß wir die eigentümliche Größe der Lust oder Unlust mitgenössen, die dies Verhältnis auf seine beiden Glieder verteilen muß. Wir bemerken keine Identität ohne die wenigstens leise Erinnerung an die Seligkeit des Friedens, keinen Kontrast ohne die Ahnung bald der Mißgunst des Gegensatzes, bald des Genusses, der aus der wechselseitigen Ergänzung des Verschiedenen entspringt: kein Gleichgewicht, keine Symmetrie, keine Starrheit der Umrisse, ohne daß uns im Anschauen die mannigfache Lust und Unlust der sichern Ruhe, der Gebundenheit an bestimmte Gesetze, der Beschränkung und Begrenzung fühlbar würde. Diese Fähigkeit, unter Formen das Glück und Unglück des Daseins zu bemerken, welches sie verbergen, macht für uns die Welt erst lebendig; keine Gestalt ist so spröde, in welche hinein nicht unsere Phantasie sich mitlebend zu versetzen müßte.

Ohne Zweifel trägt zu der Lebhaftigkeit dieser Anschauungen die verallgemeinerte Erinnerung an die Regsamkeit unsers eigenen Körpers bei. Würden doch schon einige der wichtigsten Begriffe, durch die unsere Weltauffassung möglich wird, ohne Klarheit bleiben, wenn nicht das, was sie bedeuten, uns zugleich eine sinnlich wahrnehmbare Seite darböte. Nur wer sich selbst mühend und anstrengend bewegt, kann wissen, was Bewegung heißt; hätte die Natur unsere Glieder der Kraft des Willens widerstandlos dienstbar gemacht, so daß nie ein leises Gefühl der Last oder der Ermüdung ihre Bewegungen begleitete, dann würden diese Bewegungen selbst trotz ihrer zweckmäßigen Verknüpfung für uns ein unverständliches Zucken sein; und alles, was außer uns in der Natur sich regte, würde uns nur die unverständliche Anschauung bieten, daß jetzt etwas hier, nun aber dort sei. Weder wir selbst würden uns als Ursachen eines Erfolges fühlen, der

uns keine fühlbare Anstrengung unserer Tätigkeit gekostet hätte, noch würden wir daran denken, in die Betrachtung der Naturerscheinungen den Begriff der wirkenden Kraft einzuführen, an dem für die unbefangene Auffassung noch sehr kenntlich neben der Erinnerung an den Willen auch die an die Mühe des Wirkens haftet; Nebenvorstellungen, von denen er für die Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung erst ausdrücklich wieder gereinigt werden muß. Nun ist es nicht so, sondern jede Bewegung, die wir ausführen, jede Ruhe, in der wir uns halten, wird uns in ihrer Bedeutung durch das Gefühl der Anstrengung oder des Genusses verständlich. Wir daher, die sinnlichen Wesen, denen tausende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriß unsers Leibes gegenwärtig erhalten, und denen sie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder straffe Festigkeit in jedem einzelnen Teile dieser Umrisse schlummert: wir wissen dann freilich, durch diese Hilfe der Sinnlichkeit begünstigt, auch die fremde verschwiegene Gestalt zu verstehen. Und nicht allein in die eigentümlichen Lebensgefühle dessen bringen wir ein, was an Art und Wesen uns nahe steht, in den fröhlichen Flug des singenden Vogels oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unsers Geistes auf das kleinste zusammen, um das engbegrenzte Dasein eines Muscheltieres mit zu träumen und den einförmigen Genuß seiner Öffnungen und Schließungen, wir dehnen uns nicht nur mitschwellend in die schlanken Formen des Baumes aus, dessen feine Zweige die Luft anmutigen Beugens und Schwebens beseelt; vielmehr selbst auf das Unbelebte tragen wir diese ausdeutenden Gefühle über und verwandeln durch sie die toten Lasten und Stützen der Gebäude zu ebenso vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, dessen innere Spannungen in uns übergehen.

Nicht allein in dieser ästhetisch genießenden Weise dehnen wir indessen unsere Sinnlichkeit über die Grenzen unsers eigenen Körpers mitfühlend aus, sondern auch wo wir handelnd die äußere Welt umgestalten wollen, unterstützt uns in der Berechnung ihrer Verhältnisse ein ähnliches Hinausversetzen unserer Phantasie, das die Feinheit unsers Tastsinns und die leichte Verknüpfung früherer Erfahrungen uns möglich macht. Nicht an allen Stellen ist die Hautoberfläche unseres Körpers so organisiert, daß sie durch Erzeugung verschiedener Lokalzeichen auch die Erregungen ihrer nächstaneinandergelegenen Punkte sondern, und unser Bewußtsein zu verschiedenen ihnen entsprechenden Empfindungen, mithin auch zu einem Bilde ihrer Verknüpfung, ihrer Form und Lage veranlassen könnte. In den meisten Gegenden des Körpers müssen die gereizten Punkte merklich voneinander entfernt sein, um nicht eine unklare und ununterschiedene Gesamtempfindung zu verursachen; wenige Teile, unter ihnen vor allen die Oberflächen der Fingerspitzen, sind so gebaut, daß Reize, die nur um den Bruchteil einer Linie voneinander entfernt auf sie treffen, durch Erregung verschiedener Lokalgefühle sich deutlich als verschiedene, räumlich nebeneinandergelegene Eindrücke darstellen. Diese empfindlichen Flächen bringt die menschliche Hand den Dingen entgegen; nicht eine nur, sondern eine Fünfzahl, zur gleichzeitigen Erfassung einer großen Menge unterscheidbarer Punkte geschickt; diese fünf ferner nicht in einer unveränderlichen Stellung, sondern fähig, durch die Gelenke der Finger, deren jeder für sich und unabhängig von den andern seine Spitze durch einen Halbkreis hindurchbewegen kann, in die mannigfaltigsten Lagen gegeneinander gebracht zu werden. Und sowohl diese Verschiebung, als die wandelbare Entfernung der gespreizten oder zusammengeschlossenen Finger wird uns in jedem Augenblicke durch ein scheinbar unmittelbares, in Wahrheit aus mancherlei früheren Vorstellungsassoziationen entstehendes Gefühl der Lage ausgedeutet. Dies ganze wunderbare System empfindlicher Flächen endlich führen die Beugungen und Streckungen in Handgelenk

und Ellenbogen und die noch weit unbeschränktere Beweglichkeit des Oberarmes frei nach allen Richtungen des Raumes hin, und keine Stelle des eigenen Körpers findet sich, die nicht durch eine unserer Hände berührt werden könnte. So bedarf es gewiß keines Wortes, um die schon früh im Altertume gemachte Bemerkung zu beweisen, daß ein guter Teil der menschlichen Kultur auf dem Baue der Hand und auf der Leichtigkeit unzähliger Beobachtungen beruhe, die sie uns verschafft, und die den allermeisten Tieren die weit unvollkommnere Bildung ihrer Organe entweder unmöglich oder nur zufällig zugänglich macht. Denn nicht darauf allein kommt es an, daß Beobachtungen nur überhaupt gemacht werden; der Fortschritt der Bildung hängt vielleicht noch mehr von dem Wege ab, auf dem wir sie machen. Während die eine Hand das Objekt fesselt, die andere es prüft und seine Lage zu erneuerter Prüfung verändert, entsteht unsere Kenntnis auf dem Wege des Experimentes. Indem wir uns Herr darüber fühlen, die einzelnen Eigenschaften des Gegenstandes bald hervortreten zu lassen, bald sie wieder zum Verschwinden zu bringen, überkommt uns anderseits mitten in dieser Arbeit zugleich das entgegengesetzte Gefühl, das nämlich eines innern gesetzlichen Zusammenhanges, welcher jene Eigenschaften überhaupt an Bedingungen knüpft.

Unter allen lebendigen Geschöpfen ist der Mensch in seiner natürlichen Wehrlosigkeit das einzige, das zur Erreichung seiner Zwecke auf den Gebrauch von Werkzeugen angewiesen ist. Die Fähigkeit, sie zu benutzen, beruht nicht allein auf der Muskelkraft der Arme, sondern hängt in sehr hohem Maße von der Feinheit der Empfindung und von einer außerordentlichen Leichtigkeit und Sicherheit der Vorstellungsassoziationen ab. Liegt ein Stab in unserer Hand, leicht umfaßt, so daß seine Bewegungen einigen Spielraum haben, so drückt er an verschiedenen Stellen die Oberfläche unserer Haut. Jenes scheinbar unmittelbare Gefühl, das wir in jedem Augenblicke von der Lage unserer Glieder haben, lehrt uns beurteilen, ob diese augenblicklich ge-

drückten Stellen unserer Hand durch eine gerade oder krumme, durch eine senkrechte oder wagerechte Linie untereinander verbunden werden können; dieselbe Form und Lage schreiben wir dem Stabe zu, der diese Empfindungen veranlaßt. Gerät der Stab in Bewegung, so wechseln von Moment zu Moment die gedrückten Punkte unserer Haut; für jeden dieser Augenblicke berechnet unsere sinnliche Phantasie die Richtung der Linie, in welcher der Stab vorübergehend liegt, und erzeugt zugleich eine Vorstellung des Punktes, in welchem alle diese Richtungen einander schneiden. Traf das eine Ende des Stabes irgend einen Widerstand, der es aufhielt, und konnte nur das andere durch die Bewegungen unserer Hand im Raume herumgeführt werden, so liegt jener Durchschnitt in dem Punkte, in welchem der Stab das widerstehende Objekt berührt; in diesen Punkt, der aller unserer unmittelbaren Empfindung durchaus entzogen ist, verlegen wir das wirklich empfundene Gefühl des Widerstandes, und glauben nun die Berührung des Stabes mit dem von uns entfernten Objekt ganz ebenso unmittelbar sinnlich zu empfinden, wie seine Berührung mit der Fläche unserer Hand. Auf diesem doppelten Berührungsgefühle, einer wohltätigen Sinnestäuschung, beruht der Gebrauch aller Werkzeuge; keins von ihnen würde lenksam genug für uns sein, wenn wir bloß sein Dasein in der führenden Hand, und nicht mit gleicher sinnlicher Deutlichkeit sein Eingreifen in das zu behandelnde Material gewahr würden. Nur unter dieser Bedingung ist der vortastende Stock dem Blinden, die Sonde dem Wundarzt nützlich; Feder und Pinsel würden ungefüge Mittel in der Hand des Schreibenden oder Malenden sein, wenn wir nicht unmittelbar ihre Berührung mit dem Papiere fühlten, und wenn nicht der feine Instinkt, den unsere Erfahrung allmählich ausbildet, uns noch überdies lehrte, die kleinen Krümmungen, die diese elastischen Werkzeuge unter dem Druck unserer Hand erleiden, in der Beurteilung ihres Einwirkens auf die äußere Fläche mit in Anschlag zu bringen. Messer und Gabel würden einen Teil ihrer Bestimmung verfehlen, wenn wir nur

die Lage ihres Griffes in der Hand, nicht das Eindringen ihrer Schneide in die Gegenstände zugleich fühlten; jede Bewegung der Stricknadel läßt uns zugleich die leise Spannung fühlen, mit welcher ihr freies Ende sich in dem Faden fängt; beim Nähen scheint unsere Wahrnehmung unmittelbar in der Spitze der Nadel gegenwärtig zu sein, und wir empfinden, wie sie zuerst das Gewebe in einen erhabenen Gipfel vor sich herdehnt, um dann mit einem plötzlichen Stoß hindurchzudringen. So fühlt ferner der Holzhauer neben dem Anprall der Axt gegen seine Hand auch ihren zischenden Einschnitt in das Holz, so der Soldat das Eindringen seiner Waffe in das Fleisch des Gegners; so freut sich die Roheit darüber, daß sie die Schläge, die sie austeilt, ihrerseits mitgenießen kann: sie hätte kein Vergnügen am Schmerze des andern, wenn sie nicht unmittelbar das Auffallen des Stockes auf seinen Rücken mit der größten sinnlichen Deutlichkeit mitfühlte.

Ich brauche nicht weiter zu erinnern, welches außerordentliche Hilfsmittel zur Untersuchung der Gegenstände in diesem Verhalten unsers Tastsinnes liegt, und wie es uns hierdurch gelingt, Objekte, die durch Kleinheit oder Unzugänglichkeit sich unserer unmittelbaren Auffassung entziehen, in bezug auf ihre Form, Härte, Elastizität und Beweglichkeit zu prüfen. Ich erwähne ferner nur kurz, daß nicht die Hände allein, sondern der ganze Körper, obwohl in verschiedenen Teilen mit verschiedener Feinheit, und oft durch noch andere Bedingungen unterstützt, ähnlicher Wahrnehmungen fähig ist. Der unnachgiebige Stein unter unsern Füßen gibt uns ein anderes Gefühl als die hölzerne Stufe einer Treppe oder die Sprosse einer Leiter, die beide durch unser Gewicht in Schwingungen von verschiedener Weite und Geschwindigkeit der Wiederholung versetzt werden. An den Unterschieden dieser Schwingungen unterscheiden wir leicht, ob die Sprosse der Leiter breit oder schmal ist, und wir glauben unmittelbar ihre Länge, sowie die Punkte, in denen ihre hin und her gehenden Schwingungen sich kreuzen, nämlich ihre Befestigungs-

punkte in dem Leiterbaume mit zu fühlen. Selbst ob eine biegsame Stange, an der wir im Dunkeln rütteln, nur mit einem oder mit beiden Enden in Mauerwerk eingelassen oder sonst befestigt ist, ob wir sie nahe dem freien Ende oder näher an ihrem festen ergriffen haben, alles dies meinen wir nicht durch Räsonnement erst zu finden, sondern völlig fertig scheint uns die Empfindung selbst alle diese Kenntnisse zu enthalten. Ebenso flüchtig will ich endlich andeuten, daß diese auffälligen Erscheinungen von denen in Betracht gezogen werden müssen, denen das Gefühl, welches wir beständig von den Umrissen, den Lagen und Bewegungen unsers eigenen Körpers besitzen, nur durch die Annahme erklärlich scheint, daß die empfindende Seele durch den ganzen Umfang des Leibes sich ergieße oder verbreite. In den erwähnten Fällen verbreitet sich die Seele noch weiter; ganz mit dem gleichen überredenden Scheine, mit welchem sie vorher in den Fingerspitzen gegenwärtig zu sein schien, ist sie jetzt wahrnehmend und empfindend auch an dem Ende des Stockes, der Sonde, der Nadel zugegen. Niemand wird ernstlich glauben, daß sie sich wirklich wie ein elektrisches Fluidum in dem Momente des Gebrauches in diese Werkzeuge hinein ergieße oder verlängere; gibt man aber zu, daß nur eine äußerst mannigfaltige Verkettung von Vorstellungen diesen Schein einer außerhalb der Grenzen unsers Körpers zustande kommenden Empfindung erzeugt, so wird man zugeben, daß noch weit leichter und durch eine kürzere Kette solcher vermittelnden Vorstellungen der Schein entstehen kann, als wäre die Seele unmittelbar in jedem Sinnesorgane und in jedem Punkte des Körpers zugegen, von dem sie im Augenblicke Eindrücke überliefert erhält. Wir betrachten daher dieses Gefühl von der Allgegenwart der Seele im Körper als eine Täuschung, aber als eine freundliche Täuschung, welche die Natur uns sorgsam bereitet; eine gleich sorgfältig vorbereitete Täuschung ist auch dieser Schein unmittelbaren Empfindens über die Grenzen des Körpers hinaus; nur er gewöhnt uns zu lebendigem Miterfassen der Dinge außer uns und

machen pflegt. Die physikalische Theorie aller dieser Vorgänge ist zum Teil ziemlich verwickelt; sehr weitläuftig würde ferner die psychologische Zergliederung aller der Vorstellungsassoziationen sein, aus denen diese instinktiven Berechnungen mit der Sicherheit eines unmittelbaren Gefühls hervorgehen; klar ist dagegen der Wert, den sie alle für die Veränderung unsers sinnlichen Lebensgefühls haben. Überall nämlich, wo wir mit der Oberfläche unsers Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt diese Eigentümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung setzen, verlängert sich gewissermaßen das Bewußtsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden und Oberflächen dieses fremden Körpers hinein, und es entstehen Gefühle teils einer Vergrößerung unsers eigenen Ich, teils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Größe der Bewegung, die unsern natürlichen Organen fremd ist, teils einer ungewöhnlichen Spannung, Festigkeit oder Sicherheit unserer Haltung.

Die erste Form dieser Gefühle wird, um wenige Beispiele zu erwähnen, durch Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen erzeugt, die beide am meisten geeignet sind, unserer Länge wenigstens scheinbar etwas zuzusetzen. Jede Kopfbedeckung repräsentiert in der Senkrechten, die durch ihren Schwerpunkt geht, die oben erwähnte Stange; ihr Wert für das Gefühl steigt mit ihrer Höhe und zum Teil mit ihrer Form, dann nämlich, wenn die letztere eine Massenverteilung zur Folge hat, welche den Schwerpunkt bemerklich nach oben rückt und zugleich bei dem Abweichen von der senkrechten Richtung eine kräftige Neigung nach einer Seite bewirkt, die durch eine balancierende Anstrengung der Muskeln überwunden werden muß. Nur sobald dieses Ungleichgewicht droht, ist die Kopfbedeckung von Wert; im Gleichgewicht ist sie nur eine bestimmte Größe der Last; man setzt daher den Hut zweckmäßig etwas schräg auf, damit man beständig die Entfernung seines höchsten, sich neigenden Punktes von seiner Unterstützungsfläche, dem Kopfe zu empfinden vermag. So entsteht die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unser eigenes Leben

und unſere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der dieſe erſchüttert, bei jedem Windhauch, der ſie in Bewegung ſetzt, ſcheint für unſer Gefühl ganz deutlich da oben ein Teil unſers eigenen Weſens feierlich hin und her zu ſchwanken. Man fühlt ſich daher offenbar ganz anders in einem zylindriſchen Hute, der dieſe Emotionen begünſtigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur ſehr unvollkommen dieſelben Dienſte leiſten würde; und ganz begreiflich wird uns die ſchon früh und auf niederen Kulturſtufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und ſteile Helme, durch Bärenmützen, durch turmartige Friſuren nicht bloß die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick anderer zu ſteigern, ſondern, was mehr iſt, auch das Gemüt des Trägers ſelbſt mit dem Gefühle einer majeſtätiſch nach oben verlängerten Exiſtenz zu kräftigen. Es würde zu weit führen, die ſpezifiſchen Gefühle zu entwickeln, welche andere mehr breite und niedrige Hutformen gewähren; offenbar begünſtigen ſie den Hochmut nicht, ſondern erregen die Stimmung, als ſei eine umfängliche Aufgabe auf Schultern gelegt, die zur Unterſtützung nicht ausreichen. Von den Fußbekleidungen erwähne ich nur die hohen Abſätze, welche wieder jene Stange repräſentieren, wie ſich dies an den Stelzen zeigt, deren Miniatur ſie ſind. Abſätze und Stelzen geben ganz deutlich ein doppeltes Berührungsgefühl; man empfindet ihren Auftritt auf den Erdboden noch neben ihrem Druck auf den Fuß, und man beurteilt zugleich recht genau die Entfernung zwiſchen den Orten beider Berührungen. So entſteht uns begreiflich ein lebhaftes Gefühl nicht bloß des Erhabenſeins über den Erdboden, ſondern des Verdienſtes, dieſe ganze Höhe durch unſere eigene vergrößerte Länge auszufüllen, denn unſere Empfindung verliert dabei den Boden nicht. Man kann hinzufügen, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze brauchen, ſondern als Spielwerk in der Hand tragen, dasſelbe Bewußtſein einer Verlängerung unſerer Perſönlichkeit bis in ſeine Spitze hinein erweckt, deren Entfernung und deren Berührung mit den Gegenſtänden wir ja un-

mittelbar fühlen. Amtsstäbe sind daher in mancherlei Gestalten stets Insignien der Macht gewesen.

Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmucke, der nach dem Muster der geschwungenen Kugel unsere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechslung von Dehnungen nach verschiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns selbst als in den peripherischen Bahnen der freischwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder sich einen Schwanz anheften, den ihnen die Natur versagt hat, so wollen sie nicht bloß, daß andere ihn sehen, sondern indem seine Spitze über die Erde schleift, fühlen sie seine Berührung mit dem Boden; wenn er frei beim Laufe in der Luft schwingt, fühlen sie, je länger er ist, um so deutlicher diese Schwingungen bis in sein letztes Ende hinein; so haben sie ziemlich denselben Genuß einer nach dieser Seite hin beweglich verlängerten Existenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachsen. Diese Form des Gefühls ist ganz besonders einer geschmackvollen poetischen Verfeinerung fähig und ist auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunst gewesen. Hat doch schon die Natur selbst unser Haupt mit flatterndem Haar geschmückt; dies in einzelne lockige, wellenwerfende Massen zu sammeln, und den Sitz der Gedanken mit einer eigentümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben, war natürlich die erste Aufgabe der Phantasie, und es würde nicht unmöglich sein, aus der Form des von den einzelnen Völkern bevorzugten Kopfputzes auf die Färbung ihrer Phantasie, auf ihre Vorliebe für größere Strenge und Festigkeit, oder für genialeren Schwung zurückzuschließen. Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücken, welche die Indianerin hangend und schwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden, herabhängenden Bänder und Gürtelenden unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schwereren Troddeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulierende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und

Mäntel, alle dieſe Mittel wendet die ſcharfſinnige Phantaſie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unſer Daſein auszudehnen, ſondern ſich die anmutige Täuſchung zu bereiten, als ſei es die eigene Exiſtenz, die in allen dieſen Anhängen mit ſchwebt und wogt und ſchwankt und in rhythmiſchen melodiöſen Abwechſlungen ſich hebt und ſenkt. Und wo in der Tat eine wirkliche Empfindung nicht mehr ſtattfindet, ergänzt ſie ſogar dieſen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhängender Spitzen ſelbſt mit zu hangen, in ihren Bewegungen ſich mit zu bewegen.

Die letzte Form endlich von denen, die wir erwähnten, nehmen unſere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Feſtigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an ſich oder durch ihren Zuſchnitt beſitzen, trägt ſich auf uns wie ein Verdienſt unſerer eigenen Haltung über. Ein Korſett iſt dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, ſondern in ſeinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieſer ſteifen Umhüllung wird die Spannung und Feſtigkeit ihres Gefüges durchaus ſo empfunden, als gehörten beide Eigenſchaften unſerm eigenen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir alſo durch dieſes Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elaſtiſcheren Exiſtenz. Jeder feſt anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Teil dieſes Gefühls; die erſten Beinkleider, die durch Stege geſpannt ſind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit ſeiner Exiſtenz, das Ideal ſeiner Wünſche bleibt freilich die eiſerne Rüſtung, an deren Laſt er gern nicht denkt, um deſto mehr ſich in das majeſtätiſche Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu verſenken, das ſie ihm zu gewähren verſpricht. Zu dieſer Empfindung der Feſtigkeit, die es nicht ganz verſchmäht, miſcht das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der Tat ſind die duftigen Wellen leichter ſchleierartiger Stoffe, mit denen ſich ſeine Geſtalt umgibt, nicht bloß anmutig für das Auge anderer. Die Trägerin ſelbſt iſt vielmehr mit ihrem Ge-

fühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Lasten berühren, und doch durch diese Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichsten sinnlichen Empfindung bringen. Ja selbst das Vergnügen, das uns ein solcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir sehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantastische liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tausendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieser verborgenen Gestalt einflößen müssen. Auf denselben Gründen beruht es endlich, daß eine künstliche Ersetzung verlorengegangener Körperfülle nicht nur andere, sondern auch den Beteiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jener doppelten Berührungsgefühle so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht.

Nachdem ich nun, durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze, der exakten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Keppler der Astronomie, so überlasse ich anderen die weitere wissenschaftliche Ausbeutung und wende mich zu mehreren Erscheinungen, in denen dieselbe hier beobachtete Neigung, unmittelbar gegebene Naturverhältnisse mit ästhetischer Willkür zu ändern und ihren Wert zu steigern, in einer ernsthafteren Weise sich kundgibt. In allen Handlungen, von der einfachen Bewegung des Körpers bis zu den verwickelten Lebenseinrichtungen, zeigt sich dieser Hang, an die Stelle des natürlichen Ablaufes der Ereignisse eine zeremoniöse Ordnung zu setzen, die ihren Ursprung nur in dem Willen des Subjektes hat, und doch mit dem Anspruch auftritt, sie so zu ordnen, wie sie sein müssen.

Die anmutige Harmonie der Gliederbewegungen ist weder ein Ergebnis der Bildung, noch hängt sie überhaupt in beträchtlichem Grade von dem Werte und dem Genius des geistigen Lebens ab; sie ist ganz durch den Mangel an Widerstand be-

dingt, dem die mechanischen Gesetze der Bewegung in dem verkümmerten Bau des Körpers finden könnten. Nicht nur jedes im natürlichen Zustande der Freiheit lebende Tier entwickelt mit völliger Ungezwungenheit die Anmut seiner Gattung, sondern jede Marionette, sobald ihre Glieder mit freiem Spielraum und ohne hindernde Reibung an ihrem Körper befestigt wären, würde in ihren Bewegungen, nach mechanischen Gesetzen allein, alle jene Rundung des Schwunges und jene übereinstimmende Harmonie in den Bahnen ihrer verschiedenen Glieder zeigen, die wir an dem lebenden Körper so oft als seelenvollen Ausdruck bewundern. In der Tat wird dies hier zum Ausdruck der Seele, aber doch nur darum, weil eine Seele vorhanden ist, deren abwechselnde innere Zustände diesen Mechanismus und die eigene Schönheit seiner Bewegungskonsequenz in Anregung versetzen. Solange daher glückliche Lebensbedingungen die natürliche Lebhaftigkeit und Regsamkeit der Seele und des Körpers zugleich unterhalten, da sehen wir, auch ohne irgend erhebliche geistige Kultur, die Bewegungen des Körpers zu vollendeter Anmut entwickelt. Anders, wo ein ungünstiges Klima die Glieder schwerfälliger macht, oder wo ein enger monotoner Erfahrungskreis die Regsamkeit der sinnlichen Seele abstumpft, wo endlich die handwerksmäßige Teilung der Arbeiten dem Körper beständig die Übung einer einzigen einseitigen Bewegungsreihe aufnötigt. Dann geht diese Schönheit verloren, teils wegen des wachsenden Widerstandes, den die Anregungen der Seele in den ungelenk gewordenen Gliedern finden, teils wegen des zunehmenden Phlegmas der Seele, die diese Anregungen nur sparsam noch erzeugt. So stehen manche glückliche Völker der Südsee mit der Schönheit und Elastizität ihrer Bewegungen, wie ihre ersten Entdecker sie uns schildern, den klimatisch bedrückten Bewohnern der Polarzone, sowie dem durch die Schwere einförmiger Arbeit ungeschickt gewordenen Benehmen der Europäer gegenüber. Die höhere Bildung, wenn sie die Anmut körperlicher Bewegung wiedergewinnt, erzeugt nicht etwa Neues, sondern räumt nur die Hindernisse hinweg, welche den Adel des

natürlichen Bewegungsmechanismus inkruſtieren. Ehe ſie aber zur Natur völlig zurückkehrt, kommt ſie zur Manier. Bei allen Völkern, deren Leben wir anſchaulich genug kennen, hat ſie zunächſt eine Etikette des Anſtandes, einen Stil des Benehmens eingeführt, der die natürliche Beweglichkeit meiſterte, hier und da etwas an ihrer Lebhaftigkeit abbrach, und dort Gebärden hinzufügte, die keinen Grund in der Organiſation des Körpers und in der vorbeſtimmten Art haben, in welcher er die Zuſtände des Gemütes zum Ausdruck zu bringen hat. So glaubt auch hierin, in dieſer willkürlichen Haltung, der Menſch das, was ſein ſoll, beſſer als an der Hand der Natur zu finden.

Seine körperlichen Triebe ſucht das Tier in dem Augenblicke und in der Reihenfolge ihres Eintretens zu befriedigen und kennt keinen andern Zweck dabei als eben den, den Reiz des Bedürfniſſes abzuſtumpfen. Der Menſch, ſobald er ſich dem Drucke der äußerſten Not entwunden hat, macht jedes dieſer Bedürfniſſe zur Veranlaſſung irgend einer zeremoniöſen Begehung. Während das Tier ſeine Nahrung zu jeder Zeit und an jedem Orte verſchlingt, der ſeinem Neide Sicherheit vor Raub gewährt, bereitet der Menſch ſeine Mahlzeiten. Denn eben die Zeit des Mahles iſt ihm nicht gleichgültig; nicht der Hunger entſcheidet über den Augenblick des Eſſens, ſondern der Tag iſt für das Leben des Menſchen eine eingeteilte Zeitſtrecke mit eigenem innern Organismus; es gehört ſich, daß das eine Bedürfnis zu dieſer, ein anderes zu anderer beſtimmter Stunde befriedigt werde. Und er hat Geſellſchaft bei ſeinem Mahl; es iſt nicht nur um die Stillung ſeines Triebes zu tun, ſondern darum, daß durch die vereinigte Teilnahme mehrerer auch dieſes Vornehmen als eine Handlung anerkannt werde, die in dem Zuſammenhange alles menſchlichen Lebens ihre beſtimmte Stelle, Bedeutung und Berechtigung habe. Wie bald findet ſich dann mit dem Beginn des ſeßhaften Lebens, mit der Gründung einer Heimat, mit der Entwicklung des Kultus eine Menge feingezeichneter Zeremonien ein, um ſowohl dieſe einfachſten Vorgänge des Tages, als auch jeden

größern Abschnitt des Daseins als Glied in ein wohlgefügtes Ganze der Humanität einzureihen! Die Geschlechter der Tiere leben dahin, entstehen, mehren sich, altern und vergehen, und nie taucht in ihnen eine Reflexion auf, die dies wandelbare Leben überblickte und seine einzelnen Perioden mit einem Bewußtsein ihrer Bedeutung sonderte. Wo dagegen die menschlichen Stämme nicht durch die äußerste Not des Lebens völlig verkümmern, da sehen wir überall die Geburt des Kindes, den Zeitpunkt seiner Mannbarkeit, das Eingehen der Ehe, Tod und Bestattung durch Zeremonien ausgezeichnet; oft nur rohe Begehungen, anwidernde Gebräuche, aber doch immerhin Andeutungen des Gefühles, daß nichts im menschlichen Leben eigentlich recht und legitim geschehe, wenn es bloß geschehe, und nicht durch die teilnehmende Reflexion einer Gemeinde, einer Gesellschaft, einer Familie in irgend einem Ritus anerkannt und an seinen gehörigen Platz in der Aufeinanderfolge der Ereignisse gerückt würde. Man wird nicht recht geboren und man stirbt nicht recht, wenn nicht um diese natürlichen Katastrophen die Überlieferung menschlicher Sitte ihre symbolischen Feierlichkeiten gruppiert hat. Je höher wir in das Altertum eines Volkes hinaufsteigen, desto enger beinahe sehen wir jeden Vorfall des Lebens durch genau vorgeschriebene Formen auf diese Weise legitimiert, und ein Blick in die Vorstellungsweise des Volkes auch in unserer Zeit läßt uns leicht gewahren, wie fest auch hier noch die Neigung haftet, kein Ereignis, nach vollständiger Verwirklichung seines ganzen wertvollen Inhaltes, recht für voll anzusehen, solange nicht das Siegel irgend einer traditionellen Zeremonie es beglaubigt hat.

Und hier wollen wir dieses Bild einstweilen begrenzen; was daran sich weiter schließen wird, können wir nicht mehr zu einer Betrachtung der menschlichen Sinnlichkeit ziehen. Nur von dieser wollte ich hier sprechen und den Charakterzug hervorheben, der mir in allen ihren verschiedenen Äußerungen gleichmäßig das eigentlich menschliche Element in ihr zu sein schien. Was auch unsere Sinnlichkeit empfindend aufnehmen mag, sie nimmt es nicht bloß

als einen gleichgültigen Inhalt und ebensowenig nur als ihre Lust oder ihr Leid auf, sondern sie fühlt in ihm einen ihm eigenen Wert, durch den es in einer bedeutsamen Ordnung der Erscheinungen seine Stelle füllt. Was auch die Sinnlichkeit durch ihre Triebe zu tun gedrängt wird, sie tut es weder bloß mechanisch genötigt, noch bloß zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern sie gibt ihrem Handeln eine Form, durch die sich wiederum ihr Tun in das eigene Recht einer Lebensordnung einfügt, die da sein soll, und doch von Natur wegen nicht schon da ist.

Werfen wir noch einen Blick auf den ganzen Umfang der Einzelheiten, die wir durchgingen, so können wir eine poetische Klage berichtigen, die noch oft sich erneuert. Große Gebiete der Sinnlichkeit mit der Fülle ihres Genusses scheinen unserer Organisation verschlossen. Wir möchten wissen, wie den Fischen ist so wohlig auf dem Grund, mit welcher Lust der fliegende Vogel die Lüfte teilt und von größerer Höhe die Höhen der Erde übersieht. Mir scheint, eben die dichterische Phantasie, die solche Fragen stellt, beweise, daß sie die Antwort wirklich habe. Wir können uns in der Tat so vollkommen in diese Situationen der Tierwelt versetzen und die Art ihres Genusses nachfühlen, daß die wirkliche sinnliche Empfindung wohl die Stärke des Eindruckes vermehren, aber die charakteristische Form dieser fremden Lust uns nicht deutlicher machen würde. Anstatt arm zu sein, ist die menschliche Sinnlichkeit im Gegenteil die intensivste und reichste. Wie die Welle hebt und trägt und mit welcher Weichheit sie die Glieder umspült, erfährt der Schwimmende und Badende auch; aber behütet vor der furchtbaren Monotonie eines Lebens, dessen ganze Dauer nur von diesen Eindrücken erfüllt wäre, mag er den Fisch bedauern, den er einen Augenblick beneidete. Und ist am Ende nicht die Aussicht von Bergeshöhen, die wir durch mühevolle Anstrengung erkämpften, ist nicht zuletzt selbst das Bewußtsein, daß die mannigfachen Gestaltungen der Erdoberfläche für unsere Bewegung Hindernisse enthalten, ein weit inhaltvollerer Genuß der Gegend, als der mühelos umfassende Blick des Vogels,

der von Gipfel zu Gipfel schwebt, als wären die Abgründe eben auch nichts weiter? Trösten wir uns daher damit, daß in dem, was wir unmittelbar empfinden, und in dem, was unsere Phantasie, jedes charakteristische Dasein der Außenwelt nachfühlend, hinzufügt, uns eine bedeutungsvolle Summe der Lust gegeben ist, größer als sie irgend einer Gattung der Tiere zuteil wurde.

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der artikulierte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redeteile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Wert der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Konstruktion im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und diskursives Denken. — Das Gespräch.

Worin auch jene Erregungen bestehen mögen, in welche die Empfindungsnerven durch äußere Reize versetzt werden: jedenfalls bieten sie eine bestimmte Größe irgend einer physischen Massenbewegung dar, die nach dem Gesetze der Beharrung nicht von selbst zur Ruhe kommen kann, sondern entweder durch einen bestimmten Widerstand gebrochen oder durch Verteilung an die Umgebungen zum Verschwinden gebracht werden muß. Ist es der Zweck der Sinnesorgane, eine Kenntnis der Außenwelt zu vermitteln, so ist es zur Unbefangenheit ihrer Auffassung notwendig, daß die Erschütterung, welche der Eindruck des einen Augenblickes hervorgebracht hat, schnell weit genug gemildert werde, um dem Eindruck des nächsten Augenblickes nicht entgegenzuwirken, oder als verfälschendes Kolorit sich ihm zuzumischen. Solange

ihrer Veränderungen und führt uns auf eine für die Ausbildung unserer Weltauffassung unentbehrliche Weise in ein Zusammenleben mit ihnen hinein. Daß aber unsere Entwicklung noch andere Folgen aus diesem Verhalten der Sinnlichkeit erntet, wollen wir jetzt noch zu zeigen versuchen.

Die vorigen Beispiele betrafen den nützlichen Gebrauch, den wir von Werkzeugen zur Umgestaltung äußerer Gegenstände machen; andere ihnen verwandte führen uns zu den Mitteln, welche der Mensch, ohne andern Zweck, zur Verschönerung seines eigenen Lebensgefühles benutzt. Es ist von dem Putze die Rede, zu dem uns allein ein ursprünglicher, selbst den Affen nur ein nachahmender Trieb anleitet. Wir schweigen von andern Gesichtspunkten, die teils der Mühe der Betrachtung nicht wert sind, teils andere Gelegenheiten erwarten müssen, von dem Nutzen der Kleider gegen die Unwirtlichkeit des Klimas, von der Schamhaftigkeit, die sie zur Verhüllung wählt; nur nach dem Grunde des Vergnügens fragen wir, welches sie und andere Arten des Schmuckes der menschlichen Seele bereiten. Er liegt keineswegs allein in der Befriedigung der Eitelkeit, die von andern bewundert sein will, sondern in einer Steigerung und Veredelung des Lebensgefühls, die der Geschmückte an sich selbst erfährt. Nur die Farben und der Metallglanz des Schmuckes dienen jener Gefallsucht nach außen, im übrigen beruht unser Wohlgefallen an Putz und Kleidung auf den Empfindungen, welche beide unserem eigenen Gemeingefühl gewähren.

Jedermann weiß, daß es für unsere Empfindungen sich verschieden ausnimmt, ob wir eine gleichmäßig dicke Stange in ihrer Mitte oder ihrem Ende näher fassen und aufheben. Sie liegt im ersteren Falle wagerecht in unserer Hand, und solange sie ruht, empfinden wir nur ihr Gewicht, nicht ihre Länge; wir müssen sie schütteln, um aus der Art der Schwingungen, in die sie dann gerät, auch diese zu erraten. Im zweiten Falle fühlen wir, daß die Stange in geneigter Richtung in unserer Hand liegen will, und es erfordert eine Drehung, um ihr schwereres

Ende zu horizontaler Lage zu bringen. Da nun durch dieſe überwiegende Schwere der eine Arm der Stange beſtändig nach unten ſtrebt, beſtändig wirklich um ein kleines fällt, und immer durch kleine Muskelanſtrengungen wieder gehoben wird, ſo iſt uns in dieſem Falle die Länge der Stange meiſt von Anfang an ziemlich klar. Balancieren wir die Stange in ſenkrecht aufgerichteter Stellung auf der Fingerſpitze, ſo iſt uns in dem Augenblicke, wo ſie wirklich vollkommen im Gleichgewicht ſteht, nur ihr Gewicht empfindbar; ſobald jedoch ihr oberes Ende ſich überneigt und uns zu einer Bewegung der Hand nötigt, um ſie wieder richtig zu unterſtützen, ſo glauben wir dann ſogleich auch die Höhe der Stange, die Entfernung ihres freien Endes von dem Unterſtützungspunkte, in einer ganz unmittelbaren Empfindung wahrzunehmen. Hängt eine Kugel an einem Faden aus unſerer Hand, und zwar zuerſt unbewegt und ſenkrecht, ſo iſt auch hier nur ihr Gewicht, nicht die Länge des Fadens merklich; ſchwingen wir dagegen die Kugel im Kreiſe, ſo daß der Faden mit veränderlicher Spannung und Geſchwindigkeit ſeinen Druck auf verſchiedene Hautſtellen der Hand in regelmäßiger Reihenfolge fallen läßt, ſo glauben wir jetzt ganz unmittelbar ſowohl die Länge des Abſtandes, in dem die Kugel ſchwingt, den Radius ihres Schwungkreiſes, als auch die Geſchwindigkeit und Wucht zu empfinden, womit ſie auf der Peripherie dieſes Kreiſes ſich bewegt. Berührt unſer Finger feſt aufdrückend den Boden eines Hohlgefäßes, ſo vielleicht, daß wir mit hineingeſteckter Hand es auf ihm balancieren, ſo wird jede Berührung des Gefäßes, an welcher Stelle ſie auch geſchehe, für uns merklich, und wir beurteilen nicht bloß die Richtung, in welcher ein ſolcher Stoß das Gefäß trifft, und die Entfernung der getroffenen Stelle von der Oberfläche unſers Armes, alſo die Größe des Gefäßes, mit vieler Genauigkeit, ſondern wir empfinden auch an der Art der entſtehenden Schwingungen, die ſich unſerer Fingerſpitze mitteilen, die Härte und Elaſtizität ſeines Stoffes; ein Experiment, das jede intelligente Hausfrau beim Einkaufen des Topfgeſchirres zu

machen pflegt. Die physikalische Theorie aller dieser Vorgänge ist zum Teil ziemlich verwickelt; sehr weitläuftig würde ferner die psychologische Zergliederung aller der Vorstellungsassoziationen sein, aus denen diese instinktiven Berechnungen mit der Sicherheit eines unmittelbaren Gefühls hervorgehen; klar ist dagegen der Wert, den sie alle für die Veränderung unsers sinnlichen Lebensgefühls haben. Überall nämlich, wo wir mit der Oberfläche unsers Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt diese Eigentümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung setzen, verlängert sich gewissermaßen das Bewußtsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden und Oberflächen dieses fremden Körpers hinein, und es entstehen Gefühle teils einer Vergrößerung unsers eigenen Ich, teils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Größe der Bewegung, die unsern natürlichen Organen fremd ist, teils einer ungewöhnlichen Spannung, Festigkeit oder Sicherheit unserer Haltung.

Die erste Form dieser Gefühle wird, um wenige Beispiele zu erwähnen, durch Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen erzeugt, die beide am meisten geeignet sind, unserer Länge wenigstens scheinbar etwas zuzusetzen. Jede Kopfbedeckung repräsentiert in der Senkrechten, die durch ihren Schwerpunkt geht, die oben erwähnte Stange; ihr Wert für das Gefühl steigt mit ihrer Höhe und zum Teil mit ihrer Form, dann nämlich, wenn die letztere eine Massenverteilung zur Folge hat, welche den Schwerpunkt bemerklich nach oben rückt und zugleich bei dem Abweichen von der senkrechten Richtung eine kräftige Neigung nach einer Seite bewirkt, die durch eine balancierende Anstrengung der Muskeln überwunden werden muß. Nur sobald dieses Ungleichgewicht droht, ist die Kopfbedeckung von Wert; im Gleichgewicht ist sie nur eine bestimmte Größe der Last; man setzt daher den Hut zweckmäßig etwas schräg auf, damit man beständig die Entfernung seines höchsten, sich neigenden Punktes von seiner Unterstützungsfläche, dem Kopfe zu empfinden vermag. So entsteht die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unser eigenes Leben

und unſere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der dieſe erſchüttert, bei jedem Windhauch, der ſie in Bewegung ſetzt, ſcheint für unſer Gefühl ganz deutlich da oben ein Teil unſers eigenen Weſens feierlich hin und her zu ſchwanken. Man fühlt ſich daher offenbar ganz anders in einem zylindriſchen Hute, der dieſe Emotionen begünſtigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur ſehr unvollkommen dieſelben Dienſte leiſten würde; und ganz begreiflich wird uns die ſchon früh und auf niederen Kulturſtufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und ſteile Helme, durch Bärenmützen, durch turmartige Friſuren nicht bloß die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick anderer zu ſteigern, ſondern, was mehr iſt, auch das Gemüt des Trägers ſelbſt mit dem Gefühle einer majeſtätiſch nach oben verlängerten Exiſtenz zu kräftigen. Es würde zu weit führen, die ſpezifiſchen Gefühle zu entwickeln, welche andere mehr breite und niedrige Hutformen gewähren; offenbar begünſtigen ſie den Hochmut nicht, ſondern erregen die Stimmung, als ſei eine umfängliche Aufgabe auf Schultern gelegt, die zur Unterſtützung nicht ausreichen. Von den Fußbekleidungen erwähne ich nur die hohen Abſätze, welche wieder jene Stange repräſentieren, wie ſich dies an den Stelzen zeigt, deren Miniatur ſie ſind. Abſätze und Stelzen geben ganz deutlich ein doppeltes Berührungsgefühl; man empfindet ihren Auftritt auf den Erdboden noch neben ihrem Druck auf den Fuß, und man beurteilt zugleich recht genau die Entfernung zwiſchen den Orten beider Berührungen. So entſteht uns begreiflich ein lebhaftes Gefühl nicht bloß des Erhabenſeins über den Erdboden, ſondern des Verdienſtes, dieſe ganze Höhe durch unſere eigene vergrößerte Länge auszufüllen, denn unſere Empfindung verliert dabei den Boden nicht. Man kann hinzufügen, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze brauchen, ſondern als Spielwerk in der Hand tragen, dasſelbe Bewußtſein einer Verlängerung unſerer Perſönlichkeit bis in ſeine Spitze hinein erweckt, deren Entfernung und deren Berührung mit den Gegenſtänden wir ja un-

mittelbar fühlen. Amtsstäbe sind daher in mancherlei Gestalten stets Insignien der Macht gewesen.

Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmucke, der nach dem Muster der geschwungenen Kugel unsere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechslung von Dehnungen nach verschiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns selbst als in den peripherischen Bahnen der freischwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder sich einen Schwanz anheften, den ihnen die Natur versagt hat, so wollen sie nicht bloß, daß andere ihn sehen, sondern indem seine Spitze über die Erde schleift, fühlen sie seine Berührung mit dem Boden; wenn er frei beim Laufe in der Luft schwingt, fühlen sie, je länger er ist, um so deutlicher diese Schwingungen bis in sein letztes Ende hinein; so haben sie ziemlich denselben Genuß einer nach dieser Seite hin beweglich verlängerten Existenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachsen. Diese Form des Gefühls ist ganz besonders einer geschmackvollen poetischen Verfeinerung fähig und ist auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunst gewesen. Hat doch schon die Natur selbst unser Haupt mit flatterndem Haar geschmückt; dies in einzelne lockige, wellenwerfende Massen zu sammeln, und den Sitz der Gedanken mit einer eigentümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben, war natürlich die erste Aufgabe der Phantasie, und es würde nicht unmöglich sein, aus der Form des von den einzelnen Völkern bevorzugten Kopfputzes auf die Färbung ihrer Phantasie, auf ihre Vorliebe für größere Strenge und Festigkeit, oder für genialeren Schwung zurückzuschließen. Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücken, welche die Indianerin hangend und schwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden, herabhängenden Bänder und Gürtelenden unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schwereren Troddeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulierende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und

Mäntel, alle dieſe Mittel wendet die ſcharfſinnige Phantaſie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unſer Daſein auszudehnen, ſondern ſich die anmutige Täuſchung zu bereiten, als ſei es die eigene Exiſtenz, die in allen dieſen Anhängen mit ſchwebt und wogt und ſchwankt und in rhythmiſchen melodiöſen Abwechſlungen ſich hebt und ſenkt. Und wo in der Tat eine wirkliche Empfindung nicht mehr ſtattfindet, ergänzt ſie ſogar dieſen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhängender Spitzen ſelbſt mit zu hangen, in ihren Bewegungen ſich mit zu bewegen.

Die letzte Form endlich von denen, die wir erwähnten, nehmen unſere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Feſtigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an ſich oder durch ihren Zuſchnitt beſitzen, trägt ſich auf uns wie ein Verdienſt unſerer eigenen Haltung über. Ein Korſett iſt dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, ſondern in ſeinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieſer ſteifen Umhüllung wird die Spannung und Feſtigkeit ihres Gefüges durchaus ſo empfunden, als gehörten beide Eigenſchaften unſerm eigenen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir alſo durch dieſes Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elaſtiſcheren Exiſtenz. Jeder feſt anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Teil dieſes Gefühls; die erſten Beinkleider, die durch Stege geſpannt ſind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit ſeiner Exiſtenz, das Ideal ſeiner Wünſche bleibt freilich die eiſerne Rüſtung, an deren Laſt er gern nicht denkt, um deſto mehr ſich in das majeſtätiſche Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu verſenken, das ſie ihm zu gewähren verſpricht. Zu dieſer Empfindung der Feſtigkeit, die es nicht ganz verſchmäht, miſcht das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der Tat ſind die duftigen Wellen leichter ſchleierartiger Stoffe, mit denen ſich ſeine Geſtalt umgibt, nicht bloß anmutig für das Auge anderer. Die Trägerin ſelbſt iſt vielmehr mit ihrem Ge-

fühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Lasten berühren, und doch durch diese Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichsten sinnlichen Empfindung bringen. Ja selbst das Vergnügen, das uns ein solcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir sehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantastische liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tausendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieser verborgenen Gestalt einflößen müssen. Auf denselben Gründen beruht es endlich, daß eine künstliche Ersetzung verlorengegangener Körperfülle nicht nur andere, sondern auch den Beteiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jener doppelten Berührungsgefühle so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht.

Nachdem ich nun, durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze, der exakten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Keppler der Astronomie, so überlasse ich anderen die weitere wissenschaftliche Ausbeutung und wende mich zu mehreren Erscheinungen, in denen dieselbe hier beobachtete Neigung, unmittelbar gegebene Naturverhältnisse mit ästhetischer Willkür zu ändern und ihren Wert zu steigern, in einer ernsthafteren Weise sich kundgibt. In allen Handlungen, von der einfachen Bewegung des Körpers bis zu den verwickelten Lebenseinrichtungen, zeigt sich dieser Hang, an die Stelle des natürlichen Ablaufes der Ereignisse eine zeremoniöse Ordnung zu setzen, die ihren Ursprung nur in dem Willen des Subjektes hat, und doch mit dem Anspruch auftritt, sie so zu ordnen, wie sie sein müssen.

Die anmutige Harmonie der Gliederbewegungen ist weder ein Ergebnis der Bildung, noch hängt sie überhaupt in beträchtlichem Grade von dem Werte und dem Genius des geistigen Lebens ab; sie ist ganz durch den Mangel an Widerstand be-

dingt, dem die mechanischen Gesetze der Bewegung in dem verkümmerten Bau des Körpers finden könnten. Nicht nur jedes im natürlichen Zustande der Freiheit lebende Tier entwickelt mit völliger Ungezwungenheit die Anmut seiner Gattung, sondern jede Marionette, sobald ihre Glieder mit freiem Spielraum und ohne hindernde Reibung an ihrem Körper befestigt wären, würde in ihren Bewegungen, nach mechanischen Gesetzen allein, alle jene Rundung des Schwunges und jene übereinstimmende Harmonie in den Bahnen ihrer verschiedenen Glieder zeigen, die wir an dem lebenden Körper so oft als seelenvollen Ausdruck bewundern. In der Tat wird dies hier zum Ausdruck der Seele, aber doch nur darum, weil eine Seele vorhanden ist, deren abwechselnde innere Zustände diesen Mechanismus und die eigene Schönheit seiner Bewegungskonsequenz in Anregung versetzen. Solange daher glückliche Lebensbedingungen die natürliche Lebhaftigkeit und Regsamkeit der Seele und des Körpers zugleich unterhalten, da sehen wir, auch ohne irgend erhebliche geistige Kultur, die Bewegungen des Körpers zu vollendeter Anmut entwickelt. Anders, wo ein ungünstiges Klima die Glieder schwerfälliger macht, oder wo ein enger monotoner Erfahrungskreis die Regsamkeit der sinnlichen Seele abstumpft, wo endlich die handwerksmäßige Teilung der Arbeiten dem Körper beständig die Übung einer einzigen einseitigen Bewegungsreihe aufnötigt. Dann geht diese Schönheit verloren, teils wegen des wachsenden Widerstandes, den die Anregungen der Seele in den ungelenk gewordenen Gliedern finden, teils wegen des zunehmenden Phlegmas der Seele, die diese Anregungen nur sparsam noch erzeugt. So stehen manche glückliche Völker der Südsee mit der Schönheit und Elastizität ihrer Bewegungen, wie ihre ersten Entdecker sie uns schildern, den klimatisch bedrückten Bewohnern der Polarzone, sowie dem durch die Schwere einförmiger Arbeit ungeschickt gewordenen Benehmen der Europäer gegenüber. Die höhere Bildung, wenn sie die Anmut körperlicher Bewegung wiedergewinnt, erzeugt nicht etwa Neues, sondern räumt nur die Hindernisse hinweg, welche den Adel des

natürlichen Bewegungsmechanismus inkrustieren. Ehe sie aber zur Natur völlig zurückkehrt, kommt sie zur Manier. Bei allen Völkern, deren Leben wir anschaulich genug kennen, hat sie zunächst eine Etikette des Anstandes, einen Stil des Benehmens eingeführt, der die natürliche Beweglichkeit meisterte, hier und da etwas an ihrer Lebhaftigkeit abbrach, und dort Gebärden hinzufügte, die keinen Grund in der Organisation des Körpers und in der vorbestimmten Art haben, in welcher er die Zustände des Gemütes zum Ausdruck zu bringen hat. So glaubt auch hierin, in dieser willkürlichen Haltung, der Mensch das, was sein soll, besser als an der Hand der Natur zu finden.

Seine körperlichen Triebe sucht das Tier in dem Augenblicke und in der Reihenfolge ihres Eintretens zu befriedigen und kennt keinen andern Zweck dabei als eben den, den Reiz des Bedürfnisses abzustumpfen. Der Mensch, sobald er sich dem Drucke der äußersten Not entwunden hat, macht jedes dieser Bedürfnisse zur Veranlassung irgend einer zeremoniösen Begehung. Während das Tier seine Nahrung zu jeder Zeit und an jedem Orte verschlingt, der seinem Neide Sicherheit vor Raub gewährt, bereitet der Mensch seine Mahlzeiten. Denn eben die Zeit des Mahles ist ihm nicht gleichgültig; nicht der Hunger entscheidet über den Augenblick des Essens, sondern der Tag ist für das Leben des Menschen eine eingeteilte Zeitstrecke mit eigenem innern Organismus; es gehört sich, daß das eine Bedürfnis zu dieser, ein anderes zu anderer bestimmter Stunde befriedigt werde. Und er hat Gesellschaft bei seinem Mahl; es ist nicht nur um die Stillung seines Triebes zu tun, sondern darum, daß durch die vereinigte Teilnahme mehrerer auch dieses Vornehmen als eine Handlung anerkannt werde, die in dem Zusammenhange alles menschlichen Lebens ihre bestimmte Stelle, Bedeutung und Berechtigung habe. Wie bald findet sich dann mit dem Beginn des seßhaften Lebens, mit der Gründung einer Heimat, mit der Entwicklung des Kultus eine Menge feingezeichneter Zeremonien ein, um sowohl diese einfachsten Vorgänge des Tages, als auch jeden

größern Abschnitt des Daseins als Glied in ein wohlgefügtes Ganze der Humanität einzureihen! Die Geschlechter der Tiere leben dahin, entstehen, mehren sich, altern und vergehen, und nie taucht in ihnen eine Reflexion auf, die dies wandelbare Leben überblickte und seine einzelnen Perioden mit einem Bewußtsein ihrer Bedeutung sonderte. Wo dagegen die menschlichen Stämme nicht durch die äußerste Not des Lebens völlig verkümmern, da sehen wir überall die Geburt des Kindes, den Zeitpunkt seiner Mannbarkeit, das Eingehen der Ehe, Tod und Bestattung durch Zeremonien ausgezeichnet; oft nur rohe Begehungen, anwidernde Gebräuche, aber doch immerhin Andeutungen des Gefühles, daß nichts im menschlichen Leben eigentlich recht und legitim geschehe, wenn es bloß geschehe, und nicht durch die teilnehmende Reflexion einer Gemeinde, einer Gesellschaft, einer Familie in irgend einem Ritus anerkannt und an seinen gehörigen Platz in der Aufeinanderfolge der Ereignisse gerückt würde. Man wird nicht recht geboren und man stirbt nicht recht, wenn nicht um diese natürlichen Katastrophen die Überlieferung menschlicher Sitte ihre symbolischen Feierlichkeiten gruppiert hat. Je höher wir in das Altertum eines Volkes hinaufsteigen, desto enger beinahe sehen wir jeden Vorfall des Lebens durch genau vorgeschriebene Formen auf diese Weise legitimiert, und ein Blick in die Vorstellungsweise des Volkes auch in unserer Zeit läßt uns leicht gewahren, wie fest auch hier noch die Neigung haftet, kein Ereignis, nach vollständiger Verwirklichung seines ganzen wertvollen Inhaltes, recht für voll anzusehen, solange nicht das Siegel irgend einer traditionellen Zeremonie es beglaubigt hat.

Und hier wollen wir dieses Bild einstweilen begrenzen; was daran sich weiter schließen wird, können wir nicht mehr zu einer Betrachtung der menschlichen Sinnlichkeit ziehen. Nur von dieser wollte ich hier sprechen und den Charakterzug hervorheben, der mir in allen ihren verschiedenen Äußerungen gleichmäßig das eigentlich menschliche Element in ihr zu sein schien. Was auch unsere Sinnlichkeit empfindend aufnehmen mag, sie nimmt es nicht bloß

als einen gleichgültigen Inhalt und ebensowenig nur als ihre Luft oder ihr Leid auf, sondern sie fühlt in ihm einen ihm eigenen Wert, durch den es in einer bedeutsamen Ordnung der Erscheinungen seine Stelle füllt. Was auch die Sinnlichkeit durch ihre Triebe zu tun gedrängt wird, sie tut es weder bloß mechanisch genötigt, noch bloß zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern sie gibt ihrem Handeln eine Form, durch die sich wiederum ihr Tun in das eigene Recht einer Lebensordnung einfügt, die da sein soll, und doch von Natur wegen nicht schon da ist.

Werfen wir noch einen Blick auf den ganzen Umfang der Einzelheiten, die wir durchgingen, so können wir eine poetische Klage berichtigen, die noch oft sich erneuert. Große Gebiete der Sinnlichkeit mit der Fülle ihres Genusses scheinen unserer Organisation verschlossen. Wir möchten wissen, wie den Fischen ist so wohlig auf dem Grund, mit welcher Lust der fliegende Vogel die Lüfte teilt und von größerer Höhe die Höhen der Erde übersieht. Mir scheint, eben die dichterische Phantasie, die solche Fragen stellt, beweise, daß sie die Antwort wirklich habe. Wir können uns in der Tat so vollkommen in diese Situationen der Tierwelt versetzen und die Art ihres Genusses nachfühlen, daß die wirkliche sinnliche Empfindung wohl die Stärke des Eindruckes vermehren, aber die charakteristische Form dieser fremden Lust uns nicht deutlicher machen würde. Anstatt arm zu sein, ist die menschliche Sinnlichkeit im Gegenteil die intensivste und reichste. Wie die Welle hebt und trägt und mit welcher Weichheit sie die Glieder umspült, erfährt der Schwimmende und Badende auch; aber behütet vor der furchtbaren Monotonie eines Lebens, dessen ganze Dauer nur von diesen Eindrücken erfüllt wäre, mag er den Fisch bedauern, den er einen Augenblick beneidete. Und ist am Ende nicht die Aussicht von Bergeshöhen, die wir durch mühevolle Anstrengung erkämpften, ist nicht zuletzt selbst das Bewußtsein, daß die mannigfachen Gestaltungen der Erdoberfläche für unsere Bewegung Hindernisse enthalten, ein weit inhaltvollerer Genuß der Gegend, als der mühelos umfassende Blick des Vogels,

der von Gipfel zu Gipfel schwebt, als wären die Abgründe eben auch nichts weiter? Trösten wir uns daher damit, daß in dem, was wir unmittelbar empfinden, und in dem, was unsere Phantasie, jedes charakteristische Dasein der Außenwelt nachfühlend, hinzufügt, uns eine bedeutungsvolle Summe der Lust gegeben ist, größer als sie irgend einer Gattung der Tiere zuteil wurde.

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der artikulierte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redeteile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Wert der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Konstruktion im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und diskursives Denken. — Das Gespräch.

Worin auch jene Erregungen bestehen mögen, in welche die Empfindungsnerven durch äußere Reize versetzt werden: jedenfalls bieten sie eine bestimmte Größe irgend einer physischen Massenbewegung dar, die nach dem Gesetze der Beharrung nicht von selbst zur Ruhe kommen kann, sondern entweder durch einen bestimmten Widerstand gebrochen oder durch Verteilung an die Umgebungen zum Verschwinden gebracht werden muß. Ist es der Zweck der Sinnesorgane, eine Kenntnis der Außenwelt zu vermitteln, so ist es zur Unbefangenheit ihrer Auffassung notwendig, daß die Erschütterung, welche der Eindruck des einen Augenblickes hervorgebracht hat, schnell weit genug gemildert werde, um dem Eindruck des nächsten Augenblickes nicht entgegenzuwirken, oder als verfälschendes Kolorit sich ihm zuzumischen. Solange

die physischen Reize, welche die Sinne erregen, nur unbedeutende Bewegungsgrößen sind, mag diese beständige Wiedervertilgung ihrer Wirkungen teils innerhalb des Sinnesorgans durch die ununterbrochen fortgehenden Vorgänge des Stoffwechsels, teils durch die Erzeugung der Empfindung selbst vollzogen werden. Denn als neu auftretender innerer Zustand der Seele, die als eine Substanz sich in mechanischem Zusammenhang der Wechselwirkung mit den Elementen des Körpers befindet, kann auch die Empfindung nicht bloß bei Gelegenheit der Nervenerregung entstehen, sondern ein Teil der letztern muß zu ihrer Erzeugung verbraucht werden. Die gewöhnlich auf uns wirkenden Licht- und Schallreize halten diese Grenzen der Lebhaftigkeit inne, und für unser Bewußtsein tritt keine besondere korrigierende Tätigkeit merklich hervor, durch welche ihre Einflüsse ausgeglichen werden müßten. Erreichen dagegen die äußern Eindrücke eine schmerzhaft auffallende Heftigkeit, so werden wir allerdings eine ebenso wachsende Vorkehrung zu ihrer Wiederbeseitigung erwarten müssen. Da es nun die Aufgabe der Nervenfäden ist, die an ihrem Endpunkte empfangenen Erregungen zum Gehirn fortzuleiten, so ist nicht zu vermuten, daß diese Vorkehrung in einem plötzlich auftretenden Leitungswiderstande, oder in einer bedeutend gesteigerten Verteilung der Erregung nach allen Seiten hin bestehen werde. Beide Einrichtungen sind der natürlichen Funktion des sensiblen Nerven zuwider, und wir können es als einen allgemeinen Charakter der Organisation ansehen, daß sie drohenden Störungen nicht mit neuen und sonst nicht vorkommenden Mitteln, sondern immer nur mit denen entgegenwirkt, die im gesunden Zustande schon vorgebildet sind. Solange daher die Gewalt des Reizes nicht unmittelbar den Nerven lähmt und dadurch allerdings die weiteren Folgen eines allzuheftigen Eindruckes abschneidet, werden wir annehmen, daß die Erregung sich bis zu den Zentralorganen fortpflanzt und sich erst dadurch beschwichtigt, daß sie dort ein größeres Maß der Nachwirkungen hervorbringt, deren geringere Spuren schon die gewöhnlichen Größen der Reize bemerken lassen.

Drei Wege stehen der Weiterverbreitung der Erregung im Gehirn offen; denn der sensible Nerv hat dort neben sich teils andere sensible, teils vegetative, teils motorische Nerven. Die Übertragung seiner Unruhe auf andere sensible Nerven, also die Erregung einer Mitempfindung in andern als den wirklich gereizten Teilen, kann, wenn die Zwecke der Sinnlichkeit, irgendwie eine Kenntnis der Außenwelt zu vermitteln, nicht zu sehr vereinzelt werden sollen, nur einen geringen Spielraum haben. In der Tat bringt die heftigste Erregung des einen Sinnesorgans keine deutliche eines andern, übermäßiger Lichtreiz keine Tonempfindung, starker Schall keine Geruchsempfindung hervor; nur das allgemeine Körpergefühl nimmt durch Veränderung seines Zustandes an der Erschütterung der Sinne teil. Ein Übergang der Erregung auf die vegetativen Fäden des sympathischen Systems würde vorteilhafter sein, weil unter den vielgestaltigen Funktionen dieser Nerven manche vorkommen, die ohne Nachteil für das Leben eine augenblickliche Steigerung ihrer Größe vertragen, und in denen sich, sowie in manchen durch sie erzeugten Veränderungen des Stoffwechsels, die Unruhe des Organismus unschädlich verlieren kann. In den Erscheinungen des Fiebers verrät sich eine Übertragung der Erregung nach dieser Richtung. Aber die Sinnesempfindungen sind im natürlichen Laufe des Lebens vor allem dazu bestimmt, als Veranlassungen zu Bewegungen zu dienen, durch welche die Seele die wahrgenommenen Gegenstände irgendwie zu Objekten ihrer Bearbeitung macht. Aus so vielen Gründen ist die enge Verknüpfung sensibler Nerven mit motorischen und die Anregbarkeit von Bewegungen unmittelbar durch die Erregung der ersten notwendig, daß wir es nicht wunderbar finden können, wenn auch schmerzhafte Erschütterungen hauptsächlich auf diesem für die Zwecke des gesunden Lebens offengehaltenen Wege einer Mitteilung an motorische Nerven, also durch Erzeugung von Bewegungen, sich ausgleichen.

Jeden heftigen Sinnenschmerz sehen wir daher am lebendigen Körper, kräftige Reize selbst am geköpften Tiere Bewegungen

hervorrufen, zunächst der unmittelbar betroffenen Teile, bei größerer Stärke des Eindruckes sich über den ganzen Körper verbreitend. Bald entsteht eine wechselnde Reihenfolge derselben, eine zitternde Unruhe des ganzen Leibes, bald, namentlich wo wir geduldig ausharren wollen, bewirken wir eine starre, dauernde, möglichst heftige Kontraktion einer einzelnen Muskelgruppe, um durch das Übermaß hier verwendeter Tätigkeit der innern Erregung Abfluß zu verschaffen. So beißt der Gequälte die Zähne zusammen, oder ballt die Fäuste, oder strafft seinen Rücken und streckt das zwecklos steifgehaltene Bein von sich. Endlich entwindet die dauernde oder steigende Erregung diese Bewegungen dem Willen und erschöpft sich in unaufhaltsamen Krampfanfällen. Und ebenso, wie hier die von außen kommenden Sinneseindrücke, wirken von innen auf die Nerven die Erschütterungen des Gemüts. Auch sie können bei der mechanischen Wechselwirkung von Leib und Seele nicht als Vorgänge angesehen werden, die innerhalb der letzten allein ablaufend, besondere Motive bedürften, um sich leiblich zu gestalten; sondern sie sind von Anfang an ein gewisses Quantum wirksamer Bewegung, dessen Eindruck auf den Körper nur durch besondere Mittel verhindert werden muß, nicht durch besondere gesichert zu werden braucht.

Es ist nicht nötig, weitläuftiger die allgemeine körperliche Unruhe und die halb krampfhaften Gebärden zu schildern, in welche der Körper unter diesem Druck der Gemütsbewegungen ausbricht. Eine Gruppe von besonderem Wert ist jedoch aus dieser Mannigfaltigkeit hervorzuheben. Wo die Erschütterung des Gemütes zugleich das Motiv zu einer bestimmten Handlung enthält, da sehen wir Gebärden auftreten, welche diese Handlung entweder im kleinen kopieren, oder ihre Anfänge darstellen. So die Gebärden des Zornes, der seinen Gegenstand vor sich sieht, oder ihn doch kennt. Wo dagegen das Gemüt ratlos nur in

einem Strome von Leid oder Luſt hin und her wogt, da macht ſich die innere Bewegung hauptſächlich Luft durch die mannigfaltigſten Abänderungen des Atmens, oder beſchränkt ſich vielmehr auf dieſen Ausdruck, der auch allen jenen andern Gebärden nie ganz fehlt. In der Freude, im Gram, bei jeder Überraſchung wird unſer Atmen ungleich, beſchleunigt und tief, oder eilig und oberflächlich, oder ſelten, unrhythmiſch und ſeufzend; zur Rührung geſellt ſich die zitternde Bewegung, in welche die ruhige gleichförmige Tätigkeit der Reſpirationsmuskeln ſich auflöſt und die dem Ausbruche in volles Schluchzen vorangeht; der Zorn und Ingrimm hält einen Augenblick die tief eingeſogene Luft zurück, um mit geſpannter Bruſt, ſo wie wir jede Laſt anzugreifen pflegen, dem Unangenehmen entgegenzugehen; die Wut, die keinen Gegner findet, beginnt zu ſchnauben, indem ſie Atembewegungen, die ſonſt mit inſtinktmäßiger Läſſigkeit geſchehen, jetzt willkürlich ausführt und übertreibt; im Lachen endlich bricht die Luft an der unſchädlichen Narrheit des Widerſpruches in konvulſiviſcher Bewegung der Atemmuskeln aus. Alle dieſe gewaltſamen Bewegungen haben die ſogleich hervorſpringende Eigentümlichkeit, daß gar nichts durch ſie erzeugt und hervorgebracht wird; mit Luſt arbeitend und nicht das geringſte Produkt erzielend, ebenſowenig auf irgend ein angebbares Ziel gerichtet, ſind ſie die reinſten Ausdrücke der bloßen, ſich ſelbſt genießenden oder ſich ſelbſt ſchmerzenden Unruhe. Schon ſo würden ſie dem Beobachter ein lebhaftes und ausdrucksvolles Bild des innern Zuſtandes gewähren; aber die Natur hat mit dem Syſtem der Atmungsorgane die ſchwingenden Platten der Stimmbänder verknüpft, und geſtattet nun jeder leiſeſten Eigentümlichkeit dieſer zielloſen Unruhe, in dem hörbaren Tone der Stimme ſich abzubilden und der Außenwelt weithin vernehmbar zu werden. So tritt im Tierreich der Laut des Schmerzens und der Laut der Freude hervor, an beſtimmter Hindeutung auf Gegenſtände und Handlungen unendlich ärmer als die roheſte Gebärde, als Ausdruck der im Gemüte ſelbſt verborgenen Bewegung unvergleichlich viel reicher als jedes andere

Mittel, welches die lebendigen Geschlechter zu gegenseitiger Mitteilung hätten wählen können. Denn wie ein photographisches Bild der eigene Abdruck der Gestalt ist, so gibt die Stimme mit der Höhe, dem eigentümlichen Timbre, dem Grade ihrer Stetigkeit, Anspannung und Stärke unmittelbar die hörbare Abbildung der unzähligen kleinen und fein verknüpften Eindrücke, mit welchen die Bewegung des Gemütes auf die beweglichen Massen des Körpers fällt.

Wenn eine Ansicht, deren Wiedererneuerung wir wohl jetzt nicht mehr befürchten dürfen, die Sprache als eine Erfindung in dem Sinne betrachtete, als hätte das menschliche Geschlecht mit Überlegung unter mehreren Mitteln der Mitteilung dieses gewählt, so zeigen die vorigen Bemerkungen, wie im Gegenteil eine naturgemäß vorausbestimmte physiologische Notwendigkeit die Seele zwingt, wenigstens den allgemeinen Charakter ihrer innern Zustände durch Töne auszudrücken. Aber es ist noch weit von hier aus bis zur menschlichen Sprache, und neuere Meinungen, die in der Kürze eine organische Einheit und Verbundenheit der gedankenbildenden Phantasie und der lautbildenden Stimme preisen, lassen eine große Menge von Mittelgliedern unberührt, deren einige zu erwähnen unerläßlich ist.

Stimme hat die Natur vielen Tiergeschlechtern gegeben; manche bilden sie zum Gesang, keins zur Sprache aus. Es fragt sich, woher dies rührt; ob den Tieren ein Inhalt fehlt, den sie auszudrücken den Trieb hätten, oder ob ein physisches Hindernis ihrer Organisation sie davon abhält? Wie es sich nun auch mit dem Inhalte des tierischen Bewußtseins verhalten mag: ich kann die Meinung nicht teilen, welche die letztere Frage verneint, sondern bin überzeugt, daß allerdings Mängel der Organisation die Ausbildung der tierischen Stimme zur Sprache in jedem Falle verhindern würden, und daß anderseits der Vorzug des Menschen auf dem Grunde einer eigentümlichen besseren Organisation mit beruht. Die anatomische Untersuchung der Stimmwerkzeuge, die einst Rudolphi zu der Behauptung veranlaßte, der

Sprachmangel des Affen sei wenigstens durch eine Unfähigkeit seiner Organe nicht bedingt, kann im Grunde nur erweisen, daß alle Bedingungen zur Stimmbildung vorhanden sind; ein Beweis, den die gewöhnlichste Erfahrung überflüssig macht. Sprache dagegen entwickelt sich aus der Stimme erst durch Artikulation der Laute; diese aber finden wir im Tierreich entweder gar nicht oder auf äußerst unbedeutende Bruchstücke beschränkt.

Legen wir die Vorstellung des menschlichen Lautsystems mit seinen Vokalen und Konsonanten zugrunde, so ist es merkwürdig, daß zwar einige Vögel imstande sind, unsere Worte nachzuahmen, daß aber nie bei einem Säugetier auch nur diese mechanische Fähigkeit beobachtet worden ist. Und doch ist die Bildung der Mundhöhle, der Zahnreihen, der Zunge, des Gaumens in dieser Tierklasse der menschlichen ungleich ähnlicher, als sie bei den Vögeln angetroffen wird. Man kann ferner hinzufügen, daß verschiedene einzelne Konsonanten und Vokale bei den Säugetieren, auf verschiedene Gattungen verteilt, wirklich vorkommen, obgleich sie nie in einer und derselben Gattung zu einem zusammengesetzten Sprachlaut verbunden werden. Der Hund spricht sehr deutlich sein r und das rauhe ch, die Katze kennt ein f, Kuh und Schaf ein nasales n, und wir können kaum zweifeln, daß die meisten der bestimmten Mundstellungen, auf denen unsere artikulierten Laute beruhen, den Tieren mechanisch möglich sein würden, wenn es nur einen Antrieb für ihre Muskeln gäbe, sie hervorzubringen, und einen Antrieb für ihre Phantasie, sie untereinander zu verknüpfen. Aber selbst der Nachahmungstrieb der Affen bleibt stumm; der Hund, so aufmerksam er sonst auf den Sinn unserer Worte ist, macht nicht den mindesten Versuch zur Sprache; nur Vögel wiederholen ihnen vorgesagte Laute, aber von Natur bleiben auch sie bei den unartikulierten Tönen und Melodien ihrer Gattung. Worin liegt nun dies Hindernis? Ich glaube in zwei Gründen: in einer Unvollkommenheit des Gehöres und in dem Mangel einer organisch vorgebildeten

Übereinstimmung zwischen Tonvorstellungen und den Muskelbewegungen, die zur Erzeugung der Töne erforderlich sind.

Das Vorzüglichste der tierischen Stimmbildung, der Gesang der Vögel, läßt im allgemeinen einen vollkommenen Mangel harmonischer Tonverhältnisse bemerken. Die Melodie schreitet auf das unregelmäßigste fort; bald hält sie einen Ton mit aller Reinheit und mit bezauberndem Metall der Stimme fest; bald durchläuft sie eine Reihe von Lauten, in deren jedem unbestimmt viele rasch abwechselnde Tonhöhen sich zu einer Art formlosen Geräusches zusammensetzen, bald endlich geht sie durch Vierteltöne oder durch ganz unharmonische Sprünge weiter. Es würde kein Grund zu der Vermutung da sein, daß dem Vogel die Aufeinanderfolge zweier reinen zu einem Akkord konsonierenden Töne unmöglich sei, denn zufällig kommt auch sie zuweilen vor; es mangelt vielmehr offenbar an einem sinnlichen Interesse, diese Tonfolgen vor andern zu begünstigen. Ich glaube deshalb, daß dem Ohre und der Phantasie des Vogels die Empfänglichkeit für harmonische Intervalle fehlt, und daß ihm die Skala nur als ein Mehr oder Minder der Höhe erscheint, während ihm die qualitativen Beziehungen entgehen, durch welche für uns zwei Töne, die in der Skala weiter auseinanderliegen, gleichwohl näher miteinander verwandt sind als zwei unmittelbar benachbarte. Dieser Mangel würde für die Verhinderung der Sprache nicht entscheidend sein, aber zu ihm gesellt sich ein anderer, den wir in allen Tierstimmen wiederfinden. Man kennt die Schwierigkeit, ihre Laute durch Schriftzeichen auszudrücken; obgleich wir in dem knurrenden Gebell oder Geheul des Hundes, wenn wir es in unendlich kleine Zeitaugenblicke zerlegt denken, fast jedes dieser Zeitteilchen durch einen bestimmten Vokal oder Konsonanten ausgefüllt hören, so beharrt doch fast nie die Mundstellung des Tieres eine meßbare Zeit lang in derselben Lage, und jeder bestimmt charakterisierte Laut geht in dem Augenblick, in welchem er hervortreten will, wieder in einen andern über. So weit hin daher die Stimme des Hundes oder des Rindes schallt, sie spricht nie einen unzwei-

deutigen Vokal aus, sondern erinnert momentan an den einen oder den andern. Ich kann auch hier nicht an eine Unfähigkeit der Muskulatur denken, welche das Festhalten des reinen Lautes verhinderte; vielmehr glaube ich, daß in der Tat für das Gehör des Tieres die Unterschiede der artikulierten Sprachlaute, obgleich sie ihm gewiß nicht unbemerkbar sind, doch keineswegs den nachdrücklichen ästhetischen Wert haben, der die Sinnlichkeit bewegen könnte, auf sie Gewicht zu legen. Ich muß in dieser Beziehung eine allgemeinere Bemerkung über das Lautmaterial der Sprache einschalten, die sich an die früheren Betrachtungen über die Eigentümlichkeit der menschlichen Sinnlichkeit anschließt.

Wollte man alle die Selbstlaute, die im Munde der Einzelnen und der Nationen vorkommen, zu bezeichnen versuchen, so würde man unzähliger Zeichen bedürfen; aber doch bemerkt das natürliche Gefühl sogleich, daß diese Menge verschiedener Klänge nicht von gleichem Wert ist. Vielmehr hebt sich aus ihnen eine sehr geringe Anzahl als reine Stammvokale heraus, die wir nicht bloß deshalb auszeichnen, weil sie in unserer einmal festgesetzten Schrift als einfache Elemente anerkannt sind, sondern die offenbar an sich selbst ausgezeichnete Fälle sind und eine eigentümliche Geltung besitzen. Zwischen diese festen Punkte, a, e, i, o, u, schalten wir alle andern Selbstlaute als Abweichungen, Annäherungen, Trübungen und Mischungen ein, ebenso wie wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben auf eine geringe Anzahl einfacher Grundfarben zurückführen. So bildet für unser Ohr die Unzählbarkeit der vokalen Töne keineswegs eine unbestimmte, gesetzlose Menge, die in jedem Augenblicke, entweder wenn wir uns Mühe gäben, unsere Mundstellung ganz ungewöhnlich einzurichten, oder wenn wir uns dächten, daß unsere Stimmwerkzeuge anders gestaltet wären, durch neue bis dahin unerhörte Vokale vermehrt werden könnte. Ihre Anzahl ist vielmehr trotz ihrer unendlichen Menge eine geschlossene; denn feste Punkte sind vorhanden, zwischen die alle denkbare übrige Mannigfaltigkeit sich immer muß einschalten lassen. So stehen unserer Phantasie die

Vokale als ein System, als eine innerlich gesetzliche Reihe von objektivem Wert gegenüber, so daß unsere Stimme, indem sie dieselben ausspricht, nicht willkürliche Produkte erzeugt, sondern sich vielmehr der eigenen Notwendigkeit und Gesetzlichkeit einer Skala unterwirft, welche an sich festzustehen scheint, auch wenn nie jemand ihre Glieder durch Aussprechen verwirklicht hätte. So wenig auch bisher die physikalischen Bedingungen klar sind, unter denen die einzelnen Vokale entstehen, so kann man doch mit Wahrscheinlichkeit vermuten, daß in jenen einfachen fünf die mehrfachen Zurückwerfungen, welche die Schallwellen der Stimme innerhalb der Mundhöhle erfahren, besonders einfache, regelmäßige und symmetrische Fortschreitungen und Durchkreuzungen von Verdünnung und Verdichtung hervorbringen, so daß die Gesamtbewegung der Luftteilchen, wenn man sie sichtbar machen könnte, für jeden dieser Vokale eine Figur von leicht ausdrückbarer Formel bilden würde. Hierauf mag es beruhen, daß diese Laute allein als reine, echte, einfache und normale erscheinen, und daß unsere Sinnlichkeit alle andern aus Zusammensetzungen oder Mischungen derselben sich zu erklären sucht. Diese Empfänglichkeit nun für eine solche objektive Wahrheit der Laute ist das, was ich dem menschlichen Gehör im Gegensatz zu dem tierischen zuschreiben möchte; und je feiner diese Unterscheidungskraft ist, desto mehr wird auch die Sinnlichkeit durch ihr produktives Werkzeug, die Stimme, diese Laute wieder zu erzeugen, überhaupt die wüste Summe alles Schallbaren in diese reinlich getrennten Elemente zu gliedern, zu artikulieren streben.

Es würde schwieriger sein, dasselbe von den Konsonanten nachzuweisen; aber ein Blick auf ihre Verwendung in den Sprachen zeigt doch, mit wie feinem Gefühl ihre Verwandtschaft untereinander empfunden wird, und ich meine, daß man selbst dann diese Verwandtschaft unmittelbar ihrem Klange abhören würde, wenn man auch über die Analogie ihrer Entstehungsweisen nicht im Klaren wäre. Gaumenbuchstaben werden ohne alle Theorie von jedem als eine zusammengehörige Gruppe ineinander übergehen-

der Laute von andern Gruppen unterschieden. Ich glaube nun nicht, daß es eine Sprachbildung zum Ausdruck von Gedanken geben könnte, wenn dies alles nicht so wäre; wenn nicht das ganze Lautmaterial als ein objektiv gegliedertes Reich von Tönen vor uns stände, jedes einzelne Glied von den andern scharf geschieden, und gleichwohl durch natürliche Verwandtschaften auf viele bezogen, rein und spröde jedes an sich, und doch fähig, eine Menge annähernder Modifikationen um sich zu gruppieren. Es ist aus diesem Gesichtspunkt begreiflich, daß die menschliche Sprache eine ziemliche Anzahl von Lauten, die wir allerdings erzeugen können, die aber zu unklar in ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu andern sind, gar nicht als benutzbare Materialien aufgenommen hat; es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß in der Tat die ursprünglichste Sprachbildung sich mit den drei Vokalen a, i, u, als den schärfst unterschiedenen und allein vollkommen reinen, begnügt hat, während sie erst später e und o anerkannte, die ohne absichtliche Aufmerksamkeit nie rein ausgehalten werden, sondern in i und u verklingen. Ich meine damit nicht, daß nur jene drei von Anfang wirklich gesprochen worden sind; vielmehr mag schon früh das seltsame Phänomen des Sprachbewußtseins sich gezeigt haben, daß die Laute und Worte eigentlich anders heißen, als sie gesprochen werden; ein wunderlicher Streit zwischen der Vorstellung von dem Klange, wie er von Rechts wegen sein müßte, und zwischen der Bequemlichkeit seiner Produktion. Naturgemäß scheint es mir indessen, daß in den ersten Übungen diese arbeitende Phantasie ihre gesetzgebende oder gesetzanerkennende Willkür am liebsten durch die herbsten und schärfsten Kontrastierungen kundgibt; eine so verwaschene und mit Vorliebe innerhalb der kleinsten Unterschiede sich bewegende Lautierung, wie sie jetzt etwa der englischen Sprache eigentümlich ist, kann nur einer Zeit angehören, die bloß noch Breccien und Konglomerate früherer ursprünglicher Bildungen zusammensetzt.

Meine Absicht ging also zuerst darauf, zu zeigen, daß das Gehör des Menschen Lautunterschiede wahrnimmt, welche der

Sinnlichkeit des Tieres zwar wohl nicht verloren gehen, aber nicht in der Bedeutung ihrer gegenseitigen Beziehungen empfunden werden. Schon daraus würde ein Mangel an Antrieb, diese Laute hervorzubringen, erklärlich; aber ich fügte oben die Vermutung hinzu, daß noch außerdem eine Unvollkommenheit des Bewegungsmechanismus der Stimme die Schwierigkeit ihrer Erzeugung vermehre. Bei allen Bewegungen, die wir willkürlich ausführen, bleibt, wie wir früher (I, 317) gezeigt, der eigentliche Hergang ihrer Verwirklichung unserem Bewußtsein entzogen; nur das Bild der zu erzeugenden neuen Stellung und die Erinnerung an die eigentümliche Veränderung des Gemeingefühls, die wir während ihrer Erzeugung erfahren, sind die beiden im Bewußtsein auftretenden Anknüpfungspunkte, an welche sich dann die Ausführung der Bewegung selbst durch einen unbewußten und unwillkürlich ablaufenden Mechanismus knüpft. In dem Falle der Sprache ist das Gehörbild des zu erzeugenden Lautes an die Stelle des Gesichtsbildes der zu bewirkenden Bewegung getreten. Zum wirklichen Aussprechen des Lautes ist es nun unerläßlich, daß mit jenem Gehörbilde, welches wir uns nicht bloß als einen innern Zustand der Seele, sondern zugleich als eine von diesem ausgehende leise Anregung des Gehörnerven vorstellen, eine organische Einrichtung den Trieb zu einer bestimmten Muskelbewegung verbunden habe; zu jener gruppierten Bewegung nämlich, welche sämtliche bei der Erzeugung eines Lautes beteiligte Werkzeuge in die ihnen notwendigen gegenseitigen Stellungen rückt. Wo diese organische Vorkehrung fehlt, wird die Lautvorstellung zwar vorhanden sein können, aber ihre Ausprägung in Bewegungen der Stimmorgane wird nicht geschehen. Ich glaube nun, daß im allgemeinen eine solche Anordnung der Nerven bei allen stimmfähigen Tieren sich findet; aber nur dem Menschen mag eine so zarte Ausbildung dieses Organes zukommen, daß neben der Unterscheidbarkeit der mannigfaltigsten Tonvorstellungen, sowohl ihrer Höhe als ihrer Konsonanz und ihrem Laute nach, auch eine fein organisierte Folgsamkeit der Bewegungsnerven zur Wiederhervor-

bringung aller dieser Eigentümlichkeiten besteht. Das würde das sein, was man ein körperliches Sprachorgan nennen könnte; denn weiter freilich als dahin, der Seele und ihrer zum Ausdruck strebenden Regsamkeit dieses lenksame Mittel des Ausdruckes anzubieten, und durch den früher erwähnten physiologischen Trieb sie zur Benutzung desselben zu veranlassen, kann sich der Beitrag nicht erstrecken, welchen der Leib zur Bildung der Sprache liefert. Man scheint in der Tat so glücklich gewesen zu sein, dies Organ in einer der vordern Windungen der Großhirnhemisphäre zu entdecken, einer Stelle, deren Verletzung Aphasie, die Unfähigkeit also bewirkt, den Lautvorstellungen die beabsichtigten Sprechbewegungen folgen zu lassen.

Wenn man die Entwicklung des Sprechens bei dem Taubstummen mit der Anlehrung der Papageien vergleicht, sieht man ein und dasselbe Ergebnis von zwei verschiedenen Anfangspunkten aus erreicht. Dem ersten fehlt die Tonvorstellung, aber seine Stimmwerkzeuge sind denen des sprechenden Lehrers analog gebildet; seine menschliche Aufmerksamkeit kann daher unter sorgfältiger und mühsamer Anleitung dahin gebracht werden, sich nicht nur eine Vorstellung von der bestimmten Bewegung dieser Werkzeuge zu bilden, die einem gesehenen Buchstaben entspricht, sondern diese Bewegung auch auszuführen und den verlangten Ton zu erzeugen. Das Bewegungsgefühl, welches der Taube während des Aussprechens nun empfängt, bildet für seine Erinnerung in Zukunft den Ausgangspunkt, den sein Bewußtsein beim Wiedersehen des Buchstabens zuerst erzeugt, und an den sich dann mit mechanischer Leichtigkeit die erneuerte Ausführung der Bewegung selbst anschließt. Doch wird freilich aus der Modulation dieses Sprechens niemals ganz die Härte verschwinden, die von dem Mangel einer Wahrnehmung des erzeugten Ergebnisses herrührt. Der lernende Vogel dagegen hat die Tonvorstellung; seine Organe aber sind äußerlich denen des menschlichen Lehrmeisters so unähnlich, daß am wenigsten seine tierische Kombinationsgabe erraten wird, wie dieser den Ton erzeugt, und wie er selbst nun seine

abweichend gebauten Stimmwerkzeuge dirigieren müsse, um den gleichen Laut hervorzubringen. Offenbar kann dies hier nur gelingen, wenn in der Organisation des Vogels Gründe liegen, um deren willen die Tonvorstellung, sofern sie zugleich physische Erregung der Nervenmassen wird, unmittelbar wirksam auf die Stimmnerven übergeht, und für den Vogel das gleich ausführt, was er selbst gar nicht anzustellen wüßte. Für das menschliche Kind ist nur diese zweite Weise der Spracherlernung naturgemäß; es sieht uns nicht die Worte vom Munde ab, sondern lernt sie, indem ihre Tonvorstellung seine Stimmwerkzeuge leitet. Zweierlei ist dabei auffällig: das außerordentliche Interesse, mit dem das Kind sich diesem Spiel seiner Bewegungsorgane vorzugsweise hingibt, und dabei doch die Mühe, die es ihm kostet, sich vollständig zum Herrn derselben zu machen. Zu einer Zeit, wo die Bewegung der übrigen Glieder noch weit hinter der Fertigkeit zurücksteht, welche gleichalterige Tiere darin besitzen, erwacht mit dem Mienenspiel vorzüglich dies Bestreben, sich durch die wunderlichsten Kräuselungen der Lippen, Mundstellungen und Zungenbewegungen zu unterhalten, während im allgemeinen die Gelenkigkeit des Gaumens und der hintern Teile der Mundhöhle später hinzuzukommen pflegt. Man kann bei der Beobachtung dieser Erscheinungen sich auf eine völlig anschauliche Weise von dem Arbeiten eines physiologischen Naturtriebes überzeugen, der offenbar hier die innern Zustände des Gemeingefühls gerade zu dieser Form des Ausdruckes drängt. Die Schwierigkeit nun, die dennoch besteht, diese Bewegungen sich völlig dienstbar zu machen, entkräftet die Überzeugung von einer organischen Begründung derselben nicht. So wenig die Augen, die unzweifelhaft durch ihre ganze Struktur zur regelmäßigen Vereinigung der Lichtstrahlen bestimmt sind, unmittelbar nach der Geburt schon diesen Dienst verrichten, vielmehr kaum imstande sein mögen, einen unbestimmten Lichtschimmer wahrzunehmen: so ist wahrscheinlich auch das Feingefühl des Gehöres für die Unterschiede der Töne und Laute nicht von Anfang an in aller Vollkommenheit vorhanden, sondern bildet sich

nach und nach aus einer unbestimmten Empfänglichkeit für Geräusch heraus. In dem Maße, als seine Empfindlichkeit zunimmt, tritt dann auch die instinktive Wirksamkeit seiner Erregungen auf die Stimmwerkzeuge deutlicher hervor.

Ich schließe diese Bemerkungen über den Anteil des Leibes an der Bildung der Sprache mit einem kurzen Blick auf ein Gebiet ab, welches in seinen Einzelheiten hier zu durchforschen mir der allgemeinere Zweck dieser Betrachtungen nicht gestattet. Daß überhaupt der körperlichen Organisation ein Anteil an der Begründung der Sprache zufällt, werden die nicht unnatürlich finden, die sich erinnern, daß es sich hier nicht sowohl um eine Tat der geistigen Kraft an sich selbst, sondern um die Einführung dieser Tat in physische Erscheinung handelt. In dieser ist der Geist nicht heimisch, und seiner Würde geschieht kein Abbruch, wenn ihm die Wahl seines Ausdrucksmittels, des Klanges, und die Möglichkeit der Benutzung dieses Mittels überhaupt durch die von ihm unabhängigen Triebe seines Körpers an die Hand gegeben wird. In der weiteren Ausbildung der Sprache klingt nun dieser physiologische Einfluß noch in einigen Erscheinungen nach. Nicht bloß die Wahl der Laute überhaupt, welche die Sprache eines bestimmten Volkes benutzt, mag von seinen Eigentümlichkeiten im Bau seiner Sprachwerkzeuge herrühren, die zum Teil von klimatischen Verhältnissen nicht unabhängig sein mögen — wie wir denn eine sehr weit verbreitete Vorliebe der Gebirgsvölker für die rauhen Gaumenlaute, und eine Neigung zu dentalen Konsonanten bei Inselbewohnern finden —, sondern auch die Umlautungen der Vokale und Konsonanten in der Flexion und Zusammensetzung der Worte erregen die Vermutung eines sie wenigstens zum Teil mit bedingenden organischen Grundes. Aber es wird sehr schwer sein, die bestimmtere Natur desselben anzugeben. Schon die Frage ist zweifelhaft, ob der Antrieb zu diesen Lautverschiebungen ein akustischer oder ein phonetischer ist, ich meine, ob sie ausgeführt werden, um dem Ohre ein an sich wohlklingendes und namentlich mit der Akzentuation zusammen-

ſtimmendes Gleichgewicht der Verteilung und Aufeinanderfolge ſchwererer und leichterer Laute darzubieten, ſo daß das fertige Wort vor dem Gehör als eine in ſich richtig gezeichnete und gegliederte Geſtalt ſchwebt; oder ob vielmehr die Bequemlichkeit der Stimmwerkzeuge, die nicht gleich zwanglos aus jeder Lage in die andere gleiten und nicht jede Bewegung öfter hintereinander wiederholen können, dazu anleitet, vor allem das Lautgebilde mundrecht zu machen. In der vulgären Ausſprache richtig gekannter Worte wirkt dieſer letzte Grund; wenn dagegen die meiſten Sprachen die entlehnten Worte einer andern, beſonders die Eigennamen zu ihrem eigenen Gebrauch umformen, ſo liegt darin nicht immer die phonetiſche Bequemlichkeit, ſondern häufig auch das Bedürfnis, den fremdartigen Lautbau des Entlehnten in den heimiſchen Stil, als die normale und allein richtige Tonart, umzubilden. Selbſt ein dritter Grund, grammatiſcher Art, mag oft hinzutreten. Eine Lautfolge z. B., die in einem zuſammengeſetzten Worte nicht vertragen, ſondern durch Umlaut eines Stammvokales vermieden wird, kommt dicht daneben in der Flexion eines einfachen Wortes vor und erweckt hier nicht das mindeſte Streben nach Änderung. Weder das Gehörbild derſelben mißfällt alſo an ſich, noch iſt ihre Ausſprache ſchwierig, aber ſie mißfällt im Vergleich mit dem ſyntaktiſchen Werte des einen Wortes und gefällt an dem andern.

Dieſe letzte Bemerkung führt uns nun erſt zum eigentlichen Anfange der menſchlichen Sprache. Denn aus allem Früheren würde nichts weiter abzuleiten ſein, als der Trieb zu einem muſikaliſchen Spiel der Stimme, das auf die Benutzung der Tonhöhe verzichtete, und dafür die Verſchiedenheiten der Laute in Anwendung brächte. Die Sprache entſteht erſt mit der Bedeutung, die an dieſe Laute geknüpft wird, und mit der eigentümlichen Form der denkenden Auffaſſung, in welche dieſe Bedeutung gebracht wird; einer Form, die entweder gleichfalls durch Laute ausgedrückt oder

unausgedrückt bleibend, das inhaltvolle Klanggebilde zu dem syntaktisch verbindbaren Worte macht.

Bedenken wir von diesen verschiedenen Elementen zunächst die inhaltliche Bedeutung, so wissen wir, daß sie gegenwärtig nur durch Überlieferung fortgepflanzt wird, und daß unsere sinnliche Phantasie durchaus unfähig ist, aus dem Klange der in der gebildeten Sprache vorhandenen Worte eine Bedeutung herauszufühlen, die demselben mit innerer Notwendigkeit entsprechen müßte. Man glaubt, daß dies anders gewesen sei bei der ersten Entstehung der Sprache; damals habe wenigstens von den einfachen Sinneswahrnehmungen, die man zuerst mitzuteilen strebte, jede einen eigentümlich ihr zukommenden Laut gefordert und es sei möglich, in den Wurzelworten der Sprache die Bedeutung wiederzuerkennen, die jedem Vokal und jedem Konsonanten und jeder einfachen Gruppierung derselben durch die noch unbefangene und naturfrische Phantasie des Menschen beigelegt worden sei. Vielleicht ist es eben die Schuld unserer gegenwärtigen Befangenheit, daß wir dies nicht mehr nachempfinden können, und daß uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, die meisten Wurzeln ganz zufällig zu ihrer Bedeutung gekommen zu sein scheinen; jedenfalls ist nichts unsicherer als der Versuch, noch jetzt die innere Notwendigkeit dieser Verknüpfung nachweisen zu wollen. Ein Doppeltes müßte man übrigens dabei berücksichtigen. Der physiologische Antrieb, den wir kennen lernten, würde an sich nur zu dem Ausdruck der besondern Form und Größe der Gemütsbewegung drängen, die ein äußerer Eindruck in uns veranlaßt hätte, aber er würde die Natur der Ursache unbeachtet lassen, von der dieser Eindruck kam. Nach der verschiedenen, teils individuellen und beständigen, teils im Augenblick vorhandenen Empfänglichkeit des Gemütes würde die Erregung durch denselben Reiz sehr verschieden ausfallen und hier dieser, dort jener Laut mit gleicher physiologischer Notwendigkeit sich als Name an dieselbe Sache knüpfen. Ziemlich gleichartige Bezeichnungen dürften wir nur für solche Gegenstände oder Ereignisse erwarten, deren Einwirkung heftig genug ist, um bei

jeder Gemütslage gleiche Erregungen zu erzwingen. Allein wir geben zu, daß noch ein anderer Antrieb der Phantasie vorhanden ist, darauf gerichtet, von der Art des eigenen Leidens absehend, die objektive Eigentümlichkeit des eindruckmachenden Reizes nachahmend abzubilden. Müssen wir doch überhaupt auf diesen Hang zum großen Teil die Entwicklung der Sprache zurückführen, die gewiß schon in ihren ersten Anfängen nicht nur eine Sammlung leidenschaftlicher Ausrufe war, sondern mit echt menschlicher Anteilnahme auch die ruhigen Zustände des Gemütes und die gleichmütigen Ergebnisse des Vorstellungslaufes mitzuteilen strebte. Der Erfolg dieses nachahmenden Triebes würde jedoch nur dann gleichförmig und allgemeingültig sein, wenn unsere Sinnlichkeit in den einzelnen Lauten, mit denen sie malen soll, eine entschiedene Ähnlichkeit mit wahrnehmbaren Eigenschaften der Dinge und mit den Formen der Ereignisse fände. Eine ganz zweifellose unmittelbar verständliche Symbolik würde dann jeden anweisen, mit einer bestimmten Vorstellung nur einen bestimmten Laut, mit dem Laut nur diese Vorstellung zu verknüpfen. Aber dies ist offenbar nicht der Fall, und kann schon um deswillen nicht der Fall sein, weil die meisten Wahrnehmungsgegenstände uns eine Menge von Merkmalen darbieten, und doch keine Regel es bestimmt, in welcher Reihenfolge unsere Aufmerksamkeit dieselben verbinden, oder welche einzelnen sie hervorheben und zum Grunde der Namengebung wählen soll. Eine unmittelbare Verständlichkeit besitzen daher am Ende nur diejenigen Worte, die einen wirklichen Naturlaut nachahmen; ein wenig ausgedehnter und verhältnismäßig unwichtiger Teil des Sprachschatzes.

Lassen wir daher den ersten Ursprung der einfachsten Worte dahingestellt; unsere Forschung würde noch ein reiches Feld vor sich sehen, wenn sie sich auf den Nachweis beschränkte, auf welchen Wegen die Phantasie der Völker aus den wenigen Bezeichnungen des sinnlich Wahrnehmbaren, die ohne Zweifel den anfänglichsten Bestand ihres Wortvorrates bildeten, allmählich Ausdrücke für die unendliche Mannigfaltigkeit alles übersinnlichen Inhaltes und

seiner feinen vielverschlungenen Beziehungen gewann. Man wird finden, wenn man sich dieser Beschäftigung hingibt, daß in den Versuchen, neue Gegenstände oder neue Erzeugnisse des Nachdenkens durch sinnige Vergleichung mit bereits Bekanntem oder Benanntem ausdrückbar zu machen, nicht nur überhaupt eine äußerst lebendige Tätigkeit der beziehenden Einbildungskraft zutage tritt, sondern auch eine solche, die zur Charakteristik der geistigen Eigentümlichkeit einer Nation und ihrer Manier der Auffassung wesentlich ist. Jene Analogien, Gleichnisse und Bilder, die in unserer entwickelten Sprache nur noch die Poesie anwendet, um die wirkungslos gewordenen Ausdrücke des gemeinen Lebens durch Benennungen zu ersetzen, deren noch nicht verbrauchter Sinn uns den Wert des bezeichneten Inhaltes wieder frisch zu lebendigem Eindruck bringt: alle diese Mittel gehören der Jugend der Sprache natürlich an, und die blumenreiche Rede mancher durch Reflexion nicht verbildeten Völker stimmt in dieser Beziehung mit der allgemeinen Ausdrucksweise der frühesten Sprachperioden vielfach überein. Manches Wort, das jetzt kurz und mit abgeschliffenem Gepräge einen Gegenstand zwar bezeichnet, aber gar nichts über seine Natur auszusagen scheint, enthält in seiner ursprünglichen vollen Gestalt, welche die etymologische Forschung zuweilen nachzuweisen vermag, einen bedeutungsvollen Versuch zur Theorie, zur Erklärung des Bezeichneten. Gewiß läßt sich nun der sonderbare Mißbrauch nicht rechtfertigen, aus der Bedeutung des Namens über die Natur der Sachen entscheiden zu wollen und die Meinungen, welche die sprachbildende Phantasie der Urzeit in diesen Namen niedergelegt hat, für die Richtschnur zu halten, auf die unsere eigene Erkenntnis des Benannten zu achten hätte. Aber ein großes und auch der Sache selbst nicht fremdes Interesse hat es doch, zu beobachten, welcher einzelne charakteristische Zug eines Gegenstandes jene Phantasie am lebhaftesten durch seine Neuheit oder seinen Wert anzog und sie bewog, mit Rücksicht auf ihn den Namen des Beobachteten zu bestimmen. Wir würden häufig finden, wie feinfühlend

die vergleichende Wahrnehmung dieſer Zeiten geweſen iſt, von denen kein hiſtoriſcher Rückblick mehr ein anſchauliches Bild gewinnen kann; wie empfänglich ſchon ſie gar oft die allgemeinſten und nicht immer auf der Oberfläche der Erfahrung liegenden Ähnlichkeiten und Verwandtſchaften der Erſcheinungen aufgefaßt hat, und wie ſelbſt verſchiedene Sprachſtämme durch die ähnlichen Vergleichungen, welche ihre Benennungen derſelben Gegenſtände enthalten, nicht ſelten auch im einzelnen einen überraſchend ähnlichen Gang der allgemeinen menſchlichen Phantaſie verraten. Aber dieſe reizvollen Unterſuchungen, die nur durch die Fülle des Details überzeugen und belehren könnten, liegen außerhalb des engeren Weges, der uns hier vorgezeichnet iſt. Wir können die Sprache erſt auf der Stufe ihrer Ausbildung wieder ins Auge faſſen, auf welcher die urſprüngliche Bedeutung dieſer maleriſch zuſammengeſetzten Wortgeſtaltungen längſt vergeſſen iſt. Die meiſten der Silben, die anfangs durch Erinnerung an anſchauliche Erſcheinungen die Eigentümlichkeit eines Vorſtellungsinhaltes gleichnisweiſe ausdrückten, ſind in Flexionslaute, in Endungen und Anlaute übergegangen und dienen nun dazu, zwar ſcharf, aber in farblos abſtrakter Weiſe die formelle Faſſung zu bezeichnen, welche der Gedanke dem Inhalte des Hauptbeſtandteils der früheren Zuſammenſetzung zu geben wünſcht.

Indem wir uns nun zu dieſer Beziehung der Sprache zu dem Denken wenden, berühren wir damit Fragen, die an ſich weniger dunkel und kaum zweideutig, nur durch die nachwirkende Einſeitigkeit früherer Behandlungsweiſen zu manchen lebhaften Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben haben. Welche beſtimmtere Bedeutung wir auch dem Namen des Denkens beilegen mögen: jedenfalls iſt die Sprache nicht das Denken ſelbſt, ſondern ſein Ausdruck, und anderſeits nicht ſein Ausdruck allein, ſondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegnng des Gemütes, der Leidenſchaft ſowohl als des ruhigen Gefühles. Man kann nun

leicht vorausſehen, daß die Rede teils manches von dem verſchweigt, was der Gedanke zu ſeiner Vollſtändigkeit mitdenken muß; wie ſchon im gewöhnlichen Geſpräch mancherlei Verbindungsglieder dem Erraten des Zuhörers überlaſſen bleiben, ſo können ſehr wohl auch die typiſchen Satzformen einer Sprache ein unvollſtändiger, aber für alle Zwecke hinreichender Ausdruck der Gedankengliederung ſein. Man verlangt daher Unnötiges, wenn man fordert, daß die ſprachliche Organiſation der Rede vollkommen dem logiſchen Organismus des Gedankens entſpreche. Andernteils hat das Sprechen nicht nur den Zweck einer knappen Mitteilung des Gedachten; um das Gemüt des andern zu bewegen, um zu überreden, um durch maleriſche Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer ſie wieder zu erzeugen, um ſeine eigene Überzeugung oder Ungewißheit anzudeuten, die zweifelnde Frage von der Behauptung zu unterſcheiden, die unmittelbare Aufforderung von dem beſcheideneren Wunſche, das entrüſtete Abwehren einer Vorſtellung von ihrer bloßen Verneinung: aus allen dieſen Abſichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbeſtand ſeines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logiſchen Umriß ſeines Satzes kein weſentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern desſelben ein eigentümliches nur pſychologiſch bedeutſames Kolorit geben. Allerdings würde ſich die Summe dieſer Nebenbeſtimmungen, wenn man ſich die Mühe geben wollte, ebenfalls in einzelne Sätze von logiſch knapper Form auflöſen und in dieſer Geſtalt dem Hauptinhalte zufügen laſſen; aber die Sprache hat gewiß nicht die natürliche Aufgabe, das auf eine wirkungsloſe und weitſchweifige Art zu ſagen, was ſie kurz und eindringlich ſagen kann. Anderſeits laſſen ſich ebenſo leicht jene andern Nebenbeſtimmungen hinzufügen, die zur Vollſtändigkeit des Gedankens gehören, und von ihr verſchwiegen werden; und dieſe Bemühung iſt verdienſtlicher. Denn ſehr oft hat ſich die Logik, obgleich ſie überall nur zu fragen hatte, was bei irgend einem Satze gedacht wird, einerlei, wie viel davon zum Ausdruck kommt, durch die

Unvollständigkeit dieses Ausdruckes zu unnötigen und weitläuftigen Bedenklichkeiten verleiten lassen.

Aber eins müssen wir doch festhalten: so sehr auch die Sprache die feinsten Regungen des Gemütes mit in sich aufzunehmen bestimmt ist, so gehören zu ihrem Gebiete doch nur diejenigen Kundgebungen des Gemütes, die sich irgendwie zu ihrem Ausdrucke der Formen des Denkens bedienen. So wenig die Modulation der Stimme und die begleitende Gebärde, so wenig gehört der bloße Laut des Ausrufes, auch wenn seine Bedeutung unzweifelhaft ist, bereits zur Sprache; zu der Artikulation des Schalles und zu der Bedeutung muß noch eine eigentümliche Form der denkenden Auffassung hinzukommen, die den Laut erst zum Worte macht und ihm seinen syntaktischen Wert gibt. Um diese Verhältnisse zu überblicken, müssen wir auf die eigentümliche Natur des Denkens und auf die sehr nahe Beziehung desselben zur Sprache eingehen, die uns veranlaßte, diese beiden charakteristischen Elemente der menschlichen Bildung in einer gemeinsamen Betrachtung zu vereinigen.

Ich habe früher (I, 261 ff.) einen Unterschied zu erläutern versucht, welchen wir zwischen dem Denken, das allein diesen auszeichnenden Namen verdient, und zwischen jenem Verlaufe der Vorstellungen festhalten müssen, der durch die allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus in allen beseelten Geschöpfen auf gleiche Weise, obgleich mit sehr verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit, hervorgebracht wird. In dem letzteren verhält sich unser Bewußtsein vorzugsweise empfangend und leidend; es empfängt die mannigfachen Eindrücke, mit denen die Umgebung uns bestürmt, so zusammenhängend oder unzusammenhängend, so geordnet oder ordnungslos, wie der Zufall des Weltlaufes sie bringt; es leidet ferner, daß die Erinnerung nach den allgemeinen Regeln der Verknüpfung und Wiederbringung der Vorstellungen ihm die einzelnen Eindrücke in derselben bald sinnreichen, bald sinnlosen Zusammenstellung erneuert, in welcher die erste Wahrnehmung sie einst zueinander gesellt hatte. Es mochte geschehen,

daß eine lange Fortsetzung dieses Vorstellungslaufes allmählich von selbst diese Zufälligkeit der Verknüpfung beseitigte; denn der Lauf der Dinge läßt wohl zuweilen untereinander zusammenhangloſe Einzelheiten zugleich auftreten, aber er verbindet sie nicht immer. Wenn wir daher eine längere Strecke unserer Erfahrung überblicken, so sehen wir die zahlreicheren Verknüpfungen dessen, was zusammengehört, das Übergewicht über die seltener sich wiederholenden Kombinationen der Erscheinungen gewinnen, die nur der Zufall zusammenführte. Allmählich entstehen so von den einzelnen Gegenständen feste Bilder und scheiden sich als beisammenbleibende Gruppen von Merkmalen von der Veränderlichkeit der übrigen Wahrnehmungen; es entstehen von der Verkettung der Ereignisse sichere Erinnerungen und leiten die instinktive Erwartung an, von vorhandenen Umständen diejenigen Folgen vorauszusehen, die in der Tat mit natürlicher Konsequenz aus ihnen hervorgehen. Aber wie zureichend auch auf diese Weise der so verbesserte Vorstellungslauf die Seele eines Tieres befähigen mag, sich im Kreise seiner Erfahrungen zurechtzufinden und für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen, so fehlt in ihm doch gänzlich eine geistige Arbeit, die wir in dem menschlichen Denken hervortreten sahen. Nicht nur empfänglich und leidend nehmen wir anfänglich die teils richtigen, teils unrichtigen Verknüpfungen der Eindrücke, wie sie die Wahrnehmung bietet, später die verbesserte Auswahl derselben auf, welche die sich selbst korrigierende Bewegung des psychischen Mechanismus bestehen ließ. Sondern selbsttätig eingreifend vernichtet unser Denken die zufälligen Assoziationen der Vorstellungen und läßt die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt. Auch das Bewußtsein des Tieres hat in dem Inhalt seines Vorstellens recht, wenn es mit dem Bilde der Last, die man ihm auflegen will, das Vorgefühl des schmerzhaften Druckes verknüpft; das menschliche Urteil, die Last drücke, fügt nichts zu diesem Inhalt hinzu,

aber indem es die Laſt zu dem Subjekt macht, aus dem der Druck hervorgehe, rechtfertigt es die Verbindung beider Vorſtellungen aus der Natur ihres Inhaltes, aus dem Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, und erklärt die bloß tatſächliche Verknüpfung beider in unſerem Bewußtſein durch ein objektiv geltendes Geſetz, das ihnen zuſammenzuſein befiehlt. Es iſt unnötig, Beiſpiele dieſer Art zu häufen; ſorgt der Mechanismus des Vorſtellens nicht nur für die Herbeiſchaffung des Inhaltes unſerer Gedanken, ſondern auch bis zu gewiſſem Grade für die Sichtung des Zuſammengehörigen von dem zufällig Verknüpften, ſo übt doch das Denken allein an dieſem Inhalt jene beſtändige Kritik, durch welche die Vorausſetzungen, die wir über den notwendigen Zuſammenhang aller Dinge und Ereigniſſe hegen, in die Wahrnehmung derſelben hineingearbeitet und das bloß anſchauliche Gemälde, welches Sinnlichkeit und pſychiſcher Mechanismus entwerfen, durch die Erkenntnis der innerlichen Bande belebt wird, die ſeine einzelnen Punkte zuſammenhalten.

Dieſe eigentümliche Tätigkeit des Denkens findet nun in der Organiſation der Sprache ihre Erſcheinung und wird umgekehrt auch in ihren Unternehmungen durch dieſe unterſtützt. Faſſen wir zunächſt den erſten Teil dieſes Verhältniſſes ins Auge, ſo iſt es nicht nötig, daß jede einzelne Operation des Denkens ihren beſondern Ausdruck beſitze; wohl aber muß die Sprache die einfachen Gedankenelemente, durch deren Verwendung und Verbindung alle feineren und höheren Aufgaben des Denkens erfüllt werden, in ſolchen Formen voneinander ſondern, welche dieſe Verwendung und Benutzung möglich machen. Die gewöhnliche Behandlung der Logik beginnt, wie mir ſcheint, nicht ſchicklich damit, ſogleich die einfachſte Verbindungsform aufſuchen zu wollen, in welcher das Denken mannigfache Elemente des Vorſtellens vereinigt. Es gibt eine noch einfachere und früherkommende Aufgabe, deren Löſung ihm unerläßlich iſt: es hat ſchon jedem einfachen Element, um es überhaupt verbindbar mit andern zu machen, eine beſtimmte Form zu geben, durch welche es zuerſt

aus einem bloßen Eindruck, dem Rohprodukt der pſychiſchen Erregung, in ein organiſch verwendbares Gedankenatom umgeſtaltet wird. Die Verbindungen, welche das Denken zwiſchen dem mannigfaltigen Inhalt anzuſtiften ſtrebt, unterſcheiden ſich eben durch das Hervorheben der innern architektoniſchen Gliederung, von jenem bloßen Beieinanderſein, zu deſſen Bewirkung der pſychiſche Mechanismus hinreicht. Ein Haufen von Steinen, wenn es gleichgültig iſt, wie ſie liegen, iſt immer herſtellbar, welches auch die Geſtalt der Steine ſein mag, ein Bauwerk, in welchem ſtrebende Kräfte nach beſtimmten Richtungen tragend und ſtützend vortreten ſollen, wird man nicht aus lauter kugelförmigen Beſtandteilen zuſammenſetzen können, ſondern vor jedem beſtimmten Plane und Aufriſſe müſſen die Bauſteine in ſolche Formen behauen werden, daß ſie ſich wechſelſeitig ſichern und ineinandergreifende Flächen der Anhaftung und Auflagerung gewähren. Auf gleiche Weiſe kann das Denken nicht unmittelbar die Empfindungen, die Gefühle, die Stimmungen, die ihm vorſchwebenden einfachen oder zuſammengeſetzten Bilder als Material ſeiner Gebäude benutzen; es muß jedes dieſer Elemente, die zunächſt nur Zuſtände unſers Erregtſeins ſind, in eine Form faſſen, die ihm in der ſpätern Verknüpfung die Art ſeiner Verwendung und die beſtimmte Weiſe ſeiner Verknüpfung mit andern zuteilt. Die Sprache läßt dieſe erſte Arbeit des Denkens in dem Unterſchiede ihrer Redeteile hervortreten. Indem ſie einen Inhalt ſubſtantiviſch faßt, erkennt ſie ihn als ein Selbſtändiges, auf ſich Beruhendes an, das fähig iſt, zum Ausgangspunkt eines andern, zum Zielpunkt eines dritten Inhaltes zu dienen; abgeſchloſſen in ſich ſelbſt und ein ſich genügendes Ganze iſt das Subſtantiv die naturgemäße Form, in welcher die urſprüngliche Sprachbildung den Begriff des Dinges nachahmt, und welche ſie daher anfänglich auch nur zur Bezeichnung deſſen verwendet, was wirklich als ſelbſtändiger Gegenſtand ſich dem Blicke der ſinnlichen Wahrnehmung darbietet. Prägt ſie andern Inhalt in adjektiviſcher Faſſung aus, ſo bezeichnet ſie ihn damit als das Unſelbſtändige, als das, was Daſein, beſtimmte

Größe, Form und Begrenzung nur von einem andern substantivischen Inhalt erwartet, an den beständig sich anzulehnen es gezwungen ist; und die sinnlichen Eigenschaften der Dinge, so wie sie an diesen ruhend erscheinen, sind das erste, was in dieser Form der Adjektivität festgehalten wird. Zu diesen Elementen fügt die Sprache das dritte unerläßliche, das Zeitwort, hinzu, um den flüssigen Übergang zu bezeichnen, mit welchem das Geschehen jene ruhigen Bilder untereinander verknüpft; auch diese Form zuerst für die Wiedergabe sinnlicher Veränderungen bestimmt, aber bald zur Bezeichnung auch jeder ruhenden Beziehung zwischen den Dingen verwendet, indem die innere Bewegung unsers vergleichenden Wissens, durch welche allein wir alle Beziehungen fassen, zur eigenen gegenseitigen Bewegung des Bezogenen umgedeutet wird.

Es reicht hin, diese drei Formen hervorgehoben zu haben, welche der Rede unentbehrlich sind; überlassen wir der Sprachwissenschaft nicht nur die Frage, welche von ihnen sie vielleicht als ursprünglicher und den andern vorangehend fassen zu müssen glaubt, sondern auch die Entstehungsgeschichte anderer Formen, welche, wie Präpositionen und Konjunktionen, durch Einführung verwickelterer Verhältnisbegriffe die menschliche Rede zum vollkommen biegsamen Ausdrucksmittel der Gedanken entwickeln. Begnügen wir uns mit der klaren Einsicht, daß jene drei Formen das geringste Maß von Organisation und Einteilung der Vorstellungsinhalte bieten, mit dem das Denken den Beginn seiner Operationen versuchen kann. Ohne sie würde unser Vorstellungslauf nur eine stille, unser Sprechen nur eine hörbare Musik sein; Vorstellungen und Töne könnten zwar noch immer aufeinander hindeuten und ihre Verwandtschaften und Gegensätze dem Gefühle bemerkbar verraten, aber alle jene auseinanderhaltende und scharfe Gliederung wäre verschwunden, die eine für die Erkenntnis angebbare Form des innern Zusammenhanges begründete. Wie inhaltvoll auch eine musikalische Melodie sein mag, ihre Natur ist doch eine ganz andere als die ihres Textes; kein Ton in ihr ist ein substantivisches Etwas, auf einen andern wartend, der sich

ihm als adjektivisches Merkmal anheftete; keiner ist vorzugsweise vor den übrigen der Ausdruck eines Geschehens, das ausginge von einem andern als seinem lebendigen Subjekt und einen dritten als sein leidendes Objekt ergriffe. Nie treten zwei Töne in eine jener mannigfaltigen artikulierten Beziehungen zueinander, welche die Sprache durch die Kasus ihrer Hauptwörter, durch die aktiven und passiven Flexionen ihrer Verba bezeichnet; der Genitiv, der zu dem Besitze den Besitzer, der Akkusativ, der zu dem Handelnden sein Erzeugnis fügt, sind unausdrückbar für alle Mittel der musikalischen Harmonie. Das ist es nun, was wir oben als die eigentümliche Auffassung bezeichneten, durch welche der bedeutungsvolle Laut erst wahrhaftig zum Worte der Sprache wird; denn in der Tat wird er es durch seine Bedeutung noch nicht, vielmehr bilden die Interjektionen, die am reinsten eine unmittelbare psychische Erregung ausdrücken, einen unorganisiert gebliebenen Rest von Sprachmaterial. Zum Worte wird der Laut erst durch jene logischen Nebengedanken, die sich in der Ausprägung der Redeteile verraten; denn durch sie erst bieten die verschiedenen Inhalte einander charakteristische Verbindungsflächen und Gelenke dar und werden im Sinne des Denkens syntaktisch verbindbar.

Ich besorge gegen diese Auffassung nicht den Einwurf, daß manche Sprache den Unterschied der Redeteile nicht durch besondere, jedem einzelnen entsprechende Lautbildungen hervorhebt. Es kommt nicht durchaus darauf an, daß die Form unsers Gedankens in der Gestalt des Lautes widerscheint, sondern nur darauf, daß sie als eine innerliche Tat des Denkens diesen begleitet. Mag eine Sprache immerhin durch kein äußeres Kennzeichen ihre Substantiva bezeichnen, so wird ihr an sich syntaktisch formloses Wort dennoch durch die Seele des Sprechenden, der es mit jenem Nebengedanken der Selbständigkeit ausspricht, zum Substantivum gemacht. Nicht so ist ja überhaupt das Denken von der Sprache abhängig, als müßten notwendig Zusammenstellungen von Klängen das Mittel sein, in welchem es seine formelle Auffassung des Vorstellungsinhaltes ausprägt. Hätte die Natur anstatt der Rede dem

menſchlichen Geiſte eine andere Weiſe des Ausdruckes gleich dringend angeboten, ſo würde er dieſelben Unterſchiede, die uns in der einmal ausgebildeten Sprache in Geſtalt der Redeteile begegnen, in weſentlich gleichbedeutenden Formen auch in dieſem andern Stoffe auszudrücken verſucht haben; hätte ihm endlich gar keine Möglichkeit des Ausdruckes zu Gebote geſtanden, ſo würde er nichtsdeſtoweniger fortgefahren haben, innerlich jene Unterſcheidungen zu machen, obgleich in dieſem Falle mannigfach gehemmt durch den Wegfall der Unterſtützung, welche das Denken von ſeinem äußern Ausdruck zurückempfängt. Die grammatiſche Form der Sprache kann daher allerdings hinter der logiſchen Gliederung zurückbleiben; aber wo ſie es tut, bleibt ſie in der Tat zurück, und jede von anfänglicher Roheit wie von trümmerhafter Verwitterung gleichweit entfernte Sprache wird immer dafür ſorgen, die logiſchen Unterſchiede ihres Wortvorrates auch in ihrer äußern hörbaren Lautgeſtalt anzudeuten. In weit größerem Maße geht dagegen die ſprachbildende Phantaſie über die Bedürfniſſe des Denkens hinaus und bringt eine große Menge grammatiſcher Formen und ſyntaktiſcher Regeln hervor, welche die ſteigende Entwicklung der Reflexion allmählich als entbehrlich fallen läßt. So haben Hauptwort und Zeitwort der älteren Sprachen nach und nach den Reichtum ihrer Flexionen eingebüßt, und der Gedanke hat gelernt, durch atomiſtiſche Zuſammenſetzung mehrerer Hilfsworte die feinen Nüancen des Ausdruckes zu erſetzen, welche ſie anboten; noch beſteht dagegen, in verſchiedenen Sprachen in verſchiedener Ausdehnung, die Geſchlechtsverſchiedenheit der Subſtantive und Adjektive, und die Pflicht der letzten, ſich nach den erſten zu richten; ein Luxus der Sprache, der zwar ſinnreich iſt, aber doch nur einen entbehrlichen, äſthetiſchen Zuſatz zu der logiſch notwendigen Gliederung der Gedanken bildet.

Entbehrlich freilich nur, ſobald wir die Sprache ausſchließlich für einen Abdruck der allgemeinſten Denkmittel halten wollen, durch deren willkürliche Anwendung die Erkenntnis der Dinge erſt vollzogen werden ſoll. Aber unſtreitig wollte ſie von Anfang

an mehr sein; einen großen Teil der Arbeit, die so geleistet werden mußte, bot sie schon fertig dem Bewußtsein an. Jeder Gegenstand der äußern Wahrnehmung, jedes Ereignis, jede räumliche Figur, die unsere Einbildungskraft entwirft, jedes Verhältnis zwischen mehrerem erlaubt unserer nachdenkenden Aufmerksamkeit, ihm von verschiedenen Seiten her beizukommen. Von fast jedem Inhalte läßt sich daher mehr als ein Begriff bilden, je nachdem unsere Nachkonstruktion von diesem oder jenem Bestandteil oder Beziehungspunkte beginnt, und in dieser oder einer andern Reihenfolge die übrigen hinzufügt. Die Namen der Gegenstände sind in einer langbestandenen Sprache von der Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung hinlänglich befreit, die Konstruktionsweisen zur Bezeichnung der Verhältnisse hinlänglich locker geworden, um in diesem Geschäfte der individuellen Willkür der Einbildungskraft freieren Spielraum zu lassen; frühere Geschlechter mußten sich mehr hierin gebunden fühlen. Die noch lebhaft gefühlte Herkunft ihrer Worte und die zeremonieller geregelte Verknüpfungsweise derselben umgaben sie wie mit einer Atmosphäre allgemeinen, nationalen Denkens, in welchem über die Auffassungsweise von tausend Gegenständen und Verhältnissen von Gegenständen mustergültig schon entschieden und in dessen Geiste fortzudenken die natürliche Obliegenheit des einzelnen war. Dies ist das etwas zweideutige Geschenk einer schon gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt; überlegen wir jedoch den unermeßlichen Vorteil, den jeder einzelne von dieser unendlich reichen, ihm fertig dargebotenen Gedankenwelt empfängt, die er durch seine eigenen Kräfte sich auszubilden vollkommen unfähig sein würde, so verschwindet der geringe Nachteil, den sie ihm zugleich durch Gewöhnung an gewisse einseitige Manieren der Auffassung antut. Jedes Bestreben jedenfalls, mit unbefangener individueller Freiheit seine eigenen Gedanken zu ordnen, kann überhaupt nur auftauchen, wenn es an diesem nationalen Schatze überlieferter Sprachweisheit seinen Ausgangspunkt hat und aus ihm die Kräfte seines Fortschrittes zieht. Im Verlaufe der Zeiten ändert sich

ohnehin dies Verhältnis der Sprache zum Denken. Je mehr sich der Mensch von einfachen Lebensbedingungen, in denen die poetische und gemütliche Seite geselliger Beziehungen im Guten und Schlechten überwog, zu der Teilung der Arbeit wendet, vielfach reflektierend und untersuchend auf die Natur der Dinge eingeht, mehr von Geschäften zu sprechen beginnt, als von Gefühlen, je mehr sich mit einem Worte die technische Prosa des Lebens entwickelt, um so mehr streift die Sprache jene lebendigen Vorurteile über die Dinge ab, die sie ursprünglich enthielt. Ihre Worte werden mit Verwischung ihrer Etymologie zu bloßen Bezeichnungen durch Laute; die Lust am Klange und den harmonischen Abwechslungen desselben erlischt; alte geheiligte Konstruktionsweisen gehen vor dem praktischen Bedürfnis eines knappen und strengen Ausdruckes für neue Beziehungen zugrunde. So sehen wir zuletzt einzelne Gebiete, wie das der Mathematik, fast zur Wortlosigkeit fortschreiten und durch eine bloße Reihenfolge von Lautzeichen, deren schriftlich sichtbare Verknüpfung sich oft nur durch Pausen und Akzente in der Rede wiedergeben läßt, die Weitläuftigkeit des Sprechens vermeiden; so überhaupt geht in dem Fortschritt männlicher Entwicklung manche äußere Schönheit der Form zugrunde, und nicht die Nationen pflegen auf dieser Bahn voranzuschreiten, die fortfahren, mit umständlichem Aufgebot sonoren Wohllautes in langer Rede nur wenig Stoff auszudrücken.

Die Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Völker wird auch diese Verhältnisse, die hier anzudeuten genügt, ausführlicher zu berücksichtigen Veranlassung haben. Eine allgemeinere Betrachtung dagegen, der wir uns hier zu widmen haben, schließt sich an diese Bemerkung über die Rückwirkung der Sprache auf die Entwicklung der Ideen an. Wie man das Sprechen ein lautes Denken genannt hat, so hat auch der entgegengesetzte Satz nicht gefehlt, Denken sei inneres Sprechen. Keine der hierhergehörigen Fragen ist weniger übereinstimmend beantwortet worden,

als eben dieſe. Die eine Meinung ſieht durchaus in der Sprachfähigkeit den entſcheidenden Vorzug der menſchlichen Natur, der ſie allein zur Entwicklung eines wahrhaften Denkens aus dem bloß mechaniſchen Vorſtellungslauf inſtand ſetze; die andere, obgleich ſie die Vorteile des Sprechens zugeſteht, hält nicht nur das Denken für unabhängig von ihm, ſondern ſcheint zuweilen zweifelhaft, ob nicht die Nachteile noch mehr zu bedauern ſind, welche die Gewohnheit, den Sinn aller Gedanken innerlich an Worte zu knüpfen, mit ſich führt.

Man macht in dieſer Beziehung darauf aufmerkſam, ein wie ſonderbarer Aberglaube ſich unvermerkt in uns entwickelt: wie oft glauben wir nicht, einen Gegenſtand, deſſen Eigenſchaften wir von allen Seiten geprüft, und von dem wir uns ein vollſtändiges Bild entworfen haben, doch noch nicht vollſtändig zu kennen, ehe wir ſeinen ſprachlichen Namen wiſſen. Der Klang des Namens ſcheint plötzlich dieſe Dunkelheit zu zerſtreuen, obgleich er dem Inhalte nichts hinzufügt und auch keineswegs immer durch Andeutung eines beſtimmten Platzes aufklärt, welchen der Gegenſtand in einer Reihe, oder in dem Umfang irgend eines höheren Begriffes einzunehmen habe. Es iſt die Wonne der botaniſierenden Jugend, die lateiniſchen Namen der Blumen am Wege zu erfahren, und ſie geht getröſtet weiter, aber nur, um ſich ſogleich über einen Berg zu ärgern, der wunderbarerweiſe keinen Namen hat, und alſo eigentlich gar nicht recht da iſt. Was vermißt ſie nun in dem einen Falle und was gewann ſie im andern? Ich kann dieſe Wunderlichkeit nicht für ſo unbedeutend halten, als ſie ſcheint; ich ſehe vielmehr in ihr ein Gegenbild oder eine Fortſetzung der echt menſchlichen Auffaſſungsweiſe, die ich in der Betrachtung der Sinnlichkeit hervorhob. Wir begnügen uns einmal nicht damit, daß ein Gegenſtand nur Objekt unſerer Wahrnehmung ſei; er exiſtiert nur mit Recht, wenn er Teil eines gegliederten Syſtems der Dinge iſt, das ganz unabhängig von unſerem Gewahrwerden etwas für ſich bedeutet. Sind wir nun nicht imſtande, die Stelle wirklich zu beſtimmen, die ein Er-

zeugnis der Natur in dem Ganzen derſelben einnimmt, ſo beruhigt uns allerdings der Name; er iſt doch wenigſtens ein Zeugnis dafür, daß die Aufmerkſamkeit vieler andern bereits auf dem Gegenſtande geruht hat, den jetzt auch unſere Blicke treffen; er verſichert uns, daß die allgemeine Intelligenz wenigſtens ſchon dabei geweſen iſt, auch dieſem Gegenſtande ſeinen ganz beſtimmten Ort in dem Zuſammenhang eines größern Ganzen anzuweiſen. Eben deshalb iſt ein Name, den wir willkürlich geben, kein Name; es reicht nicht aus, daß ein Ding von uns irgendwie genannt werde, es muß auch wirklich ſo heißen; der Name muß ein Zeugnis ſeines Aufgenommenſeins in die Welt des allgemein Erkannten und Anerkannten ſein und ſo der individuellen Willkür als eine eigene feſte Beſtimmung des Dinges unverletzlich gegenüberſtehen. Wie wenig beachten das diejenigen, welche durch die kleinen Zufälligkeiten ihres ſubjektiven Gedankenganges, durch die Kapricen ihrer Phantaſie, die gern neue launenhafte Wege ſucht, ſich dazu verleiten laſſen, alte Gedanken in ungewohnte Worte zu verkleiden, die übliche Terminologie der Wiſſenſchaften umzuſtürzen und das ſeltſame Kunſtſtück auszuführen, alle Dinge anders zu nennen, wie ſie heißen. Nur dem erſten Entdecker eines Gegenſtandes oder dem erſten Erfinder einer wiſſenſchaftlich wirkſamen Abſtraktion kann die Stiftung des Namens freiſtehen, durch den er nun dem Gebiete des Wiſſens dieſen neueroberten Punkt hinzufügt.

Von größerem Gewichte iſt die andere Klage, daß im langen Gebrauche der Sprache ſich allmählich eine große Menge von Ausdrucksweiſen anhäuft, die vermöge der ſyntaktiſchen Gelenkigkeit der Rede ſich ſehr bequem miteinander verbinden laſſen, ohne daß der Gedanke dieſen Verbindungen nachkommen kann. Mit Worten läßt ſich viel bereiten, und ſo wie ja das offenbar Unſinnige ſich grammatiſch und ſyntaktiſch vollkommen richtig und elegant muß ausdrücken laſſen, ſchon damit man danach fragen und eine verneinende Antwort hervorlocken kann: ſo wird noch mehr das Halbwahre, Unklare und Schiefe durch die Leichtigkeit, eine grammatiſch geſetzliche Form anzunehmen, mit dem Anſchein

allseitiger Richtigkeit täuschen. Man kann am deutlichsten diese Vorgänge bei den Kombinationen der mathematischen Zeichensprache verfolgen. Manche spezielle Zusammenstellung aufeinanderwirkender Zeichen, die ursprünglich nur für einen beschränkten Fall zum Ausdruck einer hier begreiflichen Relation erfunden war, kann man dann einer Reihe von Veränderungen oder von Anwendungen unterwerfen, die augenblicklich keinen angebbaren Sinn mehr haben, häufig auch trotz allem Fortrechnen mit ihnen keinen erhalten, zuweilen aber doch zur Entdeckung neuer wahrhafter Relationen führen, deren Bedeutung man hinterher zu verstehen anfängt. Die Gelenkigkeit der Sprache führt zu so günstigen Ergebnissen wohl sehr selten, und meistens läßt sie wirklich nur Auffassungsformen in uns entstehen, die sich von der Wahrheit mehr und mehr entfernen. Von diesem sehr reichhaltigen Gebiet des Irrtums müssen wir uns mit einem einzigen Beispiel, das freilich an sich schon sehr weit reicht, begnügen. Die Form des Substantivs steht ursprünglich nur den Dingen, die des Adjektivs den Eigenschaften, die des Verbums den Ereignissen zu. Aber die Sprache hatte allerdings das Bedürfnis, nicht immer in ihren Urteilen von dem Dinge zu beginnen, und an dieses als Subjekt die Eigenschaften und das Geschehen zu knüpfen; sie wollte auch die Eigenschaften an sich und die Ereignisse an sich zum Gegenstand ihrer Reflexion machen. Deshalb trennte sie dieselben von ihrer Beziehung auf die Dinge und gab ihnen selbst substantivische Form, sei es, daß sie eine eigene Endung anhängte, um diesen neuen Charakter anzudeuten, sei es, daß sie durch Vorsetzung eines ihr zu Gebot stehenden Artikels den Infinitiv des Zeitwortes oder das Neutrum des Adjektivs als ein zusammengehöriges abgeschlossenes, auf eigenen Füßen stehendes Ganze bezeichnete. Wenn man die noch jetzt fortgehenden Streitigkeiten der Wissenschaften überblickt, die hauptsächlich mit Begriffen arbeiten und sich vor Irrtümern nicht durch die beständige Kontrolle irgend einer Art maßgebender Anschauung schützen können, so wird man zugeben müssen, daß nichts verhängnisvoller ist, als

dieſes eine Beiſpiel von der Biegſamkeit der Sprache. Faſt überall ſehen wir die Neigung, die neue ſyntaktiſche Würde der Worte in eine neue metaphyſiſche Würde ihres Inhaltes umzudeuten. So haben wir faſt verlernt, von ſchönen Gegenſtänden zu ſprechen, d. h. wir vergeſſen, daß das, was wir ſchön nennen, urſprünglich nur eine adjektiviſche Beſtimmung iſt, die nur Exiſtenz an ihrem Träger hat; wir ſprechen jetzt von „dem“ Schönen oder im glücklicheren Falle doch wenigſtens von der Schönheit, und unſere Äſthetik iſt ganz überzeugt, das was nur eigenſchaftlich vorhanden ſein kann, nur dann richtig faſſen zu können, wenn ſie es zuvor unnatürlich als ein überall ſich ſelbſt gleiches Subſtantiviſches gefaßt hat. Sollen wir an die vielen ähnlichen Beiſpiele erinnern? an das Unendliche, an das Böſe? an den Kummer, den uns in ethiſchen Unterſuchungen die Gewohnheit bereitet, nicht von dem freiwollenden Geiſte, ſondern von der Freiheit zu ſprechen, als wäre ſie für ſich eine wirkſame Macht, deren Tätigkeit und Erfolge man beurteilen könnte, ohne der Natur des Geiſtes zu gedenken, dem ſie zugehört?

In allen dieſen Fällen ſchafft uns die Sprache eine Mythologie, deren wir uns allerdings im Gebrauche der Rede nie ganz entſchlagen können, ohne aus Genauigkeit pedantiſch zu werden, aber deren Einfluß auf die Formung unſerer Gedanken wir doch ſorgfältig verhüten müſſen. Die Logik tut nicht überall das ihrige zu dieſem Zweck, ſondern macht zuweilen in ihren Anweiſungen dieſer falſchen Neigung des Sprachgebrauches ſchädliche Zugeſtändniſſe. Um irgend einen Inhalt zu definieren, verlangt ſie ſeine Unterordnung unter einen höheren Allgemeinbegriff, der natürlich überall ſubſtantiviſch gefaßt wird, und dann die Hinzufügung eines beſondern Kennzeichens. Auf dieſe Weiſe verliert jeder zu definierende adjektiviſche und verbale Inhalt ſeine natürliche Form und Stellung, die er beibehalten würde, wenn man den unbehilflichen und doch richtigeren Definitionsverſuchen des gemeinen Lebens folgte. Es mag noch ziemlich gleichgültig ſein, ob man ſagt, Krankheit ſei die Abweichung des Lebens von ſeiner

gesetzlichen Norm, oder ob man vorzieht zu sagen: krank sei ein lebendiger Körper dann, wenn er von dieser Norm abweicht; aber formell richtiger und der Sache angemessener ist die letztere Definition, in welcher das, was nur Zustand und Eigenschaft eines andern sein kann, auch nur als Adjektivum auftritt und deutlich das Subjekt neben sich hat, an welchem allein es existiert. Behaupten wir: Elastizität sei die Eigenschaft der Körper, durch welche sie ihre Gestalt wiederherstellen, so ist der Ausdruck: elastisch sei ein Körper dann, wenn er dies tut, unbedenklich vorzuziehen; denn die erste Form enthält schon deutlich den Keim zu einer metaphysisch falschen Vorstellung, die sich immer aus solchem Sprachgebrauch entwickelt, nämlich zu der, eine Eigenschaft, die nichts ist, als die Bezeichnung eines Erfolges, für die bewirkende Ursache oder das hervorbringende Mittel dieses Erfolges anzusehen. Mathematik und Physik, in welche allein sich fast alles geflüchtet hat, was von wahrer und fruchtbarer Logik noch vorhanden ist, haben diese hypothetische Form der Definitionen überall aufgenommen, wo die Natur der Sache sie verlangt.

Aber die Sprache ist nicht allein zum Dienste des Denkens da, und alle jene Verselbständigungen abhängiger Vorstellungsinhalte, deren wir gedachten, sind für unsere poetisch lebendige und gemütvolle Auffassung der Welt und ihrer Ereignisse ebenso unentbehrlich, als verführerisch für jenes. Dasselbe wird man über eine andere Unbequemlichkeit der Sprache urteilen, die nur selten gefühlt wird, obgleich sie, wenn man sie ausdrücklich ins Auge faßt, groß genug erscheint. Auch die natürlichste Redeweise kann, da das Sprechen die Bestandteile des Gedankens nur nacheinander aufführt, nicht vermeiden, daß zuweilen eine Reihenfolge der Worte eintritt, die der Verbindung der von ihnen bezeichneten Vorstellungen nicht entspricht; der gebildete Stil aber, mit seiner Neigung, vieles durcheinander zu flechten, was der unbehilflichere Ausdruck einzeln aneinander reiht, verkehrt häufig

auf das auffälligste die Ordnung, welche der Gesamtsinn seiner Rede eigentlich zu verlangen scheint. Ohne Zweifel wird eine ungeschickte Benutzung dieser Freiheiten als schwerfällige Dunkelheit empfunden; wieviel aber doch unsere auffassende und nachkonstruierende Phantasie in dieser Beziehung vertragen kann, zeigen am deutlichsten die Wortverschränkungen der lateinischen Poesie. Wo sie durchaus zusammengehörige und einzeln unverständliche Glieder der Rede trennen, finden wir doch häufig leicht eine Weise des Vortrages und der Akzentuation aus, die uns das Gefühl ihres Zusammenhanges auch in dieser Stellung sichert. Im allgemeinen aber scheint es mir Unrecht, die beste Anordnung der Worte in der größten Genauigkeit der logischen Abfolge zu suchen. Die Rede hat vielmehr auch den Zweck, die Wahrnehmung zu ersetzen. So wie nun in dieser sehr häufig der unbedeutende umfassende Hintergrund oder irgend eine auffällige Einzelheit sich zuerst zeigt, das wichtigere Ereignis später, die offenbare Wirkung vor der verborgenen Ursache, das Leiden des einen eher als die beschädigende Tat des andern: ebenso wird die Rede am deutlichsten sein, welche die einzelnen Beziehungspunkte in einer für die nacherzeugende Phantasie anschaulichen Reihenfolge auftreten läßt, gleichviel ob diese zugleich die logisch richtige Rangordnung der innerlichen Beziehungen ist. Denn wie in der Wahrnehmung selbst unser Urteil über diesen innern Zusammenhang wenig durch die zufällige Reihenfolge gestört wird, in der sich ihr Inhalt uns darbot, ebenso erzeugt unser Denken zu dem vorher fertig gegebenen anschaulichen Bilde eines Ereignisses sehr leicht die innern Beziehungen hinzu, durch die es begreiflich wird; die Phantasie findet dagegen große Schwierigkeiten, wenn sie der Reihe nach gewisse Beziehungen auf Befehl der vorangehenden Worte vorstellen soll, noch ehe sie die anschaulichen Zielpunkte kennt, auf welche diese vorgestreckten Arme des Gedankens fallen werden.

Aber wenn die Abweichung der gesprochenen Worte von der logischen Ordnung der Gedanken uns ernstliche Schwierigkeiten nicht bereitet, so knüpft sich an ihren Zeitverlauf überhaupt ein

vielleicht wichtigeres Bedenken. Nicht nur in der Mitteilung dehne die Sprache die zu überliefernde Meinung, den kurzen Sinn zu langer Rede aus; die Gewohnheit, sich ihrer zu bedienen, verwandle auch die innere Überlegung in ein stilles Sprechen und verzögere sie. An sich schon bedürfe allerdings das Denken einer Zeit, um die Beziehungen mannigfacher Elemente zu vollziehen, in denen seine Aufgabe besteht; aber die beständige Miterinnerung der Worte verlängere über Bedürfnis diese Zeit durch ihre Abhängigkeit von körperlichen Bedingungen, von denen das Denken selbst sich hätte freihalten können.

Mancherlei Tatsachen bestätigen diese Behauptung. Wer eine Melodie in der Erinnerung sich wiederholen will, wird sich an ein gewisses Tempo gebunden finden; nicht schneller verlaufend kann man eine Tonreihe vorstellen, als man wohl oder übel imstande sein würde, sie zu singen. Denn unwillkürlich begleiten wir die Gehörbilder der Töne mit leisen intendierten Bewegungen der Stimmorgane, und wir können jene nicht rascher aufeinander folgen lassen, als diese einander ablösen können. Dem musikalisch Gebildeten mag es gelingen, sich dieser verzögernden Gewohnheit zu erwehren, und nur als Hörender sich zu den Tonbildern zu verhalten, die vor seiner Erinnerung wieder auftauchen; aber auch er wird von diesen Tonbildern keine größere Anzahl in der Zeiteinheit deutlich sich zurückrufen, als die physiologisch begrenzte Leistungsfähigkeit seines Hörnerven ihm verstattet hätte, in derselben Zeiteinheit wirklich zu hören. Dasselbe begegnet uns nun bei der Erinnerung der Worte; die vielen kleinen Schwierigkeiten, welche der Wechsel von Selbstlautern und Mitlautern dem Sprechenden bereitet, verlangsamt auch in der bloßen Vorstellung der Rede die Aufeinanderfolge der Wortbilder. Und nicht einmal für alle Menschen in gleichem Grade; denn die Gelenkigkeit der Muskelbewegung oder der wechselnden Antriebe zu ihr ist in verschiedenen Körpern verschieden. Es ist keine ausnahmslose, aber eine häufige Wahrnehmung, daß der Hang zu geschwindem Sprechen in umgekehrtem Verhältnis zur Körperlänge steht. Sehr kleine

Menſchen, gerade wie auch ihr Schritt wegen der Kürze ihrer Beine ſchneller iſt und ihr Herz meiſt häufiger ſchlägt, haben auch eine natürliche Neigung zum Schnellſprechen; ſei es, daß ſie nebenbei auch Schwätzer ſind, oder viel ſchweigen und dann nur das ihrige raſch herſagen. Hochgewachſene Leute wird man im Sprechen meiſt langſam und phlegmatiſch finden; das Tempo ihrer Rede ſteht in Übereinſtimmung mit den umfänglicheren Pendelſchwingungen ihres Schrittes und der Seltenheit ihres Herzſchlages; im übrigen rinnt der Strom ihrer Rede bald beſtändig, bald lieben ſie es, ſich über die meiſten Gegenſtände auszuſchweigen. Hat doch dieſer Beobachtungen die nachbildende Phantaſie der lebendigen Menſchenkenntnis längſt ſich bemächtigt; aus dem kleinen Wuchs und ſeiner ſanguiniſchen Lebhaftigkeit hat ſie durch Übertreibung dieſer Kombination eine bekannte komiſche Charakterfigur geſchaffen, in welcher ſie ſchlagfertigen Witz, ſchnelle Entflammung für kleine Zwecke und Geneigtheit zu Übereilungen aller Art verkörpert; die lange phlegmatiſche Geſtalt, in gleicher Übertreibung eine nicht minder beliebte Maske, hat ihr die umſtändliche Gründlichkeit und das Zuſpätkommen in jeder Beziehung auszudrücken geſchienen.

Es iſt überflüſſig, die Genauigkeit dieſer kleinen Beobachtungen weiter zu unterſuchen; auch wenn ſie vollkommen triftig wären, würden ſie doch nur beweiſen, daß unſer Gedankenlauf ſo lange, als wir ſeinen Inhalt in ein innerliches Sprechen verwandeln, ein beſcheidenes Maß zeitlicher Geſchwindigkeit nicht überſchreiten kann. Aber wenn man auf die fühlbare Ungeduld aufmerkſam macht, mit welcher häufig unſer Denken voraneilen möchte, und doch genötigt iſt, bei einer einfachen Vorſtellung zu verweilen, bis die innerlich hörbare Erinnerung ihrer zuſammengeſetzten Wortbezeichnung zuſtande gekommen iſt, ſo führt man durch dieſe andere Beobachtung von ſelbſt den Nachteil, welchen man von der Gewöhnung an die Sprache erwartet, auf ſein richtiges Maß zurück. Denn man bezeugt durch ſie eben, daß unſer Gedankenlauf nicht durchaus an dieſe verzögernde Miterinnerung der Worte gebunden iſt, daß er ihr wirklich voraneilt, und daß

in uns, wie in den Seelen der sprachlosen Tiere ein kleiner Zeitraum wirklich eine große Menge von Vorstellungen in dem regelmäßigen Zusammensein und in der geordneten Reihenfolge einschließt, welche sie befähigt, zum Beweggrunde eines augenblicklichen zweckmäßigen Handelns zu werden. Würde aber diese Bewegung des sprachlosen Vorstellens, wenn sie allein in uns vorkäme, alles das leisten können, was der Lauf unserer Gedanken zwar verzögert, aber doch wirklich leistet, wenn er sich dieser Fessel der anhängenden Erinnerung an die Worte der Rede nicht entzieht?

Diese Frage glauben wir verneinen und die Ansichten zurückweisen zu müssen, die, für das Unaussprechliche begeistert, von der Sprache nur Benachteiligung einer von ihnen ersehnten höheren Erkenntnis zu erfahren glauben. Alles das, was der Gedanke notwendig in einem unteilbaren Augenblick zusammen besitzen müsse und auch wirklich besitze, das dehne sie erst zu einer sukzessiven Mehrheit auseinander und bilde aus der unmittelbaren Anschauung der Phantasie das diskursive Denken aus. Hin und her laufend bewege sich der Gedanke zwischen den auseinanderfallenden Elementen seines Inhaltes, die der eigensinnige Zeitverlauf dieser stillen Rede nie zu vereinigen gestatte. Jenes beziehende Denken, das wir früher als Keim aller höhern geistigen Ausbildung ehrten, sehen wir hier gescholten als die kümmerliche Form, in welcher uns die Gewöhnung an die Sprache große Aufgaben nur noch unvollkommen zu lösen erlaube. Denn widerspricht nicht all dieses Beziehen seinem eigenen Zwecke? Hätte unsere Phantasie nicht vorher an dem Leitfaden der langsam abrollenden Rede die Punkte getrennt, die miteinander vereinigt sein sollten, wozu hätte sie nötig, dann das Getrennte wieder mühsam aufeinander zu beziehen? Fruchtlos dann, wenn unser Vorstellen den ersten Beziehungspunkt vergessen hätte, sobald es den zweiten erwähnte; überflüssig dann, wenn es ihm möglich ist, die beiden und ihre Beziehung zugleich in einem ungeteilten Augenblick festzuhalten.

Mildern wir zuerſt dieſe Vorwürfe; denn ſie treffen nicht die Sprache allein, vielmehr auch unſer Denken an ſich, ſie treffen außerdem unſer ganzes Daſein. Wir denken nicht bloß diskurſiv, ſondern wir leben auch ſo; wir bearbeiten nicht bloß die Wahrnehmungen in dieſer Weiſe, ſondern auch ſie ſelbſt bieten ſich in keiner andern dar. In keinem Augenblicke ſind wir zugleich das, was wir waren oder ſein werden, und ſelbſt von dem, was wir ſind, iſt uns in jedem Augenblick nur ein kleiner Teil bewußt. Und die Gegenſtände kommen ebenſo fragmentariſch an uns; wir fühlen nun einmal den Pulsſchlag, der das eigene Sein der Dinge belebt, nicht unmittelbar durch unſer Herz gehen; die ſchaffende Kraft, die ſich in ihnen regt, und die Idee, die ihre wechſelnden Zuſtände zu einem Ganzen verknüpft: das alles müſſen wir notgedrungen durch allmähliches Zuſammenſetzen einzelner Erfahrungen zu erraten ſuchen; was an ſich wohl Eins ſein mag, iſt für uns unvermeidlich ein angeſpanntes Netz von Beziehungen zwiſchen Vielem. Sehnen wir uns über dieſe Zerſplitterung hinaus nach jener ſtillen, nicht Anſchauung, ſondern Durchſchauung der Dinge, die wir uns als das allmächtige mühe-loſe Wiſſen Gottes vorſtellen, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß vereinzelte Augenblicke einer Annäherung zu dieſem Zuſtande auch uns gegeben ſind, daß aber unſere Unfähigkeit, ſie zu der dauernden Helligkeit eines unterſchiedloſen Denkens zu verbinden, nicht die Schuld der Sprache, ſondern unſers ganzen geiſtigen Weſens iſt. Wenn wir dem Vortrage eines Gedichtes, dem Laufe einer Melodie gelauſcht haben, und wir vergeſſen nun Worte und Töne wieder, und es dauert doch in einer bleibenden Stimmung unſers Gemütes alles das lebendig fort, was ſie ſagten; wenn wir nach langer Überlegung, Gründe und Gegengründe abwägend, endlich uns entſchloſſen haben und wir fühlen in dem Willen, der uns jetzt erfüllt, alle die Antriebe noch auf einmal wirkſam, die unſer Gedanke vorher einzeln prüfte; wenn wir zuerſt die zerſtreuten Teile einer Landſchaft mit dem Blicke durchlaufen, und dann, nachdem längſt die beſtimmten Umriſſe unſerer Erinnerung wieder

entschwunden sind, doch noch an einem unverlierbaren Gesamteindruck zehren: da überall gelingt uns wirklich jene Vereinigung und Verdichtung tausendfacher Einzelheiten zu dem Ganzen einer übersinnlichen Anschauung, die wir dann nur ungern zur Mitteilung an andere wieder in die Bestandteile auflösen, aus denen sie entstand.

In allen diesen Fällen wurden wir etwas; jenes Mannigfache blieb nicht außer uns, sondern aller Wert seiner innern Verknüpfung wiederholte sich in einem neuen Zustande unsers eigenen Innern so vollkommen, daß wir meinen konnten, wir hätten uns selbst in den Geist der Erscheinungen verwandelt, die wir bewunderten. Aber nur das unendliche Wesen, das in Wahrheit selbst alles das wäre, was es als Gegenstand seines Sinnens sich gegenüberstellt, würde so das Wesen aller Dinge in sich nacherleben, und eben indem es sie erlebt, jeder Betrachtung entbehren können, die an ihrem Äußern hin und her tastend sie zu erraten suchte. Dem endlichen Geiste bleibt nichts übrig, als die Natur der Dinge nach den Analogien seiner eigenen zu begreifen. Für ihn ist das Wollen nicht zugleich Vollbringen, das Denken nicht Sein, für ihn fallen die handelnden und die leidenden Elemente der Welt als verschiedene Punkte auseinander und er kann die Einheit dessen, was hier ist und geschieht, nur als das Übergehen einer Wirkung von einem zum andern fassen; für ihn ist es unklar, wie die Mannigfaltigkeit sukzessiver Erscheinungen eins ist mit der Einheit des Wesens, und er ist genötigt sie als Prädikate von ihrem Subjekte zu trennen, an dem sie nur durch den Faden einer Beziehung haften; für ihn endlich realisieren die Zwecke sich nicht von selbst, sondern dies eine Leben der Idee, die alles in allem ist, verwandelt sich ihm in das Zusammenstimmen vieler Mittel, die voneinander unabhängig auftreten. Alle diese Analogien, diese Begriffe von Ding und Eigenschaft, von Kraft und Wirkung, von Wesen und Erscheinung, und alle jene Formen der Beziehung, welche diese zerstreuten Glieder wieder verbinden, muß der menschliche Geist zur Erkenntnis der

Dinge anwenden. Und so sehr ist diese Weise des Beziehens ihm notwendig, daß sogar jeder Augenblick einer Erhebung des Gemütes, in welchem wir wirklich jene höhere Einheit finden und genießen, einen unruhigen und ängstlichen Druck auf uns ausübt, bis auch sein Inhalt von uns wieder in irgend einer Form der Verbindung des Mannigfaltigen ausgedrückt, in ihr anschaulich fixiert ist und nun noch einmal von uns in dieser hin und her streifenden Bewegung des Denkens genossen werden kann. In jeder poetischen Phantasie, bevor sie ihr Werk geschaffen hat, liegt jene mystische Einheit, und jede sucht sich ihr zu entringen, indem sie es schafft; das Schönste, was wir selbst sein könnten, würde uns nicht genügen, weil wir es nicht anders ganz zu sein verstehen, als indem wir seine formlose Tiefe in die Fläche einer beziehungsreichen Erscheinung ausbreiten.

Die Sprache ist in allem, was sie tut, nur der Abdruck, nicht die Ursache dieser Neigung unsers Geistes. Aber nachdem ich solange sie nur gegen Tadel verteidigte, kann ich kürzer die Behauptung hinzufügen, daß selbst diese Form des Denkens, die einzige, die wir endlichen Wesen besitzen, ohne eben diesen Abdruck, den sie in der Sprache sich gibt, in der Tat sehr unvollkommen bleiben würde. Die Sprache lehrt dem Geist allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber sie ist ihm unentbehrlich wenn er diese Elemente zu dem weitläuftigen Ausbau seiner Bildung verbinden will. Wie wir überall uns an sinnlicher Anschauung erfrischen und von dem Erfolg einer Mühe erst durch ein sichtbares Ergebnis tröstlich überzeugt werden, so muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatischen und syntaktischen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die systematische Vielheit ihrer mögzichen Beziehungen in fester, sinnlicher Erscheinung vor uns stehen. Es ist keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorstellungen und Vorstellungsmassen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden sollen, namenlos und nur als die Affektionen unserer Seele, die sie ursprünglich sind, in demselben Augenblick

unser Bewußtsein füllen; mag es sein, daß sie auch so nicht bloß ein ungeordneter Haufen sind, sondern daß wirklich schon zwischen ihnen Verhältnisse obwalten, die den später auszusprechenden gleichgelten, so nimmt doch unser Bewußtsein diese ganze innere Organisation nicht wahr. Sie hat erst Wirklichkeit und Wahrheit für uns, wenn wir im Geschäft des Aussprechens zuerst die eine Vorstellung hervorheben, und dann gemahnt durch die syntaktische Form, die wir ihrem Namen gegeben haben, nach einer bestimmten Richtung über sie hinausgehen, viele andere vorläufig zurückstoßen und hemmen, bis vor allen diejenige zweite, auf welche jene Richtung hinwies, der ersten verknüpft ist. Kein Gedanke ist deutlich und rein, ehe er diese Zerlegung und Wiederverknüpfung erfahren hat, und die einfachste Selbstbeobachtung kann jeden lehren, wie in dem Maße, als diese plastische Gestalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten der früher unausgesprochenen verschwinden. Wie jedes Kunstwerk erst, wenn es in Marmor oder Erz fertig gebildet ist, eine volle zusammenstimmende Wahrheit sein kann, als Konzeption in der Phantasie des Künstlers aber immer eine fragmentarische und lückenvolle Schönheit bleibt, so ist für die Menschheit die Sprache das allgemeine bildsame Material, in welchem sie ihr Vorstellungswogen allein zum Denken ausarbeitet.

Ich habe mit Vorliebe diesen Gesichtspunkt hervorgehoben, der nahe Verwandtschaft mit dem hat, was den beständigen Grundgedanken dieser Betrachtungen bildet, mit der Überzeugung, daß alles, was wir etwa für den höchsten Inhalt der Welt erklären möchten, für uns nicht anders als durch einen gesetzlichen Mechanismus realisiert zu denken ist. Ich wende mich nur flüchtig noch einmal zu der ersten Gestalt zurück, in der uns die Sprache erschien. Ursprünglich zum Mittel der Mitteilung bestimmt, wuchs sie uns unversehens zu einem selbständigen Organismus auf, dessen Bildung nicht mehr in unserer Willkür liegt, sondern dessen eingeborner Natur wir uns fügen müssen. Wieviel nun die Sprache auch in jener ihrer ersten Bestimmung, wieviel also

die Möglichkeit des Geſpräches zur Höhe der menſchlichen Entwicklung beiträgt, bedarf nur kurzer Erinnerung. Nicht nur die erſte Erziehung, deren Unerläßlichkeit uns noch ſpäter fühlbar werden wird, ſondern auch die weitere Ausbildung des ſchon lebendig erwachten Geiſtes findet in ihr ein unentbehrliches Hilfsmittel. Der einſam ſich fortbewegende Gedankengang des einzelnen, dem nur neue äußere Wahrnehmungen eine veränderte Richtung geben würden, wird heilſam unterbrochen durch die Fragen und Antworten des andern; die Einſeitigkeit der Vorſtellungsaſſoziationen erweitert ſich unter dem Einfluſſe einer fremden Gedanken- und Gefühlswelt, die teils neue Anſchauungen zuführt, teils neue Geſichtspunkte der Betrachtung für die gemeinſamen. Aber wozu im allgemeinen hier aufführen, was im beſondern unſere Aufmerkſamkeit ſpäter auf ſich ziehen muß? Fügen wir nur noch hinzu, daß auch den Gedanken des Einſamen die Sprache ähnliche Dienſte leiſtet. Aus dem Laut der Namen, aus dem metriſchen Rhythmus ihrer Verknüpfung entſtehen für ihn begleitende Vorſtellungen und Gefühle, entſtehen ferner Erinnerungen an Abweſendes, die nicht in ſolcher Fülle und Klarheit den ſtummen Lauf wortloſer Gedanken begleiten würden. Wie dem Dichter zuweilen der Reim unvermutet eine anmutige Wendung beſcheert, ſo führen die Worte überhaupt durch die vielfachen Aſſoziationen, die ſich an ihre ſo häufig bildliche Bedeutung knüpfen, unſere Phantaſie manche ſonſt verſchloſſenen Wege, nicht immer zum rechten Ziel, oft in Wildnis endend, aber immer ein reiches Feld vor uns eröffnend, auf welchem wir die Früchte wählen können, die uns taugen.

Viertes Kapitel.

Die Erkenntnis und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Äquivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wissen und zum Handeln. — Die Entstehung der besondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und notwendig geltender Urteile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Kausalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung.

Ich habe vermieden, in den vorangegangenen Betrachtungen den ersten Ursprung der Sprache zu berühren; eine Frage, die ohnehin durch das kurze Geständnis unserer Unwissenheit vielleicht ebenso passend beantwortet würde als durch die wenigen Bemerkungen, zu denen uns später eine andere Veranlassung bevorsteht. An jeden einzelnen kommt die Sprache nur in der Überlieferung der Erziehung; sie tritt ihm als ein fertiges, nur in wenigen Zügen noch bildsames Ganze gegenüber, dessen Geist er sich aneignet, und dem er im glücklichsten Falle kleine Antriebe zur Fortentwicklung zurückgibt, die völlig gegen die unberechenbare Größe dessen verschwinden, was er von ihm empfing. Soweit wir in der Geschichte zurückgehen, finden wir überall das nämliche Schauspiel; auch in den ältesten Zeiten bietet sich uns die Sprache als eine längst entwickelte Bildung dar, an deren Gedeihen die vereinigte Kraft ungezählter vergessenen Geschlechter gearbeitet hat. Nun war es nicht unsere Absicht, schon hier die inhaltvollen Güter der Humanität zu betrachten, deren Entstehung nur durch die ineinander greifenden Bemühungen der Menschheit gesichert wird. Noch fern von aller geschichtlichen Entwicklung strebten wir vielmehr die immer sich gleichbleibenden und überall, zu jeder Zeit und in jedem Individuum vorkommenden Anlagen aufzufinden, die der menschliche Geist als die Mittel zu diesen Werken besitzt. Sie befähigen den einzelnen keineswegs, aus

eigener Kraft das Ziel der Humanität zu erreichen, aber sie setzen ihn in den Stand, teils zu benutzen, was anderer Anstrengung ihm vorarbeitete, teils diesem überkommenen Schatze einen jener unmerklichen Beiträge hinzuzufügen, aus deren Aufsammlung der langsame Fortschritt der allgemeinen Bildung erwächst. Es mußte uns deshalb hier genügen, die Antriebe zu erwähnen, die jeden einzelnen Geist bewegen, die ihm dargebotene Sprache als eine Befriedigung seines eigenen Bedürfnisses begierig aufzufassen, und die ihm gestatten, sich derselben mit der instinktiven Schnelligkeit eines mitfühlenden Verständnisses zu bemächtigen, das von selbst ganz gleichartige Anfänge zu ihrer Schöpfung gemacht haben würde, hätte nicht die verwandte Tätigkeit früherer Geschlechter sie ihm bereits vollkommen gestaltet entgegengebracht.

Richten wir unsere Blicke auf die übrigen Erscheinungen des menschlichen Lebens, so begegnen wir überall einem sehr ähnlichen Bilde. In unserer Wissenschaft und in der alltäglichen Beurteilung der Dinge, in unsern moralischen Überzeugungen und in der unwillkürlichen Sitte des Benehmens, in den großen Werken einer massenbewältigenden Technik, wie in den geringfügigen Vorkehrungen des gewöhnlichsten Bedarfes, allenthalben zehren wir von einem unberechenbaren Kapital bekannter und unbekannter geschichtlicher Vorarbeit. Ja so allgemein ist dieser Charakterzug unserer Kultur, daß man stets die Möglichkeit, durch geschichtliche Überlieferung fortzuschreiten, als das unterscheidende Kennzeichen menschlicher Bildung dem entwicklungslosen Seelenleben der Tierwelt entgegengesetzt hat. Aus dieser uns umgebenden Masse des Herkommens die gleichartigen Arbeitskräfte auszusondern, mit denen stets von neuem jeder einzelne Geist nach einer unveränderlichen Anlage unserer Natur zu jenem Gesamtwerke mit antritt, dieser Versuch ist um so schwieriger, je verschiedener schon der nächste Erfolg solcher Kräfte nach der Gunst oder Ungunst der Stelle ausfällt, an der jeder zur Mitarbeit berufen wurde. Man ist eben so leicht verleitet, dem menschlichen Geiste zu viel an Naturanlage zuzugestehen, als man

anderseits Gefahr läuft, die Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung zu überschätzen. Namentlich frühere Zeiten neigten zu dem ersten Irrtume hin; zu jedem großen Erfolge, den die Menschheit in ihrer Bildung errungen hat, teilten sie dem einzelnen eine unmittelbare, auf dieses Ziel gerichtete Anlage zu, der nichts weiter fehlte, als so fertig wie sie war, erweckt zu werden. Diese Meinungen sind nicht mehr im Geschmack des Zeitalters; wir wissen, daß keine unmittelbare Naturstimme den einzelnen Menschen die Früchte der Humanität im Traume finden lehrt, sondern daß eine lange Entwicklungsarbeit der Menschheit die für ihn gereift hat, die er brechen kann. Aber wir sind anderseits vielleicht geneigt, über dem Geräusch geschichtlicher Wechselwirkungen, an welche wir die Fortschritte der Bildung geknüpft finden, die Unentbehrlichkeit der ausdrücklichen Anlagen etwas zu übersehen, die im stillen den äußern Bedingungen entgegenkommen müssen. Ich habe nur kurz hier zu erinnern vor, was ich über diese Neigung schon früher zu bemerken hatte.

Als wir im ersten Teile dieser Betrachtungen die allgemeine Organisation besprachen, die wir in jedem Seelenleben, welcher Gattung es auch angehöre, voraussetzen mußten, konnten wir die notwendige Einheit der Seele nicht dahin deuten, daß um ihretwillen dieser nur eine einzige, durchaus gleichartige Grundform ihres Wirkens erlaubt wäre. Nur soviel schien jene Einheit zu verlangen, daß alle Äußerungsweisen der Seele, wie ursprünglich verschiedenartig und unzurückführbar aufeinander sie immer sein mochten, sich doch als zusammenpassende Glieder in das Ganze eines Planes, eines Charakters fügen. Gingen daher die verschiedenen Vermögen der Seele nicht alle eins aus dem andern, sondern zum Teil nur nebeneinander aus der Tiefe ihrer Natur hervor, so bemerkten wir doch, daß ihr Beieinandersein einen zusammenstimmenden Akkord bildete, und daß diese Natur der Seele, um ihres vollen Wesens willen, nicht die eine jener Tätigkeiten entfalten kann, ohne, wie einer poetischen Gerechtigkeit gemäß, einen mehr oder minder großen Anteil der

übrigen hinzuzufügen. Mit dieſer Vorſtellung, die ſich auf das Seelenleben jeder Gattung von Geſchöpfen bezog, kamen wir vor kurzem, nach dem Plane des zweiten Teiles unſerer Überlegungen, zu der Frage, welche Gründe die verſchiedenen Entwicklungshöhen der verſchiedenen beſeelten Geſchlechter beſtimmen. Hier war es nun eine mögliche Meinung, daß die Natur aller Seelen gleichartig ſei, und daß die Einwirkung aller vereinigten äußern Bedingungen, ſowohl derjenigen, die in der Organiſation der Körper liegen, als derer, welche Schauplatz und Schickſale des Lebens hinzufügen, die beſtimmte phyſiſche Entwicklung jeder Gattung, das Zurückbleiben der Tierwelt dort, und hier den Vorrang menſchlicher Bildung verurſache. Wir glaubten uns nicht imſtande, dieſe Meinung entſchieden zurückzuweiſen; im Gegenteil wird man nie umhin können, ihren Verſuchen zur Erklärung mit Anteil zu folgen, denn ohne Zweifel ſind ſie in weiter Ausdehnung wohlberechtigt. Aber was ſie bis jetzt geleiſtet haben, gibt uns doch den Eindruck, als führten ſie uns immer beinahe bis dahin, wo die Hemmung des tieriſchen und der Aufſchwung des menſchlichen Seelenlebens aus den Umſtänden erklärlich wird, und als ließen ſie dann regelmäßig einen Reſt, der aus dieſen Umſtänden nicht erklärlich wird. Wir kommen häufig faſt bis an das Ziel, und immer fehlt etwas, um es ganz zu erreichen: es fehlt der Nachweis, woher doch bei dem begünſtigten Geſchlechte der Menſchen die Regſamkeit überhaupt und der gute Wille rührt, alle Vorteile der äußern Bedingungen zu benutzen, und ſelbſt gegen manche Ungunſt derſelben anzugehen, und woher anderſeits der Bann rührt, welcher die Tierwelt in gewiſſen Grenzen zurückhält, deren Unüberſchreitbarkeit für ſie in keiner völlig zwingenden Weiſe aus ihren Lebensverhältniſſen dargetan werden kann.

Dieſe Betrachtungen geben der andern möglichen Meinung ein Übergewicht, das ſie freilich für uns auch aus allgemeineren Gründen haben würde, der Meinung, daß den äußern Bedingungen in jeder Gattung eine eigentümliche Natur der Seele entgegenkomme, die von ihnen entwickelt werden ſoll. Ohne die

allgemeinen Geſetze des pſychiſchen Mechanismus zu ändern, denen jedes Seelenleben unterliegt, ändert doch dieſe Natur, wie ein ſpezifiſcher überall hindurchwirkender Koeffizient, die Geſtalt des Erfolges, der aus der Anwendung jener Geſetze entſpringt, und in dieſer Weiſe bildet ſie den Grund der eigentümlichen Richtung und Höhe der ſpätern Entwicklung. Die Wirkſamkeit dieſes Grundes kann ohne Zweifel durch Hinderniſſe beſchränkt werden, aber keine Gunſt der Umſtände erſetzt ihn, wo er fehlt; Verkümmerung von Keimen kommt auf jedem Gebiete vor und auch die menſchliche Entwicklung wird nicht überall ihre Beſtimmung erfüllen; aber ſelbſt in tieriſcher Verwilderung ſchließt der menſchliche Geiſt eine Fähigkeit der Verbeſſerung ein, die der urſprünglichen tieriſchen Seele unter den günſtigſten Verhältniſſen fehlt. Dies iſt die Anſicht, die wir weiter verfolgen werden. Ich kam auf ihren allgemeinen Ausdruck jetzt nicht mit dem Vorſatz zurück, ihre notwendige Geltung zu beweiſen; vielmehr mag ſie nur als die Anſicht meiner Wahl auftreten, einer Wahl zwiſchen zwei Möglichkeiten, von denen dahingeſtellt bleiben kann, ob innere Gründe zuletzt eine von ihnen doch noch als unmöglich verraten werden. Über die weitere Ausführung dieſer Auffaſſung dagegen und über ihre Schwierigkeiten hatte ich vor, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die eine Seele von der andern, was die menſchliche namentlich von der tieriſchen unterſcheidet, das tritt nicht wie ein einzelner abtrennbarer Formbeſtandteil zu andern unverändert bleibenden hinzu, oder an die Stelle eines wegfallenden ein, ſondern iſt wie ein eigentümliches ſchwer beſtimmbares Kolorit über das ganze Gemälde des innern Lebens ausgebreitet. Schon die Sprache gibt dies in ihren Bezeichnungen der innern Ereigniſſe zu, wenigſtens da, wo ſie noch unbefangen den Geſamteindruck der Beobachtung in ihren Benennungen wiedergibt. Man muß im einzelnen den Tieren viel Überlegung, viel Kombination der Gedanken und manchen überraſchenden Zug des Scharfſinnes zugeſtehen: aber den Verſtand ſpricht man ihnen

doch gern ab; sie träumen im Schlaf und denken ohne Zweifel auch wachend an Abwesendes und Künftiges: aber kaum reden wir gern von ihrer Einbildungskraft, Phantasie verweigern wir ihnen durchaus; sie haben ganz gewiß Gefühle, und nicht bloß roh sinnliche, sondern wir reden von der Treue des einen, dem Edelmut des andern: aber im ganzen, Gemüt und Herz behalten wir doch dem Menschen vor; wir müssen leidenschaftliche Erregungen in ihnen annehmen und finden, daß manche derselben in manchen Gattungen durch Zucht unterdrückt und verhütet werden kann: aber freie Selbstbeherrschung schreiben wir doch dem Menschen allein zu, obgleich wir gestehen müssen, daß er eigentlich nie völlig erweislich von seiner Freiheit Gebrauch macht, sondern daß das Überwiegen der einen Leidenschaft über die andere und die Furcht der Zucht auch für ihn der häufigste Bestimmungsgrund des Handelns ist. In allen diesen Beziehungen erscheint das menschliche Geistesleben nicht durch eine besondere Natur der Elemente bevorzugt, aus denen es besteht; es sind im Gegenteil schließlich dieselben Mosaikstifte, aus denen sein Bild wie das des tierischen Dichtens und Trachtens zusammengesetzt ist; seine Eigentümlichkeit liegt in der Art ihrer Verknüpfung und Benutzung, in dem Sinne, der mit diesen Mitteln arbeitet und der alle einzelnen Erfolge durch die Bedeutung veredelt, welche er ihnen als Ausdrücken eines beständigen und in sich zusammenhängenden Lebensplanes verleiht. Jene Einheit, die nur darin besteht, daß mannigfache Tätigkeiten als gleich notwendige Folgen aus dem Grunde einer und derselben Natur hervorgehen, kommt ohne Zweifel auch jeder Tierseele zu; an dem menschlichen Geiste tritt darüber hinaus noch der Charakter einer methodischen Entwicklungsarbeit auf, welche sehr vielgestaltige Mittel zur Verwirklichung einer als Zweck und Bestimmung vorschwebenden Bildung zusammennimmt.

Von diesem Eindruck ist eigentlich immer diejenige Auffassung des Seelenlebens geleitet worden, die sich außerhalb der wissenschaftlichen Schule entwickelte; von ihm läßt sich wesentlich auch die eigentümliche Form der Psychologie beherrschen, die gern unter dem besondern Namen einer Lehre vom Geiste sich von den übrigen Bearbeitungen dieses Gebietes unterscheidet. Denn wenn wir alle Irrungen beiseite lassen, welche teils die eigene Unklarheit dieser Ansicht, teils die herausgeforderte Leidenschaftlichkeit ihrer Gegner verschuldet hat, so zeigt sich leicht, daß ihre eigene Meinung und der Grund des Beifalls, den sie immer wieder finden wird, in ihrer Übereinstimmung mit einer sehr kenntlichen Neigung der gewöhnlichen Meinung besteht. Unsere unbefangene Wißbegierde nimmt keineswegs bei allen Gegenständen in erster Linie daran Interesse, wie ihre einzelnen Merkmale und Zustände wohl entstehen und sich erhalten mögen, sondern daran, wie diese Mannigfaltigkeit zusammenpaßt. Namentlich die Betrachtung des geistigen Lebens hat zwar schon früh auch jene andern Fragen nach dem Mechanismus seines Betriebes aufgeworfen, aber weit lebendigeren Anteil nahm sie doch von jeher an dem Versuche, die mannigfachen Vermögen, Tätigkeiten und Wirkungsgewohnheiten, die wir in unserem Innern antreffen, als untereinander zusammenstimmende Funktionen aus einer einzigen umfassenden Tendenz abzuleiten. So wie wir die einzelnen Züge eines Kunstwerkes in ihrer Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit für den Ausdruck der ganzen einen Idee desselben verfolgen, ohne uns vorläufig um den technischen Verwirklichungshergang zu kümmern, durch welchen ein Zug neben dem andern im Erz oder Marmor ausgeprägt wurde: ebenso suchen wir das wahre Wesen des Geistes in dem, was er eigentlich mit aller seiner Tätigkeit will, und wir glauben ihn zu verstehen, wenn wir in jeder seiner vielförmigen Äußerungen einen Ausdruck seines Strebens und in dem Zusammenhang aller die Einheit dieses Strebens wiedererkennen. Und dabei kümmern wir uns zunächst ebenfalls nicht um den ursächlichen Hergang, durch welchen jede einzelne

dieſer Erſcheinungen des geiſtigen Lebens realiſiert und mit den übrigen in wirkſame Verbindung geſetzt wird. Etwie natürlich, ſetzen wir voraus, werde dafür geſorgt ſein; aber das wahre Weſen einer beſtimmten geiſtigen Lebensform liege nicht in den allgemeinen Geſetzen, nach denen jede andere ebenſogut entſteht als ſie ſelbſt; es liege vielmehr in der eigentümlichen Natur der Anwendungspunkte, die jenen allgemeinen Geſetzen hier anders und beſſer als in andern Beiſpielen dargeboten werden und ihnen die Macht erſt geben, dieſe beſonders hervorragenden Erfolge zu bewirken. Dieſe eigentümlichen Anwendungspunkte brauchen nicht alle nur in beſonderen Kombinationen äußerer Bedingungen zu beſtehen; wir dürfen die Annahme machen, daß der hauptſächlichſte unter ihnen eben die beſondere lebendige Idee ſelbſt iſt, welche den Unterſchied des menſchlichen Geiſtes von andern Seelen begründet; aber wir dürfen darum doch die Berückſichtigung jenes Herganges nicht ablehnen, durch welchen eben dieſe Idee eine wirkſame Macht über den Mechanismus der pſychiſchen Wechſelwirkungen gewinnen kann; wir dürfen am wenigſten durch den abgenutzten Gegenſatz einer höhern und einer niedern Anſicht der Dinge uns von dem Nachweis loszukaufen ſuchen, wie das ideale Streben der Seele zur Mitarbeit an der überall nach allgemeinen Geſetzen ſich vollziehenden Entwicklung des innern Lebens gelangt.

Man weiß, wie zur Hervorbringung eines Ereigniſſes ſtets mancherlei zuſammenwirkende Urſachen gehören, alle gleich unentbehrlich, aber doch ſonſt verſchieden an Wert. Häufig iſt es möglich, eine einzige unter ihnen, weil durch ſie faſt ausſchließlich die ganze Form des herauskommenden Erfolges beſtimmt wird, mit dem Namen der Urſache auszuzeichnen, die andern aber als Miturſachen zu behandeln, die teils als erregende Reize, wie wir meinen, die ſchon fertige aber noch ſchlummernde Folge erwecken, teils, und dies iſt der richtigere Ausdruck auch für dieſen Fall, noch fehlende Bedingungen hinzufügen oder Hinderniſſe der Entfaltung beſeitigen. So verlangt der Keim der Pflanze

als Miturſachen ſeines Aufgehens viele: ſie alle helfen jedoch nur das entwickeln, was vorbeſtimmt und vorgezeichnet iſt durch die Summe aller hier unbeſtimmt zu laſſenden Eigenſchaften des Keimes, auf denen ſein Bildungstrieb beruht. Aber ohne die Anregung, die ihm von der Einwirkung dieſer äußern Reize kommt, würde jener Trieb ſtets unausgeführt bleiben, und ſelbſt im Falle ſolcher Einwirkung beſtimmt er ſelbſt für ſich allein doch nur die erſte momentane unendlich kleine Änderung, welche der Zuſtand des Keimes erfahren muß. Die ganze Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Vegetationsphaſen dagegen erzeugt ſich nur in einer beſtimmten Reihenfolge und nur dadurch, daß in jedem Augenblicke auf den eben vorhandenen Zuſtand des Keimes und auf die Geſchwindigkeit und Richtung, mit der die eben in ihm vorgehenden Bewegungen ihn über dieſen Zuſtand hinauszutreiben ſuchen, von neuem die Einwirkung der äußern Miturſachen geſchieht. Nicht nur die Anlage zu einer beſtimmten Blüten- und Fruchtform, die wir gemeinhin in dem Samenkorn ſchon vorhanden denken, erzeugt ſich erſt an einem beſtimmten Punkte ſeiner Entwicklung, ſondern überhaupt jede Anlage zu der Geſtaltung des nächſten Augenblickes wird erſt in dem jetzigen Augenblick durch den vorhandenen Geſamtzuſtand und die Summe der neu einwirkenden Bedingungen hervorgebracht. Aber ſo gewiß auch jeder zweite Schritt der Entwicklung nur dadurch gelingt, daß der bildſame Keim ſich ſo, wie er durch den erſten Schritt verändert worden iſt, der mitbeſtimmenden Kraft der Reize von neuem darbietet, ſo haben wir dennoch ein Recht, die ganze Reihenfolge ſeiner Entfaltungen ſeiner urſprünglichen Natur zuzurechnen. Nur dafür hat er zu ſorgen, daß das Gewicht, welches er vermöge dieſer Natur zur Begründung der Form jener erſten Umbildung in die Wagſchale warf, ein entſcheidendes iſt, ſo daß die Gewalt der äußern Reize zwar wohl ſeine Entwicklung ganz unterdrücken, aber ſolange ſie fortgeht, ſie nicht in eine fremde Bahn ablenken kann. Seinen urſprünglichen Zuſtand ſowie jede ſeiner ſpätern Umbildungen müſſen die äußern Bedingungen

ſtets als die Haupturſache für die zu beſtimmende Form des nächſten Augenblickes anerkennen, ſich ſelbſt aber als helfende Kräfte der Verwirklichung derſelben unterordnen. Von dem ganzen Bildungstriebe des Keimes wird daher in jedem einzelnen Augenblicke nur ein ſo großer und ſo beſchaffener Teil als wirkſame Kraft auftreten können, wie ihn eben die gerade jetzt geſchehende Wechſelwirkung zwiſchen dem Endzuſtand des vorigen Augenblickes und den neuen Bedingungen des jetzigen motiviert und auslöſt; aber dieſe verſchiedenen Wirkſamkeiten werden ſich zu einer Reihenfolge in ſich zuſammenſtimmender Entwicklungstätigkeiten verknüpfen, weil durch ſie alle hindurch die urſprüngliche Tendenz des Keimes die maßgebende Gewalt bleibt. So geſchieht es einerſeits, daß aller Bildungstrieb der Pflanze nichts helfen würde, wenn ſie ungeduldig wäre, Früchte vor der Blüte zu treiben; aber anderſeits geſchieht es dadurch auch, daß der Keim der Eiche wieder Eichen treibt und nie durch die Umſtände zur Buche verwandelt wird.

Wer nun ſo, wie wir es taten, die eigentümliche Geſtalt des geiſtigen Lebens in einer urſprünglichen Tendenz des Geiſtes vorgebildet annimmt, der weiß, daß dieſer Ausdruck mit unvollkommener Kürze ein dem vorigen ganz ähnliches Verhalten bezeichnet. Er weiß, daß die Seele weder im kleinen ſchon das iſt, was ſie werden ſoll, noch ohne irgend eine äußere Anregung ſich aufmacht, es zu werden; er weiß ferner, daß, wenn ſie dann wirklich angeregt wird, nun nicht auf einmal und ununterbrochen ihre Entwicklung abrollt, als hätte es nur der Hinwegräumung eines Dammes bedurft, um dem aus ſich ſelbſt quellenden Strome ihres Bildungstriebes freien Abfluß zu verſchaffen. Nur die unabläſſig erneute Einwirkung helfender Miturſachen auf das, was die Seele durch einen erſten Entwicklungsſchritt geworden iſt, erzeugt in ihr Fähigkeit und Notwendigkeit zugleich, einen beſtimmten zweiten zu tun. Und ſollten dieſe Miturſachen nicht durchaus in neuen äußern Reizen, ſondern zum Teil in den fortdauernden Nachwirkungen der eigenen innern Zuſtände beſtehen, ſo wie das Planetenſyſtem durch ſeine eigene Bewegung ſich von

neuem in Bewegung versetzt, so würde doch die ursprüngliche Tendenz der Seele, wie hochstrebend sie immer sein möchte, nicht einmal mit diesen eigenen innern Zuständen in ungesetzlicher Freiheit schalten und walten können. Auch von ihrem Bildungstriebe wird in jedem Augenblicke nur so viel verwirksamt, als die Gesamtsumme der in ihr vorhandenen Erregungen, die jetzt anstatt äußerer Reize auf sie einwirken, zur Tätigkeit hervorzulocken vermag. So realisiert sich auch ihre Tendenz allerdings nur in einem unabgebrochenen mechanischen Zusammenhang, aber sie ist doch nicht ein passives Erzeugnis desselben. Denn obwohl die Seele nicht rückwirken und antworten kann, bevor sie angeregt und gefragt ist, so ist doch der Inhalt ihrer Antworten ihr Eigentum und drückt in jedem Augenblick das aus, was sie nach der innerlichen Konsequenz ihrer Natur auf diese bestimmten Anregungen zu erwidern, auf dieser bestimmten Stufe ihrer Entwicklung auszugestalten hatte. Das Integral dieser sukzessiven Äußerungen ist die ursprüngliche Tendenz der Seele, nur daß man hier nicht bloß verschiedene Größenwerte der Rückwirkung für veränderliche Werte der Anregungen zu summieren hätte, sondern von verschiedenen momentanen Formen des Wirkens unter veränderlichen Bedingungen zu einer anfänglichen erzeugenden Funktionsform zurückgehen müßte.

Die Brauchbarkeit des Gleichnisses vom Pflanzenleben endet indessen hier. Denn der Keim der Pflanze bleibt immer eine Vielheit von Teilen, welche den Typus der künftigen Vegetation nur durch ihre Verknüpfungsweise bestimmen. So erzeugt sich im Laufe der Fortpflanzung ein System verketteter Teilchen aus einer frühern gleichartigen Verkettung anderer; aber nie hat der vegetabilische Bildungstrieb die verdichtete Existenz, in einem einzigen unteilbaren Atom als dessen Natur und Wesen zu schlummern. Deshalb gibt die Entwicklung der Pflanze der erklärenden Form der Wissenschaft überall Beschäftigung; nicht nur die erste Entstehung des Keimes und seiner ursprünglichen plastischen Anlage wird hier ein neuer Gegenstand der Untersuchung, sondern

auch der Grund jeder spätern eigentümlichen Rückwirkung, die er, bereits umgebildet, aufs neue sich von den äußern Reizen abgewinnen läßt; denn auch diese Rückwirkung beruht hier auf einer neuen Konstellation seiner verschiedenen Teile, und ist folglich nach allgemeinen Gesetzen der Gegenwirkung verschiedener Elemente zu beurteilen. Es ist anders mit dem Geiste. Seine anfängliche Bildungsanlage liegt nicht in Beziehungen unterscheidbarer Teile, sondern in dem einen unteilbaren Sinne seiner idealen Natur; die Art der Antworten, die er im Lauf seiner Entwicklung den äußern Anregungen gibt, hängt wohl auch von einer inzwischen erfolgten Verschiebung und Umordnung in seinem Innern ab, aber nicht von einer räumlichen Verschiebung gegeneinander selbständiger Teile, sondern von der veränderten intellektuellen Beziehung und Spannung zwischen der augenblicklich erreichten Form und Größe der Erregung oder Äußerung und dem beständigen idealen Gehalte der geistigen Natur, der zwar Äußerung überhaupt vielleicht nicht ursprünglich sucht, wenn sie ihm aber abgenötigt wird, sich vollständig äußern will. Auch in diesen tiefsten Gründen der geistigen Entwicklung findet sich daher die Konsequenz eines notwendigen Zusammenhanges; aber diese Konsequenz trägt nicht das Gepräge mathematischer Gesetzlichkeit, sondern das einer ästhetischen Gerechtigkeit, nur in der Art der Folgerichtigkeit, nicht in der Strenge und Festigkeit ihrer Gebote von jener verschieden. Denn während das mathematische Gesetz nur die Wechselseinflüsse gleichartiger Ereignisse unmittelbar bestimmt, verkettet die ästhetische Gerechtigkeit das für unsere begriffliche Vergleichung Ungleichartige, aber zu dem Ganzen einer Idee dennoch notwendig Zusammengehörige. Wohl mag im Ganzen unserer menschlichen Erkenntnis das Gewahrwerden dieser Gerechtigkeit nur als eine unsichere Ahnung, und die Berufung auf sie für eine unvollkommene Beurteilungsweise der Dinge gelten, weit der Sicherheit nachstehend, welche das mathematische Wissen auf seinem Gebiete erreicht; im Ganzen der Wirklichkeit selbst dagegen sind gerade ihre Gebote die ersten und unverbrüch-

lichſten, auf denen aller Zuſammenhang der Dinge beruht; ſie iſt es eben, welche die unwandelbaren Beziehungen zwiſchen denſelben erſt feſtſtellt, auf denen aller Kalkül wie auf einer gegebenen Grundlage fußen muß, um die Schickſale des einen Elementes aus denen anderer berechenbar finden zu können. Eine allgemeine Statik und Mechanik des Inhaltes geht in der Welt der andern Statik und Mechanik voran, die ſich nur auf die Größenveränderungen dieſes Inhaltes bezieht. Ihre Gebote werden uns in der Betrachtung der Natur in Geſtalt jener tatſächlichen Geſetze der Wechſelwirkung bemerkbar, welche die rechnende Theorie nicht machen, ſondern nur anerkennen kann; ſie treten uns in dem geiſtigen Leben in der allgemeinen Tendenz entgegen, die uns als der treibende Beweggrund ſeiner ganzen Entwicklung fühlbar wird.

Wie ſchwer es nun auch ſein mag, dieſe Tendenz erſchöpfend auszuſprechen, und wie zahlreich die Quellen des Irrtums, wie groß die Gefahr, die einzelnen Erſcheinungen dieſer Entwicklung willkürlich und einſeitig zu ſchätzen und zu deuten, ſo können wir doch, im Begriffe dieſen Weg einzuſchlagen, nicht zugeben, daß eine unausfüllbare Kluft die Verbindung der Anſicht von einer idealen Einheit des geiſtigen Lebens mit der andern von der mechaniſchen Verwirklichung desſelben hindere. Wer die eben gemachten Bemerkungen aufmerkſam verfolgt, wird in ihnen die andere ergänzende Hälfte einer Gedankenreihe erkennen, die wir früher zu verfechten hatten (II. S. 34 ff.). Damals mußten wir darauf hindeuten, wie allem äußeren berechenbaren Mechanismus der körperlichen Welt ein inneres Geſchehen zugrunde liegt; hier hatten wir hervorzuheben, wie unumgänglich jedes innere Geſchehen, ſo groß auch ſeine bedeutſame ideale Herrlichkeit ſein möchte, nicht nur in ſich ſelbſt geſetzlich iſt, ſondern auch ſogleich ſich wieder dem Zuſammenhange eines vergleichungsweiſe äußern Mechanismus, d. h. eines ſolchen anſchließt, welcher nicht mehr auf die äſthetiſche Konſequenz der idealen Momente, ſondern nur noch auf die Größe der wirkſamen Kraft Rückſicht nimmt, mit

welcher jedes derſelben ſich geltend zu machen weiß. Zwiſchen die ſtreitenden Auffaſſungen des geiſtigen Lebens tritt die unſere ſo, daß ſie weder die bedeutſame Idee als die ſchrankenlos geſtaltende Macht iſoliert über der niedern Sphäre des gemeinen pſychiſchen Mechanismus ſchweben läßt, noch ohne die Vorausſetzung eines geſtaltenden idealen Triebes mit der blinden Arbeit des letztern allein ſich begnügen kann. Vielmehr die Idee ſelbſt möchten wir als eine der mitwirkenden Kräfte an dieſer Arbeit faſſen, ſo daß ſie zwar ihrem Weſen nach, wie jede urſprüngliche Kraft, vom Mechanismus unabhängig vorausgeht, wirkſam aber doch nur wird, ſofern die Wärme ihres Strebens völlig als ein den übrigen wirkſamen Kräften gleichartiges mechaniſches Äquivalent auftritt. Aber die weitere Verfolgung dieſer Gedanken gehört ſo ſehr der Zukunft, daß wir uns hier begnügen müſſen, nur das Prinzip unſerer Betrachtung gerechtfertigt zu haben; zwiſchen ihm und ſeiner Durchführung im einzelnen liegt eine große Kluft, tröſtlich für die, denen dieſe wiederholte Auseinanderſetzung oft ſchon angedeuteter Überzeugungen in zu dunkele Gegenden zu führen ſchien. Denn von ſelbſt ſehen wir uns nun genötigt, zu dem bekannten Schauſpiel der Erfahrungen zurückzukehren, in denen dem beobachtenden Blicke der urſprüngliche Trieb des geiſtigen Lebens ſich verraten dürfte.

Und mit zu lebhaftem Anteil hat dieſer Blick ſeit den älteſten Zeiten auf ſeinem Gegenſtande geruht, um uns befürchten zu laſſen, der oft wiederholte Verſuch, den weſentlichen Kern der geiſtigen Entwicklung auszuſprechen, habe bisher ſein Ziel ganz verfehlen können. Dem träumeriſchen Daſein der Tierwelt, die von wechſelnden Eindrücken wechſelnd befangen wird, ſtellte man die menſchliche Weiſe als ein helles Wachen gegenüber, das durch unendlich mannigfache, ſich ſelbſt immer von neuem überbietende Reflexion jeden Eindruck und jeden Zuſtand zum Gegenſtand eines neuen Wiſſens machen kann und ſo das dumpfe Ver-

senktsein in den Inhalt der Vorstellungswelt zu einem freien lebendigen Besitze desselben verwandelt. Mit dem unklaren Bewußtsein des Tieres, das nur durch das unmittelbare sinnliche Gefühl seiner Existenz und durch Erinnerung an seine besondern, und doch wie wenig besondern, Erlebnisse sich von andern seiner Gattung unterscheidet, kontrastierte man das Selbstbewußtsein der menschlichen Persönlichkeit, die als ein völlig Individuelles sich aller Welt gegenüber wisse. In allen Stufen der menschlichen Entwicklung fand man deutlich den Beruf des Geistes ausgedrückt, nicht nur Eindrücke zu leiden von der Welt und auf sie zurückzuwirken, so wie ein Ding vom andern leidet und auf es zurückwirkt, sondern in diesem Wechselverhältnis den dunkeln Anschein einer fremdartigen Realität zu zerstören, die das Tier beständig unverstanden umgibt. In klarer Erkenntnis werde dem menschlichen Geiste das Innere der Dinge offenbar, und er begreife, daß dies ganze Nicht-Ich der Sachlichkeit nur ein verkleidetes Bewußtsein ist, unter dessen Hülle er nur sich selbst und die Züge seiner eigenen Natur wiederfinde. In allen diesen Ausdrücken und in vielen ähnlichen fühlen wir ohne Zweifel die wahre Natur des Geistes berührt, vielleicht mit einiger Hinneigung zur Überschätzung seiner bloß erkennenden Tätigkeit, und wenigstens die weiteren Ausführungen solcher Ansichten nicht frei von dem Vorwurf, hohe Bildungsstufen, die unsere Entwicklung unter günstigen Bedingungen erreichen kann, zu unmittelbar zu den natürlichen Ergebnissen derselben zu zählen; endlich vielleicht auch darin unvollständig, daß sie mit einer entschuldbaren Vorliebe für die Lichtseite dieser Entwicklung zu sehr nur den Keim des Guten in dem Geiste beachteten und nicht vorsichtig genug waren, ihn so zu schildern, daß aus seiner Naturanlage auch das Schändliche, Verkehrte und Böse begreiflich wird, dessen Dasein die Erfahrung nicht unbemerkt lassen kann. Diese Bedenken können uns indessen nicht abhalten, an die erwähnten Betrachtungen wenigstens hier anzuknüpfen, wo es uns zunächst um den Unterschied zu tun ist, um den die Intelligenz des

menſchlichen Geiſtes, abgeſehen von dem, was er ſonſt iſt, die Regſamkeit der Tierſeele überbietet.

Während in den unbeſeelten Dingen der Eindruck, den ihnen der vorige Augenblick nachließ, ein mitbeſtimmender Grund für die Geſtaltung des nächſten Augenblickes iſt, mithin die Vergangenheit durch ihre Nachwirkungen in der Gegenwart fortlebt, ſo hat ohne Zweifel ſchon das innere Leben der Tiere dies voraus, daß ſeine frühern Zuſtände nicht nur in dieſer Weiſe den ſpätern vorarbeiten, ſondern daß ſie häufig als bewußte Vorſtellungen neben den letztern feſtgehalten, und daß die Beziehung zwiſchen beiden, die dort nur eine blind wirkende Macht war, hier zum Gegenſtand eines neuen Bewußtſeins werden kann. Es iſt nutzlos beſtimmen zu wollen, bis zu welcher Feinheit ſich in den Tieren dieſe beziehende Tätigkeit entwickeln mag, und wir können zugeben, daß ſie vielleicht nur ſehr geringe Höhen erreicht, obwohl die Sicherheit, mit der dieſe Behauptung oft gewagt wird, weit mehr auf die Überhebung menſchlichen Stolzes als auf wirklicher Kenntnis der Tierſeele beruht. Die Steigerung nun, welche die Fähigkeit zu ſolcher Reflexion auf eigene Zuſtände in dem Menſchen erfährt, läßt ſich nicht wohl einfach als eine größere Stärke faſſen; es iſt kein klarer Gedanke, daß eine Beziehung zweier Elemente mehr oder weniger vollzogen werde, wenn man nicht dies Mehr und Minder entweder in der verſchiedenen Vollzähligkeit der vollzogenen Beziehungen zwiſchen allen beziehbaren Punkten des Inhaltes, alſo in der Vielſeitigkeit dieſes Tuns, oder in der vervielfältigten Wiederholung derſelben Handlung ſucht, die, ſo oft ſie geſchieht, ſich ebenſo oft wieder zu ihrem eigenen Gegenſtand, zum Objekt einer neuen Reflexion macht.

Man iſt öfter geneigt geweſen, in der letztern Weiſe jenen Unterſchied feſtzuſtellen; die Tiere mögen noch wiſſen, daß ſie verſchiedene Vorſtellungen haben und das gegenſeitige Verhältnis zwiſchen den Inhalten derſelben empfinden; aber damit ſei ihre Regſamkeit erſchöpft; der Menſch mache außerdem dieſes Wiſſen von ſeinen Vorſtellungen zum Gegenſtand eines neuen Wiſſens,

beobachte ſich alſo in ſeiner eigenen beziehenden Tätigkeit, und dies Beobachten wiederum beobachte er von neuem, und ſo ins Unendliche fort wiſſe er um das Wiſſen vom Wiſſen ſeines Wiſſens, ſo lange bis er ſelbſt müde wird, auf dieſer Leiter der Selbſtbeſpiegelung weiter aufzuſteigen, oder wir müde werden, ihm zu folgen. Beides wird ſehr bald geſchehen, denn wir überzeugen uns bald, daß die Ausſicht im Aufſteigen nicht weiter wird. Iſt es die unterſte Stufe der Leiter, nur der Schauplatz des Aufbewahrens und Verſchwindens der unmittelbaren Eindrücke zu ſein, die in beſtimmten Verhältniſſen, von mechaniſchen Geſetzen geleitet, ſich aneinander ketten, ſo iſt allerdings das Gewahrwerden dieſer Beziehungen zwiſchen ihnen und ihre wiſſentliche Verknüpfung zu einem zuſammenhängenden Weltbilde eine neue Begebenheit in der Seele und eine zweite Stufe ihrer Entwicklung. Iſt ferner dieſes erſte Erwachen des beziehenden Wiſſens zwar eine tätige, aber an den jedesmaligen Einzelfall hingegebene und ihres Tuns ſich nicht abgeſondert bewußte Ergreifung der Anſchauung, ſo bildet die Selbſtbeſinnung, welche dieſe inſtinktiven Bemühungen in ihrem Zuſammenhang unter ſich als Tätigkeiten des Ich begreift, und ſie in allgemeiner Geſtalt von den einzelnen Beiſpielen ihrer Anwendung ablöſt, ohne Zweifel eine neue, dritte Stufe der Entwicklung. Aber keine höhere Sproſſe führt nun noch eine weſentliche Umgeſtaltung der Sache, oder eine neue Stellung der reflektierenden Seele zu ihren unmittelbaren Zuſtänden herbei; jede nochmalige Spiegelung dieſes Wiſſens in einem höhern verdunkelt nur, wie jede öftere Reflexion desſelben Bildes, die Umriſſe ſeines Inhaltes. Wir gelangen nur weiter, wenn wir den zweiten der oben erwähnten Geſichtspunkte benutzen. Indem wir in den zahllos verſchiedenen Fällen äußerer Eindrücke uns der jedesmal anders geſtalteten und doch weſentlich gleichartigen Beziehungstätigkeiten bewußt werden, zu denen ſie uns veranlaſſen, ſteigern wir durch dieſe wachſende Vielſeitigkeit unſerer Reflexion unſere Kenntnis ſowohl von den Dingen als von uns ſelbſt und glauben dann durch einen höhern Standpunkt

gewonnen zu haben, was wir in der Tat der allseitigen Benutzung eines und desselben verdanken. Überlegen wir nun, wie diese drei verschiedenen Stufen des Wissens sich in der tierischen Seele und dem menschlichen Geiste verhalten.

Das erste Element alles innern Lebens, die unmittelbaren Empfindungen, welche die Außenwelt uns verursacht, haben wir als gleichartig in allen Geschöpfen angenommen, deren Vergleichung mit uns überhaupt Interesse haben könnte, und wir kommen auf ihre früher vorangeschickte Betrachtung hier nicht zurück. Das zweite Element besteht in jenen durch den Mechanismus der innern Zustände herbeigeführten Verbindungsformen, durch welche diese Eindrücke zu dem Bilde einer Welt verknüpft werden; Formen, die nicht vom Bewußtsein oder der Willkür der Seele gehandhabt werden, sondern deren Einarbeitung in den Inhalt der Sinnlichkeit ein hinter dem Rücken des Bewußtseins geschehendes Ereignis ist, dessen fertiges Ergebnis allein sich seiner Kenntnisnahme darbietet. Wir können später in wissenschaftlicher Reflexion zu erraten suchen, aber wir können nicht unmittelbar zusehen, wie unsere Seele beschäftigt ist, das Mannigfache der Eindrücke in Raum und Zeit zu ordnen; nur das glatte fertig gearbeitete Raumbild der Welt tritt vor unser Auge, und unmittelbar glauben wir die Zeit und die Bewegung der Ereignisse in ihr wahrzunehmen. Mit gleich unbewußter Notwendigkeit entstehen in uns Vorstellungen von Dingen überhaupt, und die Gewohnheit, zu jeder Veränderung des Gegenwärtigen etwas hinzuzudenken, woher sie kommen, ein anderes, wohin sie führen wird, vieles um sie her, wovon sie als von ihrer bleibenden Umgebung sich abhebt. Alle Vergleiche ferner und alle Unterscheidungen beginnen mit der Wahrnehmung von Gleichheiten oder Unterschieden, die unmittelbar in der Anschauung gegeben werden. Nur verfeinert mögen sie wohl werden durch Hilfe bewußter Überlegungen; aber alles beziehende Wissen überhaupt, wenn es in dem Bewußtwerden der Veränderung besteht, die unser innerer Zustand beim Übergang von einem Eindruck zum andern erfährt, kann die Art

und Größe dieſer Veränderung nur als ein entſtandenes Ergebnis wahrnehmen, muß aber dem unbewußten Mechanismus unſerer Natur überlaſſen, ſie hervorzubringen. Ob eine Farbe einer andern gleich oder ungleich, einer dritten verwandter ſei als einer vierten, dieſe Vergleichung liegt allerdings nicht wirklich unmittelbar in der Empfindung, aber dennoch haben wir recht, wenn wir glauben, Verhältniſſe dieſer Art ſehen zu müſſen und ſie nicht denkend begreifen zu können. Denn die Wechſelwirkungen, durch welche die den einzelnen Farben entſprechenden Erregungszuſtände unſerer Seele das Urteil über ihre Gleichheit oder ihre Verwandtſchaftsgrade beſtimmen, entgehen unſerm Bewußtſein durchaus; nur das fertige Reſultat, der Inhalt dieſes Urteils, ſteht wie eine einfache ſinnliche Tatſache vor uns. Und ebenſo würde man nie die Größenverhältniſſe zweier ſichtbaren Gegenſtände ermitteln können, wenn nicht alle Kunſtgriffe der Berechnung, die man in ſchwierigeren Fällen dazu aufbietet, ſchließlich doch allemal dadurch unterſtützt würden, daß die Gleichheit oder Ungleichheit der Teile des letzten Maßſtabes, auf den man ſich beruft, unmittelbar wahrnehmbar iſt. So kann man ſagen, daß in dem ganzen Bereich dieſer Tätigkeit, der zweiten jener Ausbildungsſtufen, die wir unterſchieden, das Bewußtſein nur nachher kommend Kenntnis nimmt von Beziehungen, die es nicht ſelbſthandelnd angeſtiftet, ſondern die ihm der unbewußte Mechanismus der pſychiſchen Zuſtände vorgearbeitet hat. Und von dieſen Beziehungen, durch welche zuerſt die wüſte Mannigfaltigkeit der zuſammenſtrömenden Eindrücke zu einer Weltvorſtellung gegliedert wird, kann man keine den Tieren abſprechen, ohne ihr alltägliches Leben unbegreiflich zu machen. Abgeſehen von den räumlichen Anſchauungen, in denen ſie ſich gleich gut zurechtfinden wie wir, beweiſen ſie durch ihre Furcht vor dem Großen und die Verachtung des Kleinen ihre Größenſchätzung, durch das Verſtändnis der Drohung ihre Gewohnheit, an die Vorſtellung des Gegenwärtigen die der nächſten Folge zu knüpfen, durch ihr Umſehen bei unvermuteten Eindrücken die andere, die Quelle zu

ſuchen, woher das Neue kommt. Weder der Neſtbau des Vogels noch das Gewebe der Spinne, noch weniger die verbeſſernde Rückſichtnahme auf Umſtände und zufällige Störungen, die beide in dieſen Werken entfalten, wäre ohne das Zugeſtändnis erklärlich, daß auch ihre Seelen Vorhandenes mit Abweſendem, mangelhaftes Wirkliche mit dem vollkommenen Bilde des Gewollten vergleichen, den Unterſchied wahrnehmen und in einem Dritten das Mittel ſeiner Beſeitigung erkennen.

Aber in der Lebhaftigkeit und Vielſeitigkeit der Ausübung dieſer Fähigkeiten finden wir ein bedeutendes Übergewicht des Menſchen. Es iſt auffallend, wie ſehr das Tier ſich zur Wahrnehmung und zum Handeln nur augenblicklich durch Ereigniſſe aufregen läßt, die ein ſeiner Gattung zukommendes egoiſtiſches Intereſſe, ſei es der Selbſterhaltung oder des Vorteils, erwecken, und wie bald ſelbſt dann nach den erſten Schritten ſeine Regſamkeit zu erlahmen beginnt, nachdem entweder die aufgeſtörten Triebe befriedigt ſind, oder die weitere Beſchäftigung mit dem eindruckerzeugenden Gegenſtande ihm keine neuen Vorſtellungen geliefert hat, die in näherem Bezug zu ſeinen Lebensbedürfniſſen ſtänden. Tauſende von Erſcheinungen und Ereigniſſen umgeben das Tier beſtändig und machen nicht nur ihre phyſiſchen Eindrücke auf ſeine Organiſation, ſondern erwecken unſtreitig auch Vorſtellungen in ihm; aber ſehr wenige von dieſen tauſenden haben für ſein Bewußtſein die anregende Kraft eines Intereſſes, welches einen ſich fortſpinnenden und allmählich erweiternden Gedankenlauf anregen und unterhalten könnte. Man täuſcht ſich allerdings, wenn man das ganze Seelenleben des Tieres nur als einen Inſtinkt faßt, der ohne Empfänglichkeit für alles zurſeite Liegende auf geradem Wege immer nur Zielen zuſtrebe, die in dem Charakter der Gattung begründet ſind; ohne Zweifel kommt auch der Tierſeele ein Gebiet unbefangener, für die mannigfach wechſelnden Lagen des Lebens empfänglicher Regſamkeit zu, ſowie umgekehrt das geiſtige Leben des Menſchen nicht durchaus ſchattenloſes Selbſtbewußtſein und freie Selbſtbeſtimmung iſt,

sondern auch durch manchen instinktiven Drang den organischen Zwecken seiner Gattung zugelenkt wird. Aber es fehlt dem Tiere in seinem Wahrnehmen die fortstrebende Unruhe der Neugier, die Großes und Kleines, Nahes und Fernes mit gleicher Lust und ohne Rücksicht auf besondere Vorteile umfaßt; es fehlt ebenso seinem praktischen Verhalten, hauptsächlich wohl durch diesen Mangel bedingt, ein Antrieb zum Fortschritt. Mag es wahr sein oder nicht, daß der Affe nicht auf den Gedanken gerät, das von Menschen verlassene Feuer, an dem er sich wärmt, zu unterhalten: jedenfalls bemerken wir nicht, daß den gelehrigsten Tieren in den Sinn käme, die Kunstfertigkeiten, die ihnen der Eifer des Menschen beigebracht, jemals zur Verbesserung ihrer Zustände zweckmäßig weiter zu verwenden. Ein allgemeiner Wissenstrieb und ein allgemeiner Drang zu vielförmigem Handeln sind dieser einseitigen und erfolglosen Lernfähigkeit gegenüber die natürlichen Instinkte des menschlichen Geistes.

Man würde mit Unrecht diesem anfänglichen Triebe eine tiefere Bedeutung beilegen; er ist weder ursprünglich auf die Wahrheit der Dinge gerichtet, noch weiß er von einem Ziele, das er verfolgte; wie der physische Hunger, der die Organisation umtreibt, ist er die Unruhe der Seele, die Beschäftigung sucht. Nach Eindrücken überhaupt ist der natürliche gesunde Mensch überall begierig; zuerst folgen seine Sinne allem, was ihnen Nahrung gibt, dann seine Gedanken allem, was den Vorrat seiner Vorstellungen mit neuem, und doch durch Anknüpfbarkeit an das schon Besessene verständlichem Inhalt vermehren kann. An glänzenden bunten Farben, an Lärm und Getöse, an allem, woran es etwas zu sehen und zu hören gibt, freut sich der Sinn wilder Völkerschaften, und die blinde Naschhaftigkeit des Kindes verrät vielleicht mehr diese allgemeine Begierde nach Eindrücken, als die besondere Lust am Geschmack; an Erzählungen und Märchen hängt beider Herz, zuerst wenigstens ohne andere Forderungen an den Inhalt, außer daß er bunt und farbenreich und wechselnd den Hunger der Einbildungskraft stille. Diese allgemeine und

formlose Lust an der Mannigfaltigkeit der Dinge beschränkt und veredelt sich im Laufe des Lebens; das Interesse an den einzelnen sinnlichen Eindrücken, die täglich sich gleichartig darbieten, trägt sich auf die wechselnden Verbindungsweisen derselben über; mit dem Zunehmen der persönlichen Erfahrungen von des Lebens Lust und Leid gewinnen an überwiegender Bedeutung alle die Wahrnehmungen, die als Ursachen oder Folgen, als Gleichnisse und Symbole an das Erlebte erinnern, und ein lehrhaftes Element wird nach und nach in den Eindrücken zu der bloßen Unterhaltung hinzu verlangt. Aber diese Verengerung des Gedankenlaufes tilgt doch selten ganz die anfängliche allseitige Erregbarkeit; sie bleibt teils in der unverwüstlichen Neugierde zurück, die überall dabei sein und das eigene Ich zum Teilnehmer oder doch zum Zuschauer aller Begebenheiten der Welt machen möchte, teils lebt sie in edlerer Form in dem poetischen abenteuernden Sinne fort, der ohne besondere Aufklärungen zu suchen, ohne bestimmte Zwecke zu verfolgen, sich an der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Welt freut, glücklich darüber, daß sie groß genug ist, um immer wieder der Empfänglichkeit des Gemütes Nahrung zu geben.

Und neben dieser lebhaften Auffassung der Welt wird ebenso früh das tätige Hinausstreben der Seele zu ihrer Veränderung und Beherrschung bemerkbar. Unsere Teilnahme haftet nicht lange an Erscheinungen, die uns ganz unveränderlich entgegenstehen; nur die höhere Ausbildung des Gemütes kann sich träumend in sie versenken, weil sie die Fülle ihres innern Lebens an sie anknüpft. Aber alles, was in den Bereich seiner Hände kommt, beginnt schon das Kind zu verarbeiten; zuerst vernichtend, teils aus Ungeschick, teils als einfachste Form, an der Gegenständlichkeit, die eine Schranke des eigenen Wesens schien, sich zur Geltung zu bringen; bald aber regt sich der feinere Trieb des Umgestaltens, der in einem bestehenden und positiven Erzeugnis sein eigenes Belieben verkörpern will. Man weiß, wie wenig dem Kinde ein starres Spielzeug genügt, dem nicht wenigstens viel-

fache Formen der Bewegung mitteilbar sind, und wie früh und allgemein sich seine Neigung zeigt, jede vorgefundene Aufstellung eines Mannigfachen umzuändern, nicht weil sie, so wie sie war, einem besondern Bedürfnis widersprach, sondern weil es überhaupt dem Triebe der Willkür widerspricht, daß etwas geordnet sei, ohne von ihr geordnet zu sein. Und noch viel einfacher zeigt sich dies Hinausgreifen des Ich über die Welt. Es ist dem Kinde nicht nötig, seine Arbeit an die Dinge verwandt zu haben, um sich auf sie ein Recht des Besitzes zuzuschreiben; schon was es gesehen hat, scheint ihm sein Eigentum, weil doch sein Blick darauf geruht hat; noch viel mehr jeder Gegenstand, der sich länger in seiner Umgebung befand, ihm öfter als Mittel seines Spieles gedient und mit ihm in einer Wechselwirkung gegebener und empfangener Eindrücke gestanden hat. Und darin ahmt ihm der Erwachsene eigentlich nach; der erste zufällige Entdecker eines Naturproduktes oder einer schönen Landschaft fühlt sich als geistiger Eigentümer und hat oft die Versuchung zu überwinden, sich für gekränkt zu halten, wenn nun die Kenntnis anderer von seinem Funde Besitz nimmt. Am Ende ist alles, der Boden und die Bäume, die auf ihm wurzeln, die beweglichen Stoffe und die Tiere, ursprünglich auf diese Weise zur Habe des Menschen geworden; erst die streitenden Ansprüche Verschiedener haben zu bestimmteren Formen der Besitzergreifung geführt.

Nun würde alle diese unruhige Begier des Handelns der Vielseitigkeit der Ausbildung von früh an hinderlich werden, wenn sie bald auf Gegenstände träfe, in deren dauerndem Interesse sich der Geist befangen lassen könnte. In der Tat führt das spätere Leben durch die Wahl eines Berufes zu dieser Verengung der geistigen Regsamkeit und zur nachträglichen Entwicklung eines einseitigen Instinktes, der von vielem sich teilnahmlos abwendet, woran das natürliche Gemüt unbefangenes Interesse nimmt. Aber mit Recht ist längst hervorgehoben worden, welche begünstigende Bedingung besseren Erfolges in der langen unbehilflichen Kindheit des Menschen liegt. In seiner nächsten Umgebung trifft

die unruhige Beweglichkeit des Kindes kaum etwas an, was durch dauernde und hervorstechend große Lust sich ihm zum bleibenden Zwecke seines Trachtens gestalten könnte, und geschähe es doch, so würde der Mangel an Kraft die energische und stetige Verfolgung solcher Ziele hindern. Sehr viele Vorstellungen sammeln sich daher einstweilen an, ohne sofort in einzelne Handlungen übergehen zu können, und durch die Ausführung derselben die Empfänglichkeit von andern bildenden Eindrücken abzuwenden. Was dem Kinde möglich bleibt, sind meist nur formelle oberflächliche Umgestaltungen seiner Umgebung, die wenig äußerlichen Erfolg, keine hervorstechende sinnliche Lust, keine Befriedigung dringender Bedürfnisse, um so mehr aber eine außerordentliche Menge neuer Anschauungen und Vorstellungen des Zusammenhanges zwischen veränderlichen Verhältnissen gewähren. Die menschliche Kindheit ist nicht nur, wie die spielerische Jugend des Tieres, ein vergnügter Scherz sinnlichen Behagens, sondern zugleich eine Zeit des Lernens und der Poesie; kindischer Poesie freilich, aber doch einer echten, die mit wunderbarer Leichtigkeit und sinnlicher Uninteressiertheit sich in die Verhältnisse der Dinge nicht nur wissend, sondern auch gemütlich einlebt, und von der ein Nachglanz auch dem allmählich verarmenden Leben zurückbleibt.

Die Menge der so entstandenen Kenntnisse scheint zunächst nur als eine Auswahl von Mitteln Wert zu haben, die später zur Erfüllung sich einfindender Zwecke zu Gebote stehen; allein auch wenn wir zunächst davon absehen, daß Humanität nicht in der Virtuosität des Wissens, gleichviel welches Inhaltes, besteht, sondern gar sehr von dem Werte und der vielseitigen Bedeutung dessen abhängt, was eben diesen Inhalt unserer Weltanschauung bildet, so hat doch auch für die bloß formelle Vollendung der menschlichen Intelligenz die Ausdehnung des gewonnenen Vorstellungsinhaltes ihren offenbaren Vorteil. Es ist ein leerer Aberglaube, daß der Mensch, auch wenn die Umgebungen seines

Lebens ihm nur die ärmlichſten und monotonſten Wahrnehmungen zuführten, doch durch die ihm eingeborne Art, ſie aufzufaſſen, dem Tiere unendlich überlegen ſein würde; eben dieſe Auffaſſungsweiſen bilden ſich nur durch Übung an dem Stoffe der Erfahrung aus, und wo die Kärglichkeit der äußern Wahrnehmungswelt ihre Entfaltung doch nicht ſehr zu hindern ſcheint, da findet, was wir meiſt vergeſſen, ein großer Erſatz durch die Erziehung ſtatt, die unzählige, in dem äußern Leben fehlende Anknüpfungspunkte des Nachdenkens durch Überlieferung hinzufügt. Auf dieſe allmähliche Ausbildung der Intelligenz haben wir jetzt einige Blicke zu werfen.

Ihre erſten Schritte verraten kaum eine Tätigkeit, die wir nicht auch dem Tiere zugeſtehen müßten. Solange die buntgefärbte Fläche, die etwa das Sehfeld darböte, unverändert und unbewegt bliebe, würde die Anſchauung, auch wenn ſie mit der Abſicht einer Zergliederung hinzuträte, aber noch durch keine frühere Erfahrung geleitet würde, keine Veranlaſſung finden, jene Teilſtriche anzubringen, welche dies ganze Gemälde in eine Anzahl einzelner Bilder zerfällten. Erſt die Bewegung, welche die vorige Zeichnung und Lagerung zerreißt, lenkt den Blick auf die einzelne Geſtalt, die alle ihre Beſtandteile unverändert zuſammenhaltend ſich von der Umgebung löſt, und indem unſer Auge ſie verfolgt, gewinnt ihre beſtändige Gleichheit mit ſich ſelbſt an Klarheit das Übergewicht über die wechſelnden einander gegenſeitig verdunkelnden Hintergründe, an denen ſie vorübergeht. So entſtehen Bilder der Dinge, in dem Tiere wie in dem Menſchen, nur daß der letztere, wenn er ſie mit Namen der Sprache bezeichnet, ein früh ſich einfindendes Nebengefühl ausdrückt, das wir in dem Tiere bezweifeln, dies nämlich, daß das Mannigfache in jedem ſolchen Bilde nicht nur beiſammen ſei, ſondern zuſammen gehöre, als innerliche Einheit eines Ganzen von Teilen, nicht nur äußerliche eines Haufens von Vielem. Nun beſteht die wahrnehmbare Welt nicht aus unzähligen, unvergleichlichen Einzelheiten, ſondern aus mannigfachen Verknüpfungen von Eindrücken,

die in wenige aufeinander nicht zurückführbare Gruppen zerfallen. Schon die unmittelbare Wahrnehmung aber unterscheidet nur unvollkommen zwei sehr nahe benachbarte Glieder solcher Reihen, zwei Farbenschattierungen, zwei fast gleich hohe Töne; noch mehr entgehen solche Unterschiede der Erinnerung, wenn ein Zeitverlauf zwischen die erste und die zweite dieser Empfindungen fiel. Mit unmittelbarer Deutlichkeit tritt anderseits für unsere Anschauung das Verwandte in mehreren Gliedern jeder Reihe hervor, obgleich es von dem gleich deutlich mitgefühlten Ungleichen nicht trennbar ist. Was Rot und Blau beide zu Farben macht, läßt sich nicht absondern von dem, was Rot zu Rot und Blau zu Blau macht, aber trotz der Unmöglichkeit dieser Zergliederung erkennen wir doch lebhaft die Ähnlichkeit beider in dem gemeinschaftlichen Namen der Farbe an. So entsteht, indem dasselbe sich an Tönen, Geschmäcken, Gerüchen und den Empfindungen des Tastsinnes wiederholt, eine Gruppe allgemeiner Vorstellungen, deren Inhalt nicht durch zusammensetzende Tätigkeit des Denkens hervorgebracht und nie für sich allein, sondern stets nur an den verschiedenen Beispielen anschaulich ist, als deren einfacher, gemeinsamer Charakter er unmittelbar empfunden wird. Zugleich mit dieser Gruppe aber, und begünstigt durch das leichte Zusammenfallen verwandter aber doch nicht ganz gleicher Merkmale in einen Eindruck, entwickeln sich jene andern allgemeinen Bilder, in denen eine Mannigfaltigkeit verbundener Teile unterschieden bleibt; Bilder von Gegenständen, welche die Wahrnehmung oft, in vielfachen Exemplaren darbot, und deren Einzelformen mit Verwischung ihrer feinen Unterschiede und mit Verstärkung ihrer gemeinschaftlichen Züge sich zu einem mittleren Gesamtumriß verschmolzen haben. Auch hierin liegt an sich nichts, was die menschliche Intelligenz auszeichnete; ganz ähnliche allgemeine Bilder kommen ohne Zweifel auch in dem Vorstellungslaufe des Tieres vor; es muß deren haben, schon um seine Feinde erkennen zu können, oder die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; denn beide fallen in verschiedenen nicht gleichen, sondern nur ähn-

lichen Exemplaren in seiner Erfahrung, und beide können namentlich jeder Furcht vor Zukünftigem, die das Tier ausdrückt, nur als solche unbestimmte allgemeine Bilder vorschweben. Ein einziger Zug mag hierin dem menschlichen Vorstellen eigentümlich sein: der neue Eindruck ruft nicht nur in unserer Erinnerung das allgemeine Bild, dem er ähnlich ist, als eine begleitende Erscheinung wieder hervor, sondern dies Allgemeine wird von uns als das beherrschende Gesetz angesehen, welches die Verbindung der Merkmale in jeder besonderen Wahrnehmung vorzeichnet, oder als der bleibende wesentliche Stamm, an den sich veränderlich hier diese, dort andere bestimmtere Eigenschaften knüpfen.

Hierin liegt der einzige unterscheidende Charakter, welcher die Begriffe des menschlichen *Denkens* auszeichnet, so nämlich, wie sie wirklich im unbefangenen Anschauen der Welt in uns entstehen, abgesehen von der höheren Ausbildung, die ein schulmäßiges Denken ihnen zu geben sucht und oft mit Unrecht schon in ihnen zu finden glaubt. Sehr vielen Worten der Sprache entspricht sogar im gewöhnlichen Gebrauch eine noch weniger ausgebildete Auffassungsweise ihres Inhaltes. Wer von Natur, von Leben, von Geschichte spricht, häuft in diesen Namen eine unbestimmte Menge einzelner nur sehr teilweise bekannter Ereignisse zusammen und begleitet diese Summe mit dem Nebengedanken, daß sie ein Ganzes bilde, ohne doch durch irgend ein mitgedachtes und angebbares Gesetz die Form ihrer Vereinigung zu bestimmen. Selbst da wo dies geschieht, wie in dem Eigennamen einer Person, für deren individuelle Merkmale wir das Allgemeinbild des Menschen als vereinigendes Muster hinzudenken, ist diese aufklärende und formbestimmende Tätigkeit unsers Vorstellens überall unvollendet und unvollendbar. Denn dies Bild des Menschen, durch welches wir hier Klarheit schaffen wollen, wird eine neue Erläuterung der Art bedürfen, in welcher seine eigenen Bestandteile zu einem Ganzen verbunden sind. Wir geben diese Erläuterung dadurch, daß wir das noch allgemeinere Bild des Tieres als das Muster anführen, nach welchem die Merkmale

des Menschen zusammenhängen. Man sieht, wie dies weiter geht: jede Definition, die das unmittelbar Gegebene durch sein innerliches Bildungsgesetz zu bestimmen sucht, schiebt nur, wenn sie auf die allgemeinere Art oder Gattung zurückgeht, den größern Teil der ausführenden Arbeit als einen schon ausgeführten zur Seite. Sie beruft sich darauf, der natürliche Mechanismus des Vorstellungsverlaufes werde in jedem Bewußtsein verständliche und anschauliche Bilder dieses Allgemeineren bereits erzeugt haben, von denen sie nun ausgehen will, um durch Hinzufügung der letzten unterscheidenden Merkmale das spezielle Bild des besondern Inhaltes zu vollenden, von dem die Rede sei. Je weiter indessen die allgemeinen Vorstellungen von der unmittelbaren Wahrnehmung des einzelnen abliegen, um so weniger ist offenbar auf Vollständigkeit, Klarheit und übereinstimmende Feststellung ihres Inhaltes zu rechnen; im Gegenteil wird im naturwüchsigen Gebrauch des Denkens jeder Begriff dann am klarsten sein, wenn er sich nur auf das zunächst liegende allgemeine Bild beruft, dessen wesentliche Züge noch jedes Bewußtsein mit erträglicher Vollständigkeit und Genauigkeit beisammenhält. Sollen nun auf den Grund dieses Bildes die besondern Züge des einzelnen Gegenstandes aufgetragen werden, so würde eigentlich jedes der allgemeinen Merkmale des ersteren einer besondern und eigentümlichen Modifikation bedürfen, um als Merkmal des letztern auftreten zu können; jeder Zug des allgemeinen Charakters des Tieres z. B. würde in dem besondern Wesen des Menschen in eigentümlicher menschlicher Form ausgeprägt sein. Aber anstatt dieser selbst für die Wissenschaft unerfüllbaren Aufgabe muß sowohl die logische Definition als der gemeine Gebrauch des Denkens sich begnügen, einen oder wenige charakteristische Züge des Menschen hervorzuheben, die ihn von andern Arten der Tiere unterscheiden, die Verbindung dieses Zuges aber mit den übrigen Eigenschaften bleibt ebensosehr einem unklaren Gesamteindruck überlassen, wie die Bedeutung des höhern Begriffes vom Tiere, ursprünglich einem solchen überlassen blieb. So wenig geben

unsere gewöhnlichen Begriffe die innere Organisation ihres Inhaltes wieder; nicht sowohl zur Erkenntnis dessen bestimmt, was ihr Gegenstand eigentlich ist, als vielmehr zu seiner bloßen Unterscheidung von dem, was er nicht ist, knüpfen sie meist nur an einen ganz unanalysierten Gesamteindruck eine vage Erinnerung an ein Allgemeines, das in ihm gebietet, und einige wenige Kennzeichen, die seine Verwechslung mit anderem verhüten. Daß sie selbst hierin von dem Stande unserer jedesmaligen Kenntnis abhängig sind, daß sie in der Erweiterung der Erfahrung teils früher angenommene Unterscheidungsmerkmale wieder aufheben, teils das Allgemeine anders und näher bestimmen, daß sie endlich durch einzelne Bedürfnisse der Untersuchung und des alltäglichen Nachdenkens genötigt, allmählich tiefer in jene unzergliederte Fülle ihres Inhaltes eindringen und sie aufzuklären suchen müssen, alles dies bedarf so wenig weiterer Beweise, als die oft gemachte Bemerkung, daß sie damit nie zu Ende kommen, daß also unsere Begriffe stets veränderliche, sich immer mehr ausgestaltende Bildungen unsers Vorstellens sind.

Aber nicht nur im Verlauf eben dieser Fortentwicklung erreichen sie zuletzt eine Stufe der Vollendung, die dem tierischen Gedankenlaufe versagt bleibt, sondern überall unterscheidet sie allerdings von den allgemeinen Bildern, die ihre Stelle in diesem vertreten, jener oben erwähnte wesentliche Zug, daß das Allgemeine zu dem Besonderen als sein formgebendes Gesetz hinzugedacht wird. Wie unausführbar auch im einzelnen und wie bedenklich in vielen ihrer Anwendungen diese Gewohnheit unsers Denkens sein mag: neben dem einfacheren Gedanken des Ganzen und seiner Teile, durch welchen das Zusammensein des Vielen in ein Zusammengehören verwandelt ward, ist sie ein neuer Ausdruck der Tendenz des Geistes, die innern Zusammenhang und Gesetzlichkeit überhaupt allenthalben in den Erscheinungen sucht, obwohl sie teilweise den Weg verfehlen mag, der dahin führt. Dieser Nebengedanke aber haftet gleich kraftvoll an den undeutlichsten wie an den vollendetsten Begriffen, und weit ent-

fernt eine künſtliche Bildung des ſchulmäßigen Nachdenkens zu ſein, iſt die Vorausſetzung, die Fülle der Welt ſei nur in einem umfaſſenden abgeſtuften Syſtem von Gattungen, Arten und Unterarten zu begreifen, dem gewöhnlichſten Benehmen des Menſchen allenthalben eingewachſen. Ich will nicht darauf zurückkommen, welchen Zauber ſchon der ſprachliche Name der Dinge übt, und wie ſein Ausſprechen das vorher Unbekannte bekannt zu machen ſcheint, weil man nun die Gewißheit hat, daß es in irgend einem Allgemeinen ſeine Stelle hat; ich darf nur an die Leichtigkeit erinnern, mit der zu ihrem eigenen Schaden die Wißbegierde ſich oft befriedigen läßt, ſobald ſie gelehrt wird, einen vorkommenden Fall unter ſeine allgemeine Art unterzuordnen; an die unvertilgbare Sucht, ſelbſt Ereigniſſe und Zuſtände, deren wahre Natur in jedem Falle nur aus dem Zuſammenwirken ihrer ſpeziellen Bedingungen begriffen werden kann, lieber aus ihrer ſyſtematiſchen Stelle in irgend einer Klaſſifikation verſtehen zu wollen; an die ganze logiſche Keckheit und Verzagtheit, die zu ſo verſchiedenen Sophismen in der Behandlung der Dinge und des Lebens führt, je nachdem ſie entweder bei den geringſten Unterſchieden des Gegebenen Halt macht und für verſchiedene Arten der Verhältniſſe auch verſchiedene Behandlungen verlangt, oder über unzählige Differenzen leicht hinwegſpringt und gleichartiges Verfahren gegen alles fordert, wofür es noch eine entfernte Möglichkeit ſeiner Zurückführung unter einen gemeinſamen Artbegriff gibt.

Und zu dieſen Erſcheinungen im Gebiete des Erkennens tritt ein wichtiges Gegenbild des praktiſchen Verhaltens. Von allen Handlungen verlangen wir, ſie ſollen eine Art haben; in der Bezeichnung des Unartigen liegt die Mißbilligung, die noch abgeſehen von allen ſittlicheren Rückſichten ſchon dem zuteil wird, was ſich dieſer notwendigen Vergleichbarkeit aller Dinge und Verhältniſſe entzieht. Der Egoismus des einzelnen erkennt die Bedeutſamkeit dieſes Begriffes ſelbſt durch die Widerſprüche an, in die er ſich verwickelt; niemand mag gern als eine Art Menſch bezeichnet werden, ſeine Individualität ſträubt ſich lebhaft gegen

die Fessel eines allgemeingültigen Maßstabes, die ihm hierdurch angelegt wird; aber jeder beruft sich gern, um seine Ansprüche zu begründen, nicht nur darauf, daß er Mensch sei, sondern ebenso häufig darauf, einer bestimmten bevorzugten Art der Menschen anzugehören. Die roheste tyrannische Willkür kommt im wortlosen Handeln wohl, aber höchst selten in Zumutungen, die sie ausspricht, soweit, dem andern etwas aufzulegen, was aus völliger individueller Willkür hervorginge, und nicht durch einen sophistischen Vorwand als ableitbar aus irgend einer allgemeinen Art der Menschen, der Dinge, der Verhältnisse gedeutet werden könnte. Die erste Feststellung sozialer Einrichtungen ist nicht unter der Herrschaft allgemeiner Sittengesetze, die zunächst sich auf die Handlungen und die Gesinnung bezögen, sondern unter dem Einflusse der Artbegriffe entstanden; sie ging zuerst davon aus, die besondere Natur und Stellung jedes Individuums zu bestimmen, und ihm daraus die Summe seiner Pflichten und Rechte abzuleiten, die ihm als dieser Art von Wesen zukomme; und wie weit ausgebreitet ist noch jetzt die traurige Gewohnheit, Verschiedenheiten der gesellschaftlichen Stellung, die irgend eine Ursache herbeigeführt hat, zu fernerhin unvertilglichen Artbegriffen erhärten zu lassen und daraus Folgen zu ziehen! Man darf ferner nur einen flüchtigen Blick auf den großen Verlauf der Geschichte werfen, um zu bemerken, wie entschieden in allen Augenblicken, in denen es sich um Neugestaltung geselliger Verhältnisse handelt, neben ganz tierischer Roheit überall die unverwüstliche Neigung des Menschen zu systematischem Doktrinarismus hervortritt. Es gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der Bildung, unterscheiden zu können, in welchen Fällen ein Zurückgehen auf allgemeine Prinzipien unerläßlich und jede partielle Maßregel verderblich ist, und in welchen andern es ebenso unabweislich geboten ist, Ungleichartigkeiten zu schonen, den vorliegenden Zustand aus seinen speziellen Bedingungen zu begreifen, und durch deren spezielle Änderung, durch Maßregeln des Augenblickes, durch Ausnahmsverhältnisse zu bessern. Diese Einsicht findet sich selten; in der

Regel je ungebildeter der Mensch und je ungewohnter ihm ein Gebiet ist, auf das er neu berufen wird, um so mehr entwickelt sich in ihm ein alles systematisierender Formalismus, eine trockene Vorliebe für symmetrische Schemata, ein poesieloses Kleben an ärmlichen, leicht übersehbaren Symbolen, eine Neigung, alles Individuelle nur als Exemplar eines kalten Artbegriffes zu numerieren. Aber in allen diesen Einseitigkeiten können wir doch nur das Bestreben finden, jene allgemeine Ahnung der Gesetzlichkeit, den wesentlichsten Zug des menschlichen Denkens, in ihrer einfachsten und rohesten Form an dem Inhalte zur Geltung zu bringen, dessen Natur zu großem Teil eine weit feinere Anwendung derselben Voraussetzung verlangt.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den weiteren Umwandlungen der Begriffsformen nachzugehen, die nicht mehr dem allgemeinen menschlichen Leben, sondern der Wissenschaft angehören. Wir haben nur zu erinnern, daß in derselben Weise, in welcher so die allgemeinen Bilder oder Begriffe der Gegenstände entstehen, sich auch die der Begebenheiten, der Beziehungen, der Verhältnisse entwickeln, teilweise mit noch mehr Unklarheit und Unsicherheit, wie dies die weniger selbständige und anschauliche Natur ihres Inhaltes erwarten läßt. Aber wir können nicht zugeben, daß außer diesen der Erfahrung entwachsenen sich im Geiste noch andere, vor aller Erfahrung ihm eigene Begriffe vorfänden, angeborne Begriffe, durch deren ursprünglichen Besitz ihm von Haus aus das klare Bewußtsein der Regeln für die denkende Verarbeitung seiner Wahrnehmungen geschenkt wäre. Wir haben früher bereits uns dafür entschieden, daß der vielmißbrauchte Name angeborner Ideen nur Gewohnheiten des Handelns bezeichnen könne, die sich aus der Natur des Geistes notwendig, aber zunächst ihres Zieles und ihrer eigenen Bedeutung unbewußt, entwickeln, und daß erst eine spätere Reflexion auf sein eigenes Tun dem Verstande ein Wissen von diesen Trieben ver-

ſchaffe, denen er ſich in unzähligen Anwendungen bereits hingegeben hatte. Man hat ſoviel von reinen Verſtandesbegriffen geſprochen, die der Menſch als urſprünglichen Beſitz den Eindrücken der Wahrnehmung entgegenbringe, ohne doch angeben zu können, auf welche Weiſe ſie ſo urſprünglich in ihm enthalten ſein mögen, da doch leicht nachweisbar weder das Bewußtſein des Kindes, noch das des Ungebildeten ſie als fertige Vorſtellungen einſchloß. Man hat gehofft, ihre ganze Anzahl vollſtändig entweder in einer tabellariſchen Überſicht oder in einer gegliederten Reihe aufzeigen zu können, und doch haben nie die Meinungsverſchiedenheiten über das aufgehört, was zu dieſer Summe der uns angebornen Denknotwendigkeit zu rechnen ſei; ein Streit, der nie entſtehen konnte, wenn in der Tat jedem Geiſte die Geſamtheit dieſer Wahrheit urſprünglich eingepflanzt, und wir nicht genötigt wären, ſie im Laufe einer Entwicklung, die Irrtum und Ungewißheit zuläßt, erſt zu finden.

Und hätten wir ſie dann gefunden, ſo würden wir endlich auch bemerken, daß es keine ungünſtigere Form des Ausdruckes für ſie geben kann, als die hergebrachte, die von angebornen Begriffen ſpricht. Soll es in uns einen Keim der Wahrheit geben, durch deſſen Anwendung wir die mannigfaltigen Wahrnehmungen zu innerm Zuſammenhang bringen könnten, ſo muß dieſer Keim wenigſtens in der Form von *Urteilen* gegeben ſein, die uns lehren, wie wir von einem Inhalt der Wahrnehmung mit Recht und innerer Notwendigkeit zu einem andern übergehen können; er würde ganz nutzlos ſein in Geſtalt einfacher Begriffe, von denen ſich nicht würde ſagen laſſen, was mit ihnen zu beginnen ſei. Und ſelbſt in dieſer Form, recht eigentlich als *Vorurteile* über den notwendigen Zuſammenhang aller Erfahrungen, die da kommen könnten, finden wir die meiſten dieſer Sätze doch nicht als bewußte und anerkannte Maßſtäbe der Beurteilung in uns, ſondern ſie wirken urſprünglich in uns allenthalben wie verſchwiegene, ihrer ſelbſt unbewußte Vorausſetzungen, unter deren Einfluß wir wohl im einzelnen die weitere Verknüpfung der

Wahrnehmungen vornehmen, ohne doch sie selbst und ihren eigenen wesentlichen Inhalt abgesondert für sich zu kennen. Erst wenn eine ausdrückliche Frage an uns gerichtet wird über die Gründe, auf die sich unsere instinktive Beurteilung der Dinge, unsere Überzeugung von der Gewißheit der eigenen und der Falschheit einer entgegengesetzten Ansicht beruft: erst da brechen diese vorher nur blind wirkenden Vorurteile zum Bewußtsein hindurch. Und man wird dann finden, daß einige wenige von ihnen sich mit der vollen Klarheit einer nicht anders sein könnenden Wahrheit aufdrängen, viele dagegen in dem Versuche sie auszusprechen die Sicherheit und Gewißheit verlieren, mit der sie als unausgesprochene Vorurteile uns leiteten, manche endlich sogleich, sobald man sie in allgemeiner Gestalt von ihren gewohnten Anwendungsobjekten zu lösen sucht, sich als Irrtümer verraten, deren Falschheit nur um der besondern Eigentümlichkeit dieser Objekte willen unbemerkt bleiben konnte.

Ein zweiter aufmerksamer Blick wird ferner lehren, daß auch diejenigen Sätze, deren Überredungskraft nicht so schnell verloren geht, doch aus sehr verschiedenen Quellen stammen. Nur sehr wenige von ihnen sind dergestalt von allem bestimmten Inhalte der Erfahrung unabhängig, daß sie uns als notwendige Gesetze jeder Welt, sie sei welche sie wolle, mithin als unerläßliche Bedingungen der Denkbarkeit von Allem erscheinen. Manche andere haben nur eine mittelbare Gewißheit und ihre Gebote kommen uns als unabweislich vor, weil die Welt nun einmal so ist, wie sie ist; die großen allgemeinen Formen der Wirklichkeit haben uns hier imponiert und uns daran gewöhnt, für selbstverständlich und notwendig zu halten, was wir tatsächlich allenthalben wiederkehren sehen. Endlich würden wir leicht bemerken können, daß manche scheinbare Notwendigkeit eines bestimmten Verhaltens der Dinge, die wir in noch andern Sätzen ausgesprochen finden, keineswegs durch die Undenkbarkeit ihres Gegenteils bestätigt wird, daß sie also nicht etwas ausdrückt, was anders nicht sein *könnte*, sondern etwas, was so sein *soll*,

wie wir es meinen, und absurd sein würde, wenn es anders wäre; ästhetische und sittliche Regungen unsers Gemütes sind hier im stillen tätig gewesen und haben uns vermocht, Verhältnisse, die unserem Ideal einer vollkommenen Welt entsprechen, für denknotwendige Gesetze jeder wirklichen Welt zu halten. Das Gesetz der Identität und das des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung mögen als Beispiele der ersten dieser Gruppen dienen; die Vorstellung von einer notwendigen Beständigkeit der Masse, von der Unvergänglichkeit des Stoffes und zahlreiche andere Voraussetzungen, die wir uns über Naturereignisse bilden, erläutern die zweite; die Sehnsucht nach irgend einer höchsten Einheit der Welt, die Verehrung dieses Begriffes der Einheit überhaupt gehört kenntlich der dritten an. In allen diesen Dingen ist es fast nirgends die reine Intelligenz, möge sie Verstand oder Vernunft genannt werden, die uns jene für unverbrüchlich gehaltenen Voraussetzungen diktiert; es ist überall der ganze, der zugleich denkende, zugleich ästhetisch fühlende und sittlich urteilende Geist, der aus der Gesamtheit dieser seiner vollen Natur heraus jene verschwiegenen Obersätze in uns hervorbringt, denen unsere Wahrnehmung den Inhalt der Erfahrung unterzuordnen sucht. Und anderseits ist es auch dieser ganze Geist nicht als reiner, von der Erfahrung noch unberührter, dem wir diese Voraussetzungen unserer Beurteilung der Dinge wie fertig uns mitgegebene Werkzeuge verdanken, als hätte er sie als Ergebnis einer Konkordanz zwischen allen den Forderungen seiner intelligenten, ästhetischen und sittlichen Natur gestiftet; vielmehr die wirklichen Erfahrungen selbst sind es erst, die den Geist reizen, allmählich sein Wesen zu entfalten und im Kampf mit den Dingen sich die Kampfweisen zu bilden, die er bedarf. Alle jene Systeme, die da geglaubt haben, den Inhalt der denknotwendigen Wahrheit als eine abgeschlossene vollständige Reihe gleich ursprünglicher Erkenntnisse darstellen zu können, haben in der Tat vielmehr Reflexionen von sehr verschiedenem Datum gesammelt, die der menschliche Geist im geschichtlichen Lauf seiner Bildung an den Stoff der äußern Wahr-

nehmung und an die Schicksale des Lebens zu knüpfen gelernt hat, und unter denen nur wenige Grundsätze sich finden, die sich als ursprünglich ihm angehörige Wahrheiten bezeichnen lassen, d. h. als solche, die unabhängig von dem bestimmten Inhalte der Erfahrung sich in jedem Gemüt übereinstimmend und so frühzeitig entwickeln, daß die Gewinnung aller andern Erkenntnisse unter ihrem Einflusse und mit ihrer Hilfe geschieht.

Auch wenn wir nicht dieser Ansicht wären, so würde doch unser gegenwärtiger Zweck, der nicht in der Darstellung aller erreichbaren Wahrheit, sondern in der Schilderung der Art liegt, wie ein Teil derselben in der naturwüchsigen Entwicklung des Menschen erreicht wird, uns zur Beschränkung auf wenige Beispiele nötigen. Das Gesetz der Identität, daß jeder gedachte einfache Inhalt sich selbst gleich sei, und das Gesetz der Kausalität, nach dem jede Veränderung ihre Ursache verlangt, gehören beide zu der Zahl jener letztern Sätze. Obwohl sie gewiß dem Geiste nicht als bewußte Besitztümer angeboren sind, so läßt doch jeder sich leicht dahin bringen, sie, wie ungeschickt auch immer, auszusprechen und sich ihrer als bisher unbewußt befolgter Grundsätze seines Erkennens zu erinnern, denen er von nun an um ihrer Notwendigkeit willen mit Bewußtsein folgen werde. Woher kommt nun der Inhalt dieser Sätze und woher das Gefühl ihrer Notwendigkeit? Hat uns die äußere Erfahrung durch die ruhige Unveränderlichkeit der Dinge, solange sie sich selbst überlassen bleiben, und durch die Veränderungen, die so häufig ihr Zusammentreffen untereinander begleiten, daran gewöhnt, an die Vorstellung jedes einzelnen einfachen Inhaltes nur die Erwartung seines Gleichbleibens mit sich selbst, an eine Begegnung mehrerer die einer Änderung und umgekehrt an jede Wahrnehmung einer Änderung den Gedanken eines ihr vorausgehenden Grundes zu knüpfen? Aber die äußere Erfahrung bietet umgekehrter Fälle die Menge: scheinbar sich selbst überlassene Dinge, die doch sich nicht gleich bleiben, Veränderungen, deren Ursachen und Folgen uns entgehen; aus ihr kann kein denknot-

wendiges Gesetz entspringen, welches die Verhaltungsweise, die nur einem Teile der Wirklichkeit erfahrungsmäßig zukommt, auf das Ganze derselben und auf alle denkbare Zukunft ausdehnte. Doch wenn wir nun nicht bloß zusehend, sondern experimentierend verfahren und überall, sobald wir gewisse Umstände erzeugt haben, eine bestimmte Folge eintreten sehen, finden wir dann nicht beides zugleich, sowohl den innern Zusammenhang der Bedingtheit, als die Gleichheit der Folge, die denselben Bedingungen gehört? Aber auch dies würde uns nur berechtigen, Zusammenhang zwischen denjenigen Paaren von Ereignissen zu behaupten, zwischen denen ihn unser Experiment nachwies, aber nicht dazu, einen ähnlichen allgemein gültig vorauszusetzen. Gehen wir daher, wenn die äußere Erscheinung dies nicht leisten kann, auf die innere zurück, und versuchen wir, ob es uns gelinge, irgend einen einfachen bestimmten Inhalt zugleich als das zu fassen, was er ist, und als das, was er nicht ist, oder als sich verändernd ohne irgend einen Grund der Veränderung. Wir werden ohne Zweifel bei jedem einzelnen Versuche dieser Art scheitern, gleichviel an welchem einfachen Inhalt wir ihn anstellen; aber an sich beweist doch das Mißlingen in dem einen Augenblick und an dem einen Objekt keineswegs, daß derselbe Versuch in einem andern Augenblick und an einem andern Objekt ebenso mißlingen müsse: es sei denn, daß irgend etwas uns berechtigte, jeden einzelnen dieser Fälle als eine Bürgschaft für alle denkbaren Fälle zu betrachten.

Dieses Etwas ist nun da; es besteht in nichts anderem, als in eben jenem Satze der Identität selbst, dessen richtig gefaßter Sinn vorher von dem Bewußtsein als eine völlig unbedingte grundlose und notwendige Wahrheit aufgefaßt und geglaubt sein muß, ehe davon die Rede sein kann, daß irgend eine andere besondere, durch den Mechanismus unserer geistigen Natur herbeigeführte, zuerst unbewußt vollzogene, dann mit Bewußtsein von uns wahrgenommene Verknüpfungsweise der Eindrücke uns mit dem Gefühle ihrer Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit überkommen solle. Nicht daraus kann die Notwendigkeit des

Satzes der Identität *für uns* bewiesen werden, daß er zuerst *in uns* gültig sei, und wir es dann merkten bei dem Versuche, ihm zuwider zu handeln; vielmehr um aus den einzelnen Fällen, in denen wir doch allein mit ihm oder mit einem andern denknotwendigen Satze diesen Versuch machen können, auf das notwendige Mißlingen in allen Fällen schließen zu dürfen: dazu muß die unmittelbare Gewißheit eben desselben Satzes schon vorausgehen, die Gewißheit, daß ein Fall so gut ist, wie unzählige gleiche, daß überall, wo gleiche Bedingungen wiederkehren, die gleiche Folge mit ihnen verbunden ist, die Gewißheit, daß es überhaupt in der Natur unsers eigenen Geistes sowie in der der Dinge, die seine Objekte sind, eine solche Treue und Beständigkeit gibt, durch die Alles ist was es ist, Beharrliches beharrlich, Veränderliches veränderlich, Widersprechendes widersprechend; eine Treue, die jedem andern Zusammenhange erst erlaubt, notwendig und allgemeingültig, ja überhaupt möglich zu sein; denn wie könnte zwischen Zweien ein Zusammenhang irgend welcher Art gedacht werden, wenn nicht beide dadurch, daß sie sind, was sie sind, oder werden, was sie werden, dem sich zwischen ihnen spannenden Verhältnisse gestatteten, sich auf sie wie feste Pfeiler zu stützen oder ihrer nach bestimmter Richtung gehenden Bewegung nachzufolgen? Wie könnte irgend ein Schluß von uns oder irgend eine Folge von den Dingen begründet werden, wenn das Seiende oder Werdende, woraus Schlußsatz und Folge fließen soll, zugleich ein anderes wäre oder würde als das, worin beide ihren Grund haben?

Es ist vergeblich zu hoffen, daß es irgend einer Psychologie gelingen werde, unter der Voraussetzung, daß allgemeine und notwendige Gesetze tatsächlich den mechanischen Verlauf unseres innern Lebens lenken, aus diesem Verlauf allein die unvermeidliche Anerkennung ihrer Notwendigkeit, die Entstehung eines bewußten Begriffes der Notwendigkeit in uns, abzuleiten; und ebensowenig können wir glauben, daß die tierische Seele zur Erzeugung dieses Begriffes befähigt ist. Den menschlichen Geist vielmehr zeichnet es aus, in der Reflexion auf die mechanisch

vollzogenen Handlungen seines Wissens sich bewußt werden zu können, daß in ihnen eine Gesetzlichkeit liegt, die ins Unendliche hinausreicht über die einzelnen Fälle, in denen seine innere Erfahrung sie befolgt findet; daß es überhaupt etwas gibt, was Wahrheit zu nennen ist, nicht in dem beschränkten Sinne einer Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem vorgestellten Inhalt, sondern in der Bedeutung einer Folgerichtigkeit, durch die es erst einen vorstellbaren Inhalt gibt, durch die dem bunten Flusse der Wahrnehmungen die verläßliche Grundlage durchgehender Wechselbedingtheit, jeder Bedingung die Sicherheit ihrer Folge, dem Ganzen der Erscheinung der Zusammenhang einer Wirklichkeit im Gegensatz zur bodenlosen Willkür eines irren Traumes, der forschenden Frage überhaupt ein unnachgiebiger Standpunkt gegeben wird. Darin, daß in dem menschlichen Geiste in dem Momente der Reflexion auf das, was in ihm geschieht, diese zuversichtliche Gewißheit vom Dasein einer Wahrheit überhaupt rege gemacht wird, darin liegt eine der ursprünglichsten, auf allen Mechanismus nur antwortenden, aber nicht durch ihn vorgesagten Äußerungen seines Wesens, des Wesens, das ihn zur Wahrheit und zu der Verwandlung des Vorstellungsverlaufes in Erkenntnis befähigt. Setzen wir diesen einen Zug voraus, so können wir begreifen, wie fernerhin der Geist sich durch die Anregungen der Erfahrung zum Forschen und zum Finden der einzelnen Wahrheiten bringen läßt. Indem er an jeder Erscheinung der innern nicht minder als der äußern Erfahrung Anstoß nimmt, die, so wie sie sich darbietet, jener Beständigkeit und Treue widerspricht, in der für ihn alle Wahrheit liegt, lernt er allmählich durch Verknüpfung des in der Wahrnehmung Zerstreuten, des Gegebenen mit Nichtgegebenem, des Gegenwärtigen mit Vergangenem, die bestimmteren, inhaltvollen, allgemeinen Gesetze auffinden, die diese Welt mit den einmal bestehenden Grundzügen ihres Baues beherrschen müssen, sobald sie mit jenem höchsten Maßstabe der Wahrheit zusammenstimmen soll.

Der Weg zu dieſer allmählichen Ausbildung iſt lang und unvollendbar; nicht nur die gewöhnliche Bildung des Lebens irrt oft von ihm ab, wenn ſie an die zufällig uns nahe getretenen Bruchſtücke der Erfahrung ohne Überſicht des Ganzen ihre Reflexionen anknüpft und mit bald ermüdendem Intereſſe ihre hier und da angeregten Gedankenreihen nur einige Schritte weit fortführt, ohne auf ihre endliche Vereinigung zu denken; auch die Wiſſenſchaft begeht Irrtümer genug, wenn ſie in ihrer ſyſtematiſchen Weiſe zuſammenfaſſen will, was uns um jener unbedingten Wahrheit willen durch die Wirklichkeit mittelbar denknotwendig gemacht wird. Noch weniger beſitzt das gemeine Leben die allgemeinen Wahrheiten fertig, am wenigſten ein vollendetes Bewußtſein derſelben. Nur die Ahnung, daß es eine Wahrheit überhaupt gibt, verfolgt den Menſchen überall und iſt ſelbſt da, wo ihr Begriff nie abgeſondert für ſich gedacht wurde, als die unbewußte Macht wirkſam, unter deren Einfluß das Bewußtſein arbeitet. Welche Anwendungen dagegen von ihr in bezug auf die einzelnen Erſcheinungen zu machen ſind, darüber täuſchen uns die Verwicklungen dieſer allzu oft, und wenige Beiſpiele werden hinreichen zu zeigen, wie aus Mißverſtändnis deſſen, was wir ſuchen, die widerſprechendſten Vorſtellungen in unſerem gewöhnlichen Bewußtſein nebeneinander Platz nehmen.

Wenn man, um jene Verwicklungen des gegebenen Inhaltes zu vermeiden, ein völlig Einfaches ins Auge faßt, ſo wird jeder in bezug auf dasſelbe den Satz der Identität richtig ausſprechen, und behaupten, daß Blau ſtets Blau und Rot nie etwas anderes als Rot ſei. Aber neben dieſer Einſicht gehen ganz unbekümmert Vorſtellungen einher von Dingen, die verändert werden und in der Veränderung bleiben, was ſie ſind, von Subſtanzen, die ſich umwandeln, ohne aufzuhören, von einem Weſen, das erſcheint und ebenſoſehr dieſe Erſcheinung ſelbſt, als auch von ihr verſchieden iſt, von Subjekten endlich, die bald handeln, bald ruhen, ohne durch dieſe Verſchiedenheit des von ihnen Behaupteten ihre Identität mit ſich ſelbſt einzubüßen. Ich meine nicht

eben, daß in dieſen Vorſtellungsweiſen der menſchliche Verſtand irrt, aber er wendet offenbar, durch den unanalyſierten Eindruck der Wahrnehmungen bewogen, jenen Grundſatz der Sichſelbſtgleichheit in einer tumultuariſchen und widerſprechenden Weiſe an, ohne durch Zergliederung des Gegebenen ſich über die Möglichkeit jener Ausdrücke und ihre Verträglichkeit mit dieſem Grundſatze zu rechtfertigen. Und wenn die beginnende Reflexion ſich dieſer Widerſprüche bewußt wird, gerät ſie nicht ſelten in den entgegengeſetzten Fehler; ſie ſucht in dem allgemeinen Satze Aufklärungen über die Natur der Dinge, die nicht in ihm liegen, ſondern nur durch eine vorſichtige und richtige Anwendung aus ihm zu gewinnen ſind. Dann möchte ſie alle Möglichkeit des Werdens, der Veränderung, des Handelns als widerſprechend leugnen; als ob der Satz der Identität verböte, daß etwas werde, oder Veränderliches da ſei, da er doch nur behauptet, daß Werdendes, ſolange es werde, nur werde und nicht ſei, Veränderliches aber für unveränderlich zu halten nicht angehe. Wie nahe auch der urſprünglichen Bedeutung des Satzes jene einfachſten Anwendungen liegen, dennoch bedürfen ſie einer beſondern Rechtfertigung, die ſich das gewöhnliche Denken meiſt erſpart.

Gleich unausgebildet ſind unſere Vorſtellungen von dem urſächlichen Zuſammenhange. Bald dehnen ſie ſich zu dem widerſinnigen Gedanken aus, daß alles, nicht nur die Veränderung des Beſtehenden, ſondern auch das urſprüngliche Beſtehen Urſachen bedürfe und dieſe ins Endloſe hinaus deren neue; bald läuft nebenher die Vorſtellung eines Zufalles, der Einzelnem geſtattet, urſachlos zu geſchehen; im ganzen iſt der gewöhnliche Begriff von Urſache und Wirkung nur ein grobes Beiſpiel jenes notwendigen Geſetzes, das uns Veränderungen an Bedingungen knüpfen heißt, ſehr kenntlich von der Erfahrung unſers eigenen Handelns und von dem Gegenſatz des lebendig Tuenden mit dem leblos Leidenden entlehnt. Wo wir ſicher zu ſein glauben, keine innere Regſamkeit vorausſetzen zu dürfen, da ſuchen wir äußere Gründe der Veränderung; wo wir jene Regſamkeit ver-

muten können, ſuchen wir gar keine, ſondern dann ſcheint das Geſchehen ſich von ſelbſt zu verſtehen. Und da uns das Innere der Dinge hinlänglich unbekannt iſt, ſo können wir uns dieſer letztern Freiheit faſt überall bedienen. Die große Menge der intranſitiven und der reflexiven Zeitwörter iſt ein ſprechender Beleg für die Ausbildungshöhe unſerer gewöhnlichen Kauſalbegriffe; die Pflanze wächſt und die Wolken ziehen, es wird kalt, die Luft bewegt ſich und die Nebel ſenken ſich. So geht dies neutrale ſich von ſelbſt verſtehende Geſchehen, das Emanieren und Erſcheinen ſorglos fort, bis andere Erfahrungen uns ſeine Abhängigkeit von äußern Einwirkungen deutlich machen, und dann treten ebenſo einſeitig die entgegengeſetzten Vorſtellungen von Urſachen und Kräften auf, welche die Veränderung hervor- oder in die Dinge hineinbringen, ohne daß auch hier eine Zergliederung dieſer allzu unmittelbar an die Anſchauung anknüpfenden Gedanken erfolgte. Sehr weit iſt alſo die gewöhnliche Meinung von dem Begriff eines kauſalen Geſetzes entfernt, wie ihn die Wiſſenſchaft ſpäter brauchen kann; auch die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturerſcheinungen führt gar nicht ſo leicht zu ſeiner Ausbildung, ſondern wird als das allzu Gewöhnliche häufiger überſehen; weit energiſcher führen die Bedürfniſſe des Menſchen, indem ſie ihn zu techniſchen Experimenten nötigen, zur Einſicht in die wahre Natur der urſächlichen Bedingtheit, und von der Betrachtung der rohen Maſchinen, die er ſich erbaut, trägt er allmählich die Frage nach dem Grunde der Beſtändigkeit der Wirkungen und nach der Veränderlichkeit ihrer Größen auch auf die Durchforſchung der lebendigen Welt und ſeines eigenen Innern über.

Wir können ihm hier nicht in dieſe Vervollkommnung ſeiner anfänglich ſehr unzuverläſſigen Metaphyſik folgen; die Geſchichte der Wiſſenſchaft und der Ideen bleibt einer ſpätern Stelle vorbehalten, denn ſie bedarf einer vorangehenden Erwähnung der hiſtoriſchen Bedingungen, unter denen ſie ſich entwickelt und fortbewegt. Wollen wir ein Bild der durchſchnittlichen Höhe ſuchen, welche die Feinheit der Erkenntnis im allgemeinen in der Bildung

des menschlichen Geistes erlangt, wenn nichts auf ihn einwirkt, als die gewöhnlichen Anregungen des Lebens, so finden wir ein solches in der Organisation der Sprache. Ich meine nicht damit die Größe des Wortvorrates und die Menge der Bezeichnungen für abstrakte Gedanken, mit denen das Nachdenken einzelner die Sprache bereichert hat, und die dem sprechenden Volke teils ganz fremd bleiben, teils nur nach Vergröberung ihres Sinnes Zugang zum allgemeinen Gebrauch erlangen, sondern die grammatische und syntaktische Organisation der Sprache. Seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bietet sie ebenso entschieden eine gewisse übereinstimmende Auffassungsweise der Dinge dar, als anderseits mancherlei nationale Eigentümlichkeiten, sich in dieser Auffassung zu bewegen. Daß es überhaupt Worte gibt, die als Namen irgend einen Inhalt bezeichnen, ist nur unter der Ägide jenes Bewußtseins möglich, daß jeder solche Inhalt etwas sich selbst Gleiches, Sicheres, daher Benennbares sei; gibt es überall Formen für Substantiven, Verba und Adjektiven, so hat auch überall der Geist die Begriffe des Etwas, des Werdens oder der Beziehung und der Eigenschaft ausgebildet, und ist gewohnt, das, was er in Gestalt dieser Begriffe gefaßt hat, untereinander zu verknüpfen; dabei zeigt der Artikel oder jedes Pronomen, daß der Inhalt, sei er Sache oder Ereignis oder Eigenschaft, als Einheit eines zusammengehörigen Ganzen aufgefaßt ist, und weder ein Nominativ noch ein Akkusativ oder irgend eine andere Form von gleichem syntaktischen Werte würde möglich sein, ohne daß der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt des Handelns, die gewöhnliche Form des gemeinen Kausalbegriffes, ihnen im Bewußtsein voranginge. Verfolgen wir weiter die Wortbedeutungen, und sehen, wie die Bezeichnungen für innere Abhängigkeit und unsinnliche Beziehungen auf Anschauungen von Bewegung zurücklaufen und von räumlich zeitlichen Verhältnissen entlehnt sind, wieweit ferner sich die symbolisierende Virtuosität der Sprache erstreckt, indem sie mit feinem Gefühl für jeden die Erfahrung übersteigenden Inhalt Gleichnisse aus dem Gebiet des Wahrnehm-

baren findet, so überzeugen wir uns, daß die in ihr niedergelegte Erkenntnisarbeit des natürlichen Geistes, um deren willen der Mensch sich als geborenen Philosophen ansieht, hauptsächlich in einer Zurückführung der mannigfachen Bedingungsverhältnisse auf eine geringe Anzahl großer typischer Beispiele besteht. Die Erklärung eines Beispiels durch ein anderes, der Anschauung näher liegendes, bleibt lange die Vorliebe des ungeschulten Verstandes, die Erklärung aller Beispiele aus ihrem allgemeinen Gesetz beginnt die Wissenschaft. In dieser Gestalt nun ist der in der Sprache vorhandene Bestand von Erkenntnis dem ungebildeten Geiste des einzelnen durchgängig noch überlegen; der unbeholfene Gebrauch, den er von den ihm freigebig angebotenen Worten macht, zeigt, daß er ihren syntaktischen und logischen Wert weit weniger scharf auffaßt, als sie selbst ihn ausprägt. Dem gebildeten Verstande wird die Sprache umgekehrt oft ein Hindernis, weil sie ihm nicht willig genug in die unanschaulichen Abstraktionen folgt, die er braucht; aber auch ihm bleibt sie anderseits überlegen durch die unendliche Fülle von Beziehungen, die sie alle bemerkt und bezeichnet hat, und die alle nachzudenken und zu zergliedern er verzweifeln muß.

So entsteht in uns ein Anfang von Erkenntnis der Wahrheit, teils durch den Versuch, mit den Dingen Zwecke zu erreichen, teils durch die Anregung, die uns das erziehende Wort der Sprache gibt. Dieser Anfang kann unter günstigen Bedingungen wachsen, wenn nach Stillung der drängendsten Not des Daseins die Sehnsucht nach Verschönerung und Bereicherung des Lebens dem stilleren Trieb der Forschung Zeit gibt, sich auf den verschiedensten Wegen in den Lauf der Dinge zu vertiefen und gewahr zu werden, wie geschlossen und sicher das Netz der Beziehungen ist, in dem sie ruhen. Dann findet unsere aufklärende Untersuchung, daß eine beweisende Gedankenreihe sich lange und weit von ihrem sinnlichen Veranlassungspunkte, einer Tatsache der Wahrnehmung, entfernen und an der Hand allgemeiner Gesetze ihre Bahn in unserm Innern fortsetzen kann, und daß doch ihr Schluß, wie ein in hohem Bogen geworfenes Geschoß, genau

und sicher wieder mit einer neuen sinnlichen Tatsache zusammentrifft. Obgleich der Weg, den unser Denken nahm, ein anderer war als der, welchen das Geschehen selbst ging, so fanden sich beide zuletzt doch wieder, und der Zusammenhang der Welt erscheint uns so dicht, daß von jedem Punkt zu jedem andern auf tausend Wegen gekommen werden kann, ohne daß irgendwo eine Kluft wäre, welche die Herrschaft dieser durchdringenden Konsequenz unterbräche. Die menschliche Bildung kommt nicht überall so weit; aber auf wie niedern Stufen sie durch die Ungunst der Umstände zurückgehalten werden mag, wenigstens in dem Begriff einer Nemesis, eines Schicksals, oder doch in der verzerrten Gestalt des Aberglaubens, der an Spuk und Zauber hängt, kommt die ursprüngliche Überzeugung von dem Dasein einer Notwendigkeit, das Erbteil des menschlichen Geistes, irgendwo in der Reflexion zum Vorschein, wie wir sie schon früher in dem Benehmen der Sinnlichkeit allenthalben hervorbrechen sahen. So liegt denn der Unterschied der menschlichen Intelligenz von dem tierischen Vorstellen zwar sehr bedeutsam auch in der unermeßlich größern Weite des Gesichtskreises, aber sonst doch nicht in besondern Formen, nach denen sich unsere Gedanken ausschließlich verknüpften. Nur daß die Tiere in ihrem Vorstellungslaufe bloß Gewalt leiden von den Gesetzen, die wir, ebenfalls von ihnen leidend, doch zugleich als notwendige Wahrheit anerkennen und selbsttätig zur Erweiterung unserer Kenntnisse, zur Stiftung der Erkenntnis verwerten. Und dies muß wohl so sein; mit uns zum Leben in derselben Welt bestimmt, genötigt, sich in ihr zurechtzufinden, wie wir selbst, dem Einflusse derselben äußern Bedingungen hingegeben und auf sie mit nicht unähnlicher Regsamkeit zurückwirkend, bedürfen es die Tiere, daß die Verbindung der Eindrücke und die aus ihr entspringenden Folgen in ihnen keinen andern Gesetzen gehorchen als in uns und zu übereinstimmenden Ergebnissen führen, daß also in ihrem Innern auf dieselbe Weise gedacht werde, wie wir denken.

Fünftes Kapitel.

Das Gewiſſen und die Sittlichkeit.

Die Weltanſicht des Gemütes. — Der Inhalt des Gewiſſens. — Luſt und Unluſt als tatſächliche Urſachen des Handelns. — Die Luſt und das Gute. — Der Begriff des Wertes und ſein Zuſammenhang mit dem der Luſt. — Die Luſt als ethiſches Prinzip. — Sinnliche Gefühle. — Perſönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt.

Wie groß auch die Summe der Kenntniſſe anwachſen mag, welche die menſchliche Wißbegier erwirbt, wie fein ſich ferner die Einſicht in den Zuſammenhang der Erſcheinungen entwickeln und unter günſtigen Umſtänden bis zu wiſſenſchaftlichem Bewußtſein ihrer Geſetze ſteigern mag: ſo liegt doch am Ende der echt menſchliche Charakter unſerer Weltauffaſſung weit weniger in dieſer Weite und Klarheit ihres Geſichtskreiſes, als in der Wärme der Färbung, die ihr die beſtändige Beteiligung des Gemütes an ihrer Ausbildung mitteilt. Heimgeſucht mit Leid und Luſt durch die Eindrücke der Außenwelt, in ihren Erwartungen und Strebungen bald getäuſcht und zurückgehalten durch die Ereigniſſe, bald von ihnen befriedigt und gefördert, findet die Seele für ihr Nachſinnen keinen Gegenſtand von nachhaltigerem Intereſſe, als die wohl- und wehtuende Macht dieſer Welt und als die Stelle, die wir ſelbſt in ihrer Mitte einnehmen. Während das Tier nur die einzelne Tücke oder Freundlichkeit der Dinge, die unmittelbar ihm ſelbſt gilt, beachtet und in ſeiner Erinnerung aufbewahrt, führt den menſchlichen Geiſt die größere Beweglichkeit ſeiner Phantaſie zu einer umfaſſenderen Anſchauung. Nach dem Bilde der tätigen Regſamkeit, die er in ſich ſelbſt fühlt, rechnet er die Hemmung oder Förderung, die ihm die Ereigniſſe bereiten, zuerſt einer ähnlichen Abſichtlichkeit der Außenwelt zu und glaubt in ihr ein mannigfaltiges lebendiges Wollen zu ſehen, das in allen Dingen gegeneinander wirkt. Und wie uns ſelbſt Wohl und Wehe

zufallen, wenn die Wellen dieſes breiten Stromes der Ereigniſſe uns berühren, ebenſo verteile ſein Lauf Luſt und Leid auch zwiſchen die Dinge, alle und jedes von ihnen fühle das eigentümliche Glück und Unglück der Beziehungen, die zwiſchen ihm und andern ausgeſpannt ſind. Die zunehmende Erfahrung läßt die lebendigen Farben dieſes Weltbildes allmählich verbleichen, ohne uns ganz der Gedanken zu entwöhnen, aus denen es entſtand. Wir lernen die Unabſichtlichkeit der meiſten Ereigniſſe einſehen, die zwiſchen den Dingen vorgehen, und wir finden keinen unzweideutigen Ausdruck eines Bewußtſeins, mit welchem ſie ihre wechſelſeitigen Eindrücke aufnähmen. Aber ein unklares Fühlen und Sehnen, unbewußte Liebe und Abneigung möchten wir doch gern als eine überall verbreitete Regſamkeit der Natur feſthalten. Wir beſcheiden uns endlich, die Mannigfaltigkeit des Weltlaufes wenigſtens nur als den buntfarbigen Ausdruck einer einzigen Idee zu faſſen; und auch an der Einheit dieſer Idee hängen wir kaum ſo ſehr deshalb, weil ſie unſerer wißbegierigen Erkenntnis die Erklärung des Zuſammenhanges der Erſcheinungen böte, als darum, weil ſie uns geſtattet, alles Glück und alle Bitterkeit des Daſeins als eine vorbedachte Entwicklung auf ſie als ihren Grund zurückzuführen. Denn nicht eine Zugabe zur Welt ſcheint es uns ſein zu können, daß es neben dem geſetzlich geordneten Sein und Geſchehen auch einen Genuß beider gebe, Leid und Luſt; aller notwendige Zuſammenhang der Dinge würde uns unbegreiflich ſein, dürften wir ihn nicht als die vorbereitende Grundlage anſehen, auf der eine Welt des Glücks und Unglücks ſich erhebt.

Bejahend und verneinend, begeiſtert und verzweifelnd tritt dieſe Auffaſſungsweiſe in unſerem Gemüt hervor, je nachdem die Ereigniſſe des Lebens unſere Stimmung aufhellen oder verdüſtern. Der glückliche Enthuſiasmus einerſeits, der die alles beſeligende Harmonie des Weltlaufs offen zu ſchauen glaubt, die trübſinnige Reflexion anderſeits, welche die Betrachtung der menſchlichen Dinge mit dem Seufzer ſchließt, ſo ſei es nun einmal in dieſer Welt: beide enthalten die unbefangene Vorausſetzung, Wirklichkeit habe

nur Sinn als Erzeugung von Glück, nur daß jener diese Erwartung befriedigt, diese sie widerrechtlich getäuscht glaubt. Und alle Poesie endlich, wenn sie den rohen Aufschrei des Schmerzes oder den Jubel der Lust in ein reiches Gedankengebilde ausbreitet und für das eigene Erlebnis Gleichnis in der Ferne sucht, was tut sie anders, als daß sie das empfundene Geschick entweder als ein echtes Glied, oder als einen Widerspruch, dem seine Lösung gewiß sei, in diesen Lauf der Welt einzufügen sucht, der, wie auch die Oberfläche seines Stromes sich zeigen mag, in seinem Grunde immer den Zug zur Verwirklichung eines allgemeinen und organisierten Glückes habe. Gleichviel nun, mit welcher Vorstellungsweise diese das Herz der Dinge prüfende Phantasie sich zuletzt beschwichtigen mag: in allen Fällen übt die bald elegische bald finstere, abgespannte oder begeisterte Ansicht, die wir über das Verhältnis des Weltlaufes zu den Bedürfnissen unseres Gemütes fassen, einen unvergleichlich größern Einfluß auf die eigentümliche Gestaltung unseres menschlichen Lebens aus, als die Ergebnisse der Wissenschaft, die von wenigen gesucht und von wenigen verstanden werden.

Nicht nur der Genuß unseres Daseins, sondern auch die Art unseres Handelns, die Rüstigkeit des Unternehmens hier, die passive Unterwerfung unter das Schicksal dort, steht unter demselben Einflusse. Die Meinung, welche wir von dem Werte der Dinge und von der Tendenz des Weltlaufs fassen, bestimmt unvermeidlich auch die andere von der Bedeutung und dem Werte der individuellen Persönlichkeit, von den Ansprüchen, die wir erheben zu können glauben, von den Zielen, die wir mit Hoffnung auf ihre Erreichung uns setzen dürfen, von den Pflichten, die uns obliegen. Unterscheidet sich nun durch diese zusammenfassende Reflexion die menschliche Lebensführung von dem tierischen Dasein, das unmittelbar den Einflüssen des Augenblickes folgt und kaum in seinen Zwecken, sondern nur in seinen Mitteln sich durch die

Erfahrung leiten läßt, so hat anderseits ein alter Glaube dem Menschen ein angebornes Sittengesetz, das seine Gesinnungen und eine innere religiöse Offenbarung, die seine Zwecke regele, als feste Anhaltspunkte seines hin und her schwankenden natürlichen Strebens zugeschrieben. Welche ursprüngliche Anlage zu beiden wir in dem menschlichen Geiste zu suchen haben, oder ob erst die Bildung des Lebens diese Blüten treibe, müssen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtungen überlegen.

Die Erkenntnis der Welt fanden wir nicht nur im einzelnen der Arbeit der Erfahrung überlassen, sondern auch die kleinere Summe der allgemeinen und gesetzgebenden Wahrheiten, die diese Arbeit leiten sollen, war unserm Geiste nicht in ausführlicher Vollständigkeit angeboren; nur ein einziger Keim höherer Einsicht lag in uns, den wir unter der veränderlichen Gunst der Umstände in ein mehr oder minder klares oder verworrenes Gezweig entwickeln. Wir werden im stillen erwarten, daß es auch mit den Grundlagen des sittlichen Lebens sich ähnlich verhalten möge. Ist der Mensch überhaupt bestimmt, erst durch eigene Tätigkeit zu werden, was sein Begriff ihm zu sein befiehlt, so wird er auch die Ideale seines Tuns nicht als ein fertiges Geschenk seiner Organisation in sich finden, sondern im Lauf seiner Entwicklung sich ihrer zu bemächtigen haben. Zwar gerade darin hat man seine sittliche Natur vor der Anlage zur Erkenntnis bevorzugt geglaubt. Nur wenige unzweideutige Grundsätze zur Beurteilung der Dinge gebe ihm die letztere an die Hand, und solche, deren Durchführung gegen den widerstreitenden Augenschein zahlreiche Irrtümer nicht vermeiden kann; dem dürftigsten Menschengeiste halte dagegen sein Gewissen, unabhängig von der Höhe und Ausdehnung der erreichten Kenntnisse, die unverbrüchliche Richtschnur seines Handelns und die höchsten Gegenstände des Glaubens mit immer gleicher Deutlichkeit vor. Aber die Vergleichung verschiedener Kulturstufen des menschlichen Lebens hat längst zu größerer Vorsicht in diesen Meinungen ermahnt.

Wir müssen es aufgeben, den Glauben an das Dasein Gottes

auf die Übereinſtimmung der Völker zu gründen. Stimmungen und Ahnungen, die auf ein Unbekanntes, Unſichtbares hinausweiſen, entwickeln ſich freilich wohl unter dem Einfluß der Lebenserfahrung in jeder menſchlichen Bruſt; aber ohne günſtige Bedingungen der Ausbildung bringen ſie kaum mehr als jenen Zuſtand gegenſtandloſer Furcht hervor, der auch das Tier beherrſchen würde, wäre es nicht zu gedankenlos, um die einzelnen Schrecken, die es erfährt, zu einem bleibenden Gedankenkreiſe zu ſammeln. Jene untrügliche Stimme des Gewiſſens aber mag wohl ebenfalls in keinem ganz ſchweigen; was iſt es indeſſen, was ſie bejaht und befiehlt? So wie der Menſch geht und ſteht, wie alle ſeine Verhältniſſe ihn gebildet haben, ſehr Verſchiedenes. Ein beſchränkter und einſeitiger Erfahrungskreis pflegt uns in gewiſſe Vorſtellungsweiſen der Dinge einzugewöhnen, die deshalb, weil ſie innerhalb dieſes Kreiſes keinen Widerſpruch finden, allmählich für uns den vollkommenſten Schein unbedingter Evidenz annehmen. Man weiß, wie ſiegreich ſolche Vorurteile auch dann der Wahrheit widerſtehen, wenn dieſe uns fertig von außen dargeboten wird, und wir nicht die Mühe haben ſollen, ſie ſelbſt zu finden. Die praktiſchen Vorurteile, in welche uns Erziehung, Nationalität, Sitte, Beruf und Zeitgeiſt eingewöhnen, ſind nicht minder lebenskräftig, und man kann nicht leugnen, daß unter dieſen Einflüſſen nicht nur manche gleichgültige Handlung, manches unbedeutende Zeremoniell, ſondern ſelbſt vieles, was die Bildung einer andern Zeit und eines andern Ortes als inhumane Barbarei verurteilen würde, als heilige Gewiſſenspflicht empfunden, und daß die Verletzung dieſer Pflicht mit derſelben Beunruhigung des Gemütes gebüßt wird, die uns mit Recht nur aus der Übertretung wahrhaft ſittlicher Gebote hervorgehen zu dürfen ſcheint. So wie die Erkenntnis des Menſchen von dem Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit belebt wird, worin dieſe aber beſtehe, der oft irrenden Unterſuchung überlaſſen bleibt, ſo möchten wir es faſt als den andern weſentlichen Zug der menſchlichen Natur bezeichnen, daß ſie überhaupt den Gedanken einer Pflicht und

eines Sollens mit sich führt; was aber diesen Begriffen entspreche und welche Form des Handelns sie gebieten, darauf hat sie in ihrer Entwicklung erst sich langsam zu besinnen. Ich darf nicht besonders hervorheben, daß es zweierlei ist, was wir behaupten: die entwickelnde Kraft der Erfahrung einerseits, aber ebensosehr das ursprüngliche Vorhandensein des Keimes, auf den sie wirkt. Man wird nie Erfolg haben, wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtsein des Sollens nur vermittelst der Eindrücke der Erfahrung bringen will.

Wollen wir das schwer zu umgrenzende Gebiet dessen, was wir tun, von dem abscheiden, was in uns oder aus uns geschieht, so scheint der erste trennende Unterschied in den Gefühlen der Lust und Unlust zu liegen, welche die innern Ereignisse entweder begleiten oder ihnen fehlen. Eine Äußerung, die mit Notwendigkeit aus der Einwirkung der Eindrücke auf uns entspränge, ohne daß der Wert dieser Eindrücke für uns durch ein Gefühl des Wohl oder Wehe gemessen worden wäre, würden wir nicht Anlaß finden, durch den Namen einer Handlung vor andern Wirkungen auszuzeichnen. Selbst dann nicht, wenn bewußte Vorstellungen die aus dem Reize entstandene Erschütterung unsers Innern begleiteten und die endliche Rückwirkung nur durch das Mittelglied einer Gedankenreihe hervorgerufen würde. Unsere Äußerung würde dann zwar eine verwickeltere Entstehung haben, aber sie wäre im wesentlichen doch den Erfolgen ähnlich, welche von der mechanischen Anregung jedes Werkzeugs von zusammengesetzterem Bau zu erwarten sind. Im bloßen Wissen und Abbilden der Dinge kommen wir uns teilbar vor, und eine Vorstellungsreihe, die sich in uns bewegt, scheint nur eine beschränkte Gegend unsers Wesens einzunehmen und seinen übrigen Bestand uninteressiert zu lassen; was an sie als Äußerung sich anknüpft, betrachten wir noch nicht als eine Tat des Ich, sondern als ein Ereignis, das aus ihm entspringt. Erst in den Gefühlen der

Luſt und Unluſt wird das Ich ſich der Zugehörigkeit ſeiner einzelnen Zuſtände zu ihm ſelbſt und ſeiner eigenen totalen Ergriffenheit bewußt; was aus ihnen hervorgeht, erſcheint uns als die geſammelte Rückwirkung unſerer ganzen Natur. Ein Leiden im wahren Sinne glauben wir nicht ſchon da zu ſehen, wo der Beſtand eines Weſens nur geſtört wird, ſondern erſt da, wo es dieſe Störung ſchmerzlich empfindet; an ein Tun glauben wir ebenſo nicht deshalb ſchon, weil eine Äußerung aus dem Innern hervorbricht, ſondern nur dann, wenn wir Gefühle der Luſt und Unluſt als Motiv ihres Hervortretens betrachten dürfen. Nicht als wenn wir nicht auch von den Rückwirkungen, die in der Tat unſer Gefühl veranlaßt, manche als unwillkürliche Regungen von der gewollten Handlung unterſchieden; aber nicht durch das Vorangehen eines Wollens und Strebens können wir doch anderſeits die Handlungen von den Wirkungen abtrennen. Wille und Sehnſucht ſelbſt ſind das, was ſie ſind, nur dadurch, daß ſie ſich auf einen gefühlten Wert ihres Zieles beziehen. Könnte man das Streben eines intelligenten Weſens von jedem Schatten luſt- und leidvoller Teilnahme für ſein Ziel befreien, ſo würde es ſich wieder in jenen unlebendigen Wirkungsdrang verwandeln, aus dem wohl phyſiſche Ereigniſſe, aber keine Handlungen entſpringen.

Fragen wir daher noch nicht nach den Idealen, welche das Handeln beſtimmen ſollen, ſondern nach den Kräften, die es allenthalben wirklich in Bewegung ſetzen, ſo können wir nicht leugnen, daß das Trachten nach Feſthaltung und Wiedergewinn der Luſt und nach Vermeidung des Wehe die einzigen Triebfedern aller praktiſchen Regſamkeit ſind. Von zwei Bedingungen wird die verſchiedene Höhe der Ausbildung abhängen, zu welcher dieſe gemeinſame Tendenz die verſchiedenen Gattungen des Lebendigen führt. Zuerſt von der Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel, welche die Feinheit der leiblichen und geiſtigen Organiſation dem luſtbedürftigen Weſen zur Erreichung ſeiner Zwecke darbietet; anderſeits aber von jener Eigentümlichkeit ſeines Naturells, durch die

ihm bestimmt wird, was ihm als Lust und Unlust gelten soll, und durch die das eine Wesen auf einen einförmigen Kreis des Genusses beschränkt, dem andern eine reiche Auswahl erstrebbarer Güter eröffnet wird, zwischen denen es beginnen kann, größere den geringeren, edlere den gemeineren, heilige den unheiligen gegenüberzustellen. Es ist nicht unsere Absicht, die erste dieser Bedingungen und die aus ihr entspringende Größe der Klugheit und Nachhaltigkeit menschlichen Strebens hier ausführlicher zu betrachten, da die Erwägung der geschichtlichen Entwicklung uns später zu diesem Geschäft zurückführen wird; aber die zweite schließt offenbar die Punkte ein, aus denen der Unterschied menschlicher Sittlichkeit von tierischem Drange sich erklären muß; eine Frage, deren allgemeine Bedeutung hier unsere Aufmerksamkeit verlangt.

Es ist eine bekannte, oft gemachte Bemerkung, daß Wohlgefallen und Mißfallen sich nicht an einen einfachen Eindruck, sondern nur an ein Verhältnis zwischen mehreren knüpfen könne. Ich bezweifle ihre Triftigkeit in dieser Fassung. Welches auch das Verhältnis zweier Eindrücke zueinander sein möchte: daß es nicht gleichgültig wahrgenommen, sondern als angenehm oder unangenehm gefühlt wird, kann nicht davon herrühren, daß es dieses Verhältnis ist, sondern nur davon, daß es als ein so seiendes noch einmal in Einklang oder Widerspruch mit dem Wesen steht, von dem es aufgefaßt wird. Nicht was zwischen zwei uns fremden Gegenständen sich ereignet, sondern das, was zwischen jedem einzelnen von ihnen und uns vorgeht, ist das Motiv unserer Lust und Unlust, und jeder einfache Eindruck kann beide erwecken, je nachdem er die Zustände, die Tätigkeiten, Bestrebungen und Gewohnheiten des Wirkens, die er in unserm Innern antrifft, entweder stört und aus ihrer natürlichen Richtung zu drängen sucht, oder innerhalb dieser Richtung sie unterhält, steigert oder begünstigt. Ohne Zweifel befinden sich nun unter den Ursachen, welche solche Veränderungen in uns veranlassen, auch die Verhältnisse zwischen mehreren untereinander verbundenen Eindrücken, und wir mögen selbst zugestehen, daß gerade sie die Erreger der

wichtigsten und für die menschliche Bildung am meisten charakteristischen Gefühle sind. Aber in keinem Falle können wir doch den Wert auch solcher Eindrücke allein von dem wechselseitigen objektiven Verhalten des Mannigfaltigen in ihnen abhängig denken, ohne eben dies Verhalten selbst noch einmal nach seiner Übereinstimmung mit uns selbst, den Auffassenden, oder mit irgend einem andern Verhältnis zu messen, in bezug auf welches letztere die Frage nach seinem Werte auf dieselbe Weise, aber bereits früher, beantwortet worden ist. Ohne Zweifel ist der Wert desjenigen geringer, was nur einer augenblicklichen und zufälligen Lage oder einer individuellen Eigenheit des Gemütes entspricht, auf welches sein Eindruck trifft; größer der Wert dessen, was mit den allgemeinen und normalen Zügen der Organisation harmoniert, durch welche der Geist zur Erfüllung seiner Bestimmung befähigt ist; das Höchste mag das sein, was der beständigen Stimmung eines idealen Gemütes wohltun würde, aus dessen innern Zuständen jede Abirrung von dem Zwecke seiner Entwicklung getilgt wäre. Noch höher hinaus dagegen liegt nichts; und der Gedanke eines irgendwie unbedingt Wertvollen, das seinen Wert nicht durch seine Fähigkeit zur Erzeugung von Lust bewiese, überfliegt sich selbst und das, was er wollte.

Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktischen Philosophie, die sittlichen Gebote von dem schielenden Hinblick auf den eigenen Vorteil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht suchte dieser Rigorismus die klare und unabweisbare Verbindung zu lösen, in welcher nichtsdestoweniger der verachtete und in seinen meisten Anwendungen verächtliche Begriff der Lust zu dem andern Begriffe des Wertes überhaupt steht. Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des sittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu gestehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe. Und in der Tat, wie verstände es sich denn von selbst, daß unsere Maximen im Handeln sich zu einer allgemeinen Gesetzgebung

eignen müßten? Und welches sind denn diejenigen, die sich dazu nicht eignen? Offenbar die, aus deren allgemeiner Befolgung die Vereitelung aller Bestrebungen, allgemeine Unordnung entspringen würde. Aber dieses Interesse für Ordnung und für die Möglichkeit eines Erfolgs unsers Wollens, was ist dies anders, als entweder ein großartiges umfassendes Utilitätsprinzip anstatt der kleinen und einzelnen, oder das Zugeständnis, daß andere Maximen, als jene verlangten, zu allgemeinem Übelbefinden führen würden und deswegen zu verwerfen seien? Andere Systeme versichern uns, indem sie gleichfalls alle Lust verabscheuen, das sittliche Gebot sei das eine, daß das endliche Wesen sich dem Absoluten, der peripherische Punkt dem Zentrum unterordne, der menschliche Wille parallel der Entwicklung der unendlichen Idee gehe und in ihrem Sinne arbeite. Wie nun aber, wenn das Absolute gerade diese Nachahmung nicht wollte? Würde sich dann, wenn das Zentrum lediglich Verdruß von dieser Folgsamkeit hätte, immer noch behaupten lassen, daß trotzdem gerade dieses Verhalten als das an sich unbedingt wertvolle innezuhalten sei? Man würde sich dann erinnern, daß die Heiligkeit des Gebotes auf dem Willen des höchsten Wesens, auf seiner Fähigkeit der Lust und Unlust an unserm Gehorsam oder Ungehorsam und auf unserer Stellung zu ihm beruht, die unsere Seligkeit nur in seiner Lust finden läßt. Man braucht nur aus dem Begriffe dieses Höchsten jeden Anklang von Gemüt zu tilgen und es ganz in die starre Naturgewalt einer gefühllosen, wenn auch immer intelligenten Macht zu verwandeln, und man empfindet sofort, daß jener Unterordnung jeder sich selbst bejahende Wert fehlt. Man wird dann im Gegenteil jedes endliche Wesen mit Teilnahme begleiten, das diese Langweile einer ewigen monotonen Entwicklung unterbricht, indem es, besserem Rate folgend, die „unbedingte Freiheit und Selbständigkeit seines Ich durchzusetzen" sucht. Warum nun wieder diese Autonomie einen unbedingten Wert haben solle, wird freilich seinerseits auch unklar bleiben, doch nicht lange: man erkennt in ihr die Lust eines edlen Stolzes, so wie man die Lust

der sich unterordnenden Liebe als die wahre Kraft erkennt, welche oben die peripherischen Punkte sich um ihr Zentrum bewegen hieß. Wird uns endlich gesagt: Streit mißfalle an sich, so leugnen wir dies einfach ganz; uns mißfällt der Zank und am Streite das, was zänkisch ist, das Übelwollen der Parteien. Ziehen wir dies ab, so würde jeder Streit zweier Willen an sich nur ein Naturschauspiel sein, das uns unterhielte; nur sehr mittelbar würde, vom bösen Willen abgesehen, er auch dann noch uns mißfallen; nicht an sich, sondern um der unvermeidlichen, obgleich unbeabsichtigten Unlust willen, die er beiden Parteien erregt, oder wegen der Verschwendung von Kräften, die sich nutzlos aufheben, während sie eine gemeinsame Lust erzeugen könnten.

Was heißt es überhaupt, daß es gewisse Verhältnisse verschiedener Willen gebe, auf denen eine unbedingte Billigung ruhe? Gibt es irgendwo ein solches Verhältnis in der Welt? Gibt es Willen, die abgetrennt von allem Gemüt eine Wirklichkeit hätten und zueinander in Beziehung treten könnten? Und wenn es nun so wäre und die Welt bestände aus lauter intelligenten und wollenden Wesen, deren keines jemals, weder die endlichen Geister noch ihr Gott, imstande wäre, Lust und Unlust zu fühlen, welchen Sinn hätten dann diese Ideale des Willens, die nun nicht einmal mehr jemand hätten, von dem sie gebilligt werden könnten? Sollte es in der Tat dann noch immer eine absolute sittliche Forderung sein, daß an die Stelle des einen faktischen Zustandes, der niemand wohl und wehe tat, ein anderer Zustand gesetzt werde, der gleichfalls für niemand in der Welt einen Zuwachs an Gut enthält? Sollen wir glauben, die Welt gehe so völlig in Etikette auf, daß es in ihr nur auf Realisierung von Tatbeständen formeller Art ankäme? Diese letzten Konsequenzen, die Verwandlung alles sittlichen Handelns in eine bloße Herstellung von Werken, mag diese allzurigoristische Moral sich leicht verbergen, denn im einzelnen wird freilich niemand ein sittliches Gesetz aufstellen, in dem nicht die geflohene Rücksicht auf die verschmähte Lust verborgen läge; in andern Gebieten des

Lebens kommen die Folgen zuweilen zum Vorschein. Man hat sich längst gewöhnt, den Gefühlseindruck des Schönen geringschätzig anzusehen, und sucht das Wesen der Schönheit ausschließlich in mancherlei formellen Spannungen der Ideen gegeneinander; daraus fließen Kunstwerke, deren Wert sich dialektisch vollkommen beweisen läßt, nur daß sie niemand gefallen. Und in den Versuchen zu geselligen Gestaltungen, wie sehr finden wir auch hier den Götzendienst formeller Prinzipe verbreitet! Scheint doch manchem alles getan zu sein, wenn irgend eine Form der politischen Gliederung erreicht ist, gleichviel ob aus dem künstlichen Bau ein Tropfen wirklichen reellen Lebensgenusses herniedertaut, oder ob alle sich in ihm gelangweilt oder elend befinden.

Dem unbefangenen Gemüt sind diese Irrungen eigentlich fremd. Für sich selbst zu sorgen, scheint ihm natürlich, aber nicht sittliches Verdienst zu sein; andern wohlzutun und die Summe der Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung alle seine sittlichen Pflichten zusammenlaufen. Dies ist keine Lobpreisung eines gedankenlosen Wohlwollens oder jener Schwächlichkeit, die nie verneinen kann und den augenblicklichen Dank des leichtsinnig Begünstigten mit späterem Vorwurf über ihre Willfährigkeit erkauft. So wie in der Natur nicht jedes einzelne Geschöpf unmittelbar durch eine eigens auf seine Erzeugung gerichtete Kraft entsteht und sich entwickelt, sondern sein Wachstum durch die allgemeinen Gesetze des Ganzen zugemessen erhält, aus dem es seine Bedürfnisse schöpft: so wird jedes Glück, das allen Gliedern einer verbundenen Vielheit gleichmäßig bestimmt ist, eine Ökonomie seiner Erzeugung und Verteilung bedürfen, deren allgemeine Regeln nicht ohne die Zerrüttung des Zweckes verletzt werden können. Hierauf vertraut das Gemüt; und wenn es in seinem Gewissen sich Gesetze des Handelns vorgezeichnet sieht, deren Zusammenhang mit dem Ziele der höchsten Lust es nicht unmittelbar vor Augen sieht, so zweifelt es doch nie daran, daß dieser Zusammenhang stattfindet und daß alle Härte der Gesetze in der Welt nicht um ihrer selbst

willen da ist, sondern um den sichern Weg zu bilden, der zu der Mildigkeit jenes Erfolges führt. Diese Gesetze gering zu achten, kann am wenigsten uns beikommen, nachdem wir so oft die Unerläßlichkeit eines geordneten Mechanismus für die Verwirklichung alles Schönen und Großen auch da vertreten haben, wo gerade andern ein gesetzloses Wohlwollen der Idee alles unmittelbar zu schaffen schien. Aber jene Gesetze zu überschätzen, kann ebensowenig unser Sinn sein; solange wir festhalten, daß kein Mechanismus um seiner selbst willen da sei, kann alle Wirklichkeit für uns nicht sein, nur damit sie sei, und alles Handeln nicht beabzwecken, daß noch mehr sei, als vorher war. Irgendwo muß dieses Herstellen äußerlicher Tatbestände und alle Gesetzmäßigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden.

Man würde indessen sehr irren, wenn man allen moralischen Gesetzen nur diesen abgeleiteten Wert zugestehen wollte, notwendige Maximen der allgemeinen Lustökonomie zu sein; die Mehrzahl selbst derjenigen, welche eine nicht überall gültige, sondern nur auf bestimmte Verhältnisse bezügliche Art des Handelns vorzeichnen, stehen zu der Erzeugung der Güter in einem viel unmittelbareren Verhältnisse. Niemand wird nämlich wagen, Lust in jeder Form oder Lust um jeden Preis als das zu billigende Ziel des Strebens aufzustellen; aber nicht nur das sittliche Gewissen, sondern auch die logische Unmöglichkeit dieses Satzes würde uns an seiner Anerkennung hindern. Lust an sich ist ein unvollständiger Gedanke, solange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genossen wird. Ich meine nicht sofort den äußern Eindruck, aus dem sie für uns entspringt, sondern ihren eigenen spezifischen Inhalt, den sie hat, wenn sie entsprungen ist. So wenig es möglich ist, überhaupt zu empfinden, ohne irgend etwas, oder richtiger etwie zu empfinden, rot oder süß, hart oder warm; so wenig es möglich ist, dieses Empfinden nur dem Grade nach stärker oder schwächer zu denken: ebenso untunlich ist es, von einer Lust zu

reden, die reiner Genuß überhaupt, und nicht der Genuß etwessen wäre, höchstens größer oder geringer, flüchtiger oder dauernder, aber qualitativ inhaltlos. Und ebenso wie das Rot zwar nicht die Abbildung der Ätherwellen ist, die sein Gesehenwerden veranlassen, wie aber doch diese Empfindung eine Übersetzung nur dieses bestimmten Reizes in die Sprache der Seele ist, und jeder andere Reiz eine andere solche Übertragung erfahren würde: ebenso ist die eigentümliche Lust, welche wir von irgend einem Eindruck oder irgend einem Verhältnis mehrerer empfangen, keine Abbildung dieser Eindrücke, an die sich hinterher erst ein in allen Fällen qualitativ gleichartiges Wohlsein knüpfte, vielmehr ist jenes spezifische Gefühl unmittelbar die unteilbare Übertragung des Wertes, welchen nur dieser bestimmte Fall der Anregung enthält, in diese Sprache der Lustempfänglichkeit. Wir sprechen von Lust und Unlust im allgemeinen gerade so wie von Bewegungen; man kann von der Richtung und Geschwindigkeit der letztern abstrahieren, aber keine von ihnen kann vorhanden sein oder geschehen, bevor sie Geschwindigkeit und Richtung hätte; auch Lust und Unlust kann nirgend in dieser formlosen und farblosen Allgemeinheit vorkommen, sondern sie hat immer ein bestimmtes Kolorit, oder eigentlich sie *hat* es nicht, sondern sie *ist* es, wie denn auch die Bewegung nicht Geschwindigkeit und Richtung *hat*, sondern die irgendwohin gerichtete Geschwindigkeit *ist*. Man betrügt sich theoretisch um das Beste der Lust, wenn man meint, sie könne irgendwo darin bestehen, daß man an etwas, wie man wohl zu sagen pflegt, *seine* Freude oder *sein* Vergnügen habe. Es ist gar nicht so, daß wir zuerst eine frostige Vortrefflichkeit irgend eines Umstandes anerkennten, und sie dann durch ein bestimmtes Quantum unserer Lust belohnten, die wir wie unsere allgemeine geistige Hausmünze überall gleichartig und nur in größern oder geringern Summen gegen den Wert der Eindrücke austauschten. Von dem *eigenen* Wert der Dinge werden wir vielmehr bezwungen; und wenn freilich unsere Lust von unserer eigenen Natur insofern abhängen muß, als wir nur das fühlen können, wo-

zu wir fähig sind, so sind doch die eigentümlichen Unterschiede, die auf dieser Grundlage noch zwischen unsern Lustgefühlen stattfinden, in keiner Weise auf bloß quantitative Verschiedenheiten eines gleichartigen subjektiven Wohlbefindens zurückzuführen.

Mit dem Aufgeben dieser ungeeigneten Vorstellungsart würde manche Anklage hinwegfallen, die man gegen die Lust zu richten pflegt. Sie würde nicht mehr in dem ungünstigen Lichte eines Egoismus erscheinen, der alle Dinge der Welt und ihre eigentümlichste Natur nur als ein Heizungsmaterial zu seiner eigenen Erwärmung verbraucht; man würde finden, daß die Lust selbst vielmehr das Licht ist, in dem jede objektive Vortrefflichkeit und Schönheit des Wirklichen erst wahrhaft zu leuchten beginnt. Und man würde dabei nicht mit Recht den alten Einwurf wiederholen, daß es dem Begriffe der Lust an einem innern Beurteilungsgrunde fehle, der uns ihre höhern und edlern Formen von den gemeinern unterscheiden, oder irgend eine derselben als die höchste kennen lehre. Wollen wir eine unnütze wissenschaftliche Vornehmheit abtun, so werden wir bekennen müssen, daß noch kein Moralsystem, das die Reihe der Pflichten oder der sittlichen Ideale aus einem höchsten Prinzip abzuleiten versuchte, etwas anderes vermocht hat, als eine begreifliche logische Unterordnung des Abgeleiteten unter jenes Prinzip herzustellen. Aber die Gewißheit, daß dies Abgeleitete wirklich für uns verbindliche Vorbilder enthielt, und daß deren eines wertvoller sei als ein anderes, folgte niemals aus dem Prinzip, sondern aus der unmittelbaren Stimme des Gewissens, die man bei jedem Gliede der Ableitung besonders befragte. Gründen andere Ansichten unsere sittlichen Überzeugungen auf gewisse Verhältnisse der Willen, auf denen absolute Billigung oder Mißbilligung ruhe, so meinen auch sie nicht im geringsten, aus dem Begriffe eines solchen Verhältnisses ableiten zu können, welches einzelne zu billigen, welches andere zu mißbilligen sei; sie erwarten die Entscheidung von dem Gewissen. Ich weiß nicht, warum der Begriff der Lust mehr zu leisten verpflichtet wäre, als andere Prinzipien. Vielleicht tut er es dennoch in

gewisser Weise, aber uns genügt es hier, ausdrücklich jene Berufung auf das Gewissen einzulegen, die andere Auffassungen nur scheinbar entbehren können. Es ist so, daß die einzelnen Formen der Lust der Art nach verschieden, daß die eine der andern über- oder untergeordnet ist, daß jede, an sich positiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu andern, und daß nur die Befriedigung des Gewissens selbst, die Lust also an der Übereinstimmung jeder einzelnen Lust mit dieser Gesetzgebung über alle, diesem Schwanken ihres Wertes entzogen ist. Wie nun in der Anlage des menschlichen Gemütes und in den ersten überall vorkommenden Schritten seiner Entwicklung diese Antriebe des Handelns entstehen und das Bewußtsein ihrer Werte, darüber allein haben wir einige Andeutungen hinzuzufügen.

Sinnliche Lust ist nicht nur das Ziel, nach dem alle Regsamkeit des Lebendigen ursprünglich sich aufmacht, sondern auch in dem ausgebildeten Leben finden wir sie als die verstohlene Triebfeder des mannigfachsten Handelns wieder. Zwar unabhängig von äußern Anregungen kann ein Streben, die Summe des Genusses zu vergrößern, den lebendigen Wesen nicht von Natur eigen sein; sie würden nicht wissen, wohinaus dies größere Gut liegen kann. Erst die Erfahrung zeigt ihnen diese Wege und erweckt teils die Sehnsucht nach dem Wiedergewinn des einmal gekosteten Glückes, teils ein Begehren, das ins Unbestimmte hinaus auf unbekannte Güter gerichtet ist. Diesen Trieben sich hinzugeben, könnte die Seele kein anderes Bedenken abhalten, als die Kenntnis entweder der Nachteile ihrer maßlosen Befriedigung, oder der größern Güter, an deren Erwerbung diese hindert. Der natürliche Lauf der Dinge mindert indessen die Gefahr dieses Übermaßes und führt von selbst zur Bekanntschaft mit dem Bessern. Er bringt es wenigstens frühzeitig dahin, daß an der ganzen Summe unserer Bestrebungen die feinere Lust des innern Sinnes einen weit beträchtlicheren Anteil erlangt,

als das Trachten nach rein körperlichem Genuß. Einfache, durch die Bildung noch nicht verwickelte Zustände führen eine größere Abwechslung der Bedürfnisse mit sich, die durch eigene Anstrengung befriedigt werden müssen; anderseits sind die Höhenpunkte des leiblichen Genusses von kurzer Dauer, und doch erlischt während der langen Pausen zwischen ihnen die regsame Empfänglichkeit des Gemütes nicht. So wird die leidenschaftliche Hingabe an eine einzige Klasse des Genusses wenig begünstigt; wohl aber trifft die Seele, indem sie sich auf den Weg macht, Mittel der Befriedigung zu suchen, eben auf diesem Wege selbst auf viele Eindrücke, von denen sie unvermerkt angezogen und gefesselt wird. Sie kann nicht umhin, bei ihnen zu verweilen und sich teils ihrem Reize für die Wißbegier der Erkenntnis, teils den Stimmungen zu überlassen, die ihre Bedeutung und ihr Sinn erweckt. So wird die Hast nach dem Ziele des Genusses vielfach verlangsamt und in den Zwischenzeiten zwischen den Augenblicken sinnlicher Befriedigung kehren der Seele diese gewonnenen Eindrücke zurück. Sie gewöhnt sich allmählich daran, die gleichmäßigere und weniger heftige Lust zu bevorzugen, die ihr die stetige wohltuende Beschäftigung des innern Sinnes gewährt. Die Freude an zweckfreiem rhythmischem Spiel der Eindrücke, an unterhaltender Geselligkeit, an der Übung eigener Kraft und Gewandtheit nimmt in dem natürlichsten Zustande der Völker sowie in der fortgeschrittenen Zivilisation einen weit größern Raum ein, als die Begierde nach dem unmittelbaren sinnlichen Genuß. Und selbst wo das Streben nach dem letztern uns noch auffällt, finden wir doch, daß es selten auf die rohe Lust allein gerichtet ist; das Begehrte erscheint begehrenswert weit weniger um seiner selbst, als um einer Menge von Gedanken willen, die sich an seine Bedeutung für ein tieferes inneres Leben knüpfen; die Vorbereitungen, die Nebenumstände und die Nachgedanken erhöhen durch ihr eigentümliches, mannigfaltiges und feines Interesse den an sich nur ärmlichen Wert des ursprünglichen Zieles. Wohltuende Formen der Umgebung, harmonisches Zusammenwirken der äußern Eindrücke,

äſthetiſcher Schmuck des Lebens und eine gleichförmige freundliche Gewohnheit des Daſeins ſind die Bedürfniſſe dieſer verfeinerten Sinnlichkeit, und ihre Befriedigung wird in den gebildetſten Zuſtänden wie in der naivſten und formloſeſten Geſelligkeit durch Arten des Benehmens geſucht, von denen man zweifeln kann, ob ſie nicht noch mehr die Freude an der Produktion des Angenehmen und Anmutigen, als das Begehren ausdrücken, eine aus ihm entſpringende Luſt zu ernten.

Obgleich zuletzt denſelben allgemeinen Geſetzen ſeines Verlaufes unterworfen, pulſiert doch das leibliche wie das ſeeliſche Leben in den verſchiedenen Einzelnen mit verſchiedener Stärke und nicht ohne eigentümliche Abweichungen ſeiner Reizbarkeit. Nur für die heftigſten und gewaltſamſten Eindrücke können wir darauf rechnen, daß ſie in allen gleichen Schmerz oder gleiche Unluſt erzeugen; Erregungen von mittler Stärke dagegen ſind dem einen noch zu bedeutend, dem andern ſchon abſpannend gering und monoton; unberechenbare Abneigungen überdies treten hier einem Reize entgegen, der dort mit Leidenſchaft begehrt wird. Dieſe Verſchiedenheiten treffen nicht allein die Objekte der äußern Sinne, ſondern auch die formellen Verhältniſſe der Eindrücke, von denen unſere äſthetiſchen Gefühle angeregt werden. Die Größe der Abwechſlung in den Wahrnehmungen, der Stoß der Überraſchung, die ſtetige Anſpannung einer konſequenten Stimmung oder Ideenfolge, dies alles iſt dem Temperament des einen ein Bedürfnis, dem des andern eine Pein; dieſelbe Form der Verknüpfung in den Eindrücken, dieſelbe Manier des Gebarens iſt jenem ein behagliches Lebenselement, und wird von dieſem mit ſpezifiſchem Widerwillen verachtet. Hierin duldſam zu ſein und anzuerkennen, daß keine Art und Weiſe eine allgemeine Geltung, und die eigene keine größere hat als die abweichende fremde, iſt entſchieden ein Ergebnis der Bildung und nur ſelten die unmittelbare Mitgabe eines glücklichen Naturells. Von Haus aus ſind wir hierin tyranniſch, und wir können nicht leugnen, daß wir jeden etwas gering ſchätzen, dem unſere Lieblingsſpeiſe nicht ſchmeckt, und daß ein

Keim gelinden Haſſes ſich in uns gegen den regt, der hierin beharrlich anderer Meinung iſt. Viel kräftiger werden natürlich dieſe Abneigungen und Neigungen, wenn ſie an viele Punkte der Übereinſtimmung oder des Widerſtreites zugleich anknüpfen; ſie werden eben dadurch dem, der ſie empfindet, unerklärlicher, denn immer weniger wird die deutliche Überſicht dieſer einzelnen Urſachen möglich, die ſich zu einem ſtarken inſtinktiven Gefühle ſummieren. Solange alle einzelnen Genoſſen einer Geſellſchaft durch ſtark hervortretende Gleichförmigkeit ihres Stammcharakters verbunden ſind, treten dieſe Erſcheinungen wenig hervor; dagegen ſind ſie gewiß eine Grundlage des Nationalhaſſes, durch den wir ſchon früh die einzelnen Menſchenſtämme ebenſo geſchieden ſehen, wie die Geſchlechter der Tiere. Die höhere Entwicklung der Bildung führt eine größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere herbei, und damit eine größere Verletzlichkeit des einen durch das Naturell des andern, zugleich aber als entſchädigendes Gegengewicht die gleichfalls wachſende Intenſität der auswählenden Liebe und Freundſchaft. So entſtehen zwiſchen den Teilnehmern einer ziviliſierten Geſellſchaft lebhafte Spannungen, die noch unabhängig von ihren gegenſeitigen Handlungsweiſen ſind; und wie viele und bedeutende Ereigniſſe gehen zuletzt aus dieſen verſchwiegenen und nie völlig aufzuklärenden Motiven hervor! Bevor eine ſittliche Überlegung ſolchen Eigenſinnigkeiten des Gemütes einen nie vollſtändig hemmenden Zügel anlegt, führen ſie zu der Sinnesweiſe, die offener oder verſteckter dem gegenſeitigen Benehmen der Menſchen immer zugrunde gelegen hat und oft genug unbefangen als die ſich von ſelbſt verſtehende Richtſchnur des Handelns ausgeſprochen worden iſt: zu dem Wohlwollen gegen die Freunde, dem Haſſe gegen die Feinde. Beide Geſinnungen werden verſtärkt, wenn zu der Wirkung, die der andere auf uns durch das ausübt, was er iſt, der Eindruck ſeiner Handlungen gegen uns kommt. Und wie das Kind den Stein ſchlägt, an den es ſich geſtoßen, und das Bett liebkoſt, auf dem es ruht, ſo entwickeln ſich Dankbarkeit und Rache als die natür-

lichen großen Beweggründe, die von jeher die Menschen in ihrem gegenseitigen Handeln bewegt haben. Wie wenig durch dies alles der Mensch sich über das Tier erhebt, ist klar genug; aber es nützt nichts, sich die lebendige Wirksamkeit beider Triebe in uns zu verhehlen. Ehe das menschliche Gemüt in sich selbst die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Gesetze seines Tuns bemerkt hat, kann es nicht anstehen, diesen natürlichen Anregungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Überwindung des Bösen wenig Verdienst haben würde.

Durch alle diese Strebungen verteidigen wir im Grunde nur unser angeborenes Naturell gegen alles, was ihm nicht gemäß ist, und suchen auf, was ihm zusagt. Aber der Mensch ist nicht nur ein besonderes Beispiel von dem allgemeinen Typus seiner Gattung, sondern bildet sich durch Aufsammlung seiner Erlebnisse zu einer individuellen Persönlichkeit aus, die den ankommenden Reizen einen neuen Maßstab entgegenhält, an dem ihr Wert für uns sich messen muß. Aus der Erregung dieser Seite unsers Wesens entstehen persönliche Gefühle, die in ihren allgemeinen Formen zwar von dem allgemeinen Charakter der Persönlichkeit abhängen, aber doch für jeden einzelnen sich anders gestalten; denn die Anzahl und Lage der verletzbaren und reizbaren Punkte richtet sich nach der ursprünglichen oder durch den Lebenslauf erzeugten Eigentümlichkeit des Wesens, das diese Form der Ichheit trägt. Bevor nun eine höhere Entwicklung bessere Ideale des Handelns aufgefunden hat, kann nur das Prinzip eines völlig nackten Egoismus als die bewegende Kraft unserer Tätigkeit angesehen werden. In dem wirklichen Leben kommen indessen überall die verschiedensten Regungen des so vielseitigen menschlichen Wesens zugleich zur Gegenwirkung, und es wird deshalb nie eine Zeit gegeben haben, in welcher das rücksichtslose blinde Durchsetzen des eigenen Willens in der Art einer physischen Naturkraft sich allein hätte können geltend machen. Es ist kein handelndes Wesen denkbar, das sich seiner Empfänglichkeit entäußern könnte, durch die es teils den unwillkürlichen Neigungen und Abnei-

gungen, deren wir gedachten, teils der widerwilligen Anerkennung des Fremden unterworfen ist. Und auch sonst liegt in dem Egoismus ein innerer Widerspruch, der als Heilmittel gegen seine eigenen Konsequenzen wirkt.

Das unmittelbarste Selbstbewußtsein rechnet ganz einfach zu der eigenen Persönlichkeit alles, was wir an körperlicher oder geistiger Kraft als natürliche Ausstattung empfangen haben. Noch ehe die verschiedenen Individuen mit streitenden Ansprüchen sich an demselben Objekte begegnen, mißt jedes sich vergleichend mit den übrigen, und die Wahrnehmung der eigenen Wirkungskraft und der geringeren fremden führt mit einer Unbefangenheit, die wir natürlich und billig finden würden, wenn es sich um das Verhältnis zweier Naturkräfte handelte, zu dem Hochmut des Stärkeren und zu jener Verachtung alles Schwachen und Häßlichen, die wir in jedem beginnenden Kulturzustand lebhaft ausgesprochen und selbst bei höher gesteigerter Bildung nie ganz unwirksam finden. Denn jedenfalls sind auch wir immer viel geschwinder geneigt, unsere Pflichten und Leistungen nach dem zu bemessen, was wir sind, und nach dem, was der andere ist, als daß wir zuerst von allgemein verbindlichen Vorbildern der Gesinnung ausgingen, die noch von keiner Person sprechen, und denen man erst, nachdem man sie anerkannt hat, die unterscheidenden Umstände des besonderen Falles als Gründe zu einer ungleichen Verteilung der persönlichen Rechte und Pflichten unterordnen darf. Aber ich weiß nicht, ob nicht doch schon in diesem Hochmut selbst ein unaustilgbarer Keim besserer menschlicher Entwicklung liegt. Wir vergleichen uns nie mit dem, was nicht unserer Gattung ist, oder was nicht wenigstens leicht mit derselben unter einem höhern Allgemeinbegriff als mit uns verwandt zu vereinigen ist. Wir verlangen nicht härter als der Felsen oder mächtiger als eine Naturkraft zu sein; erheben wir uns über unsersgleichen, so ist die Lust dieses Stolzes nicht von dem Nebengefühl abtrennbar, daß wir eine uns allen gemeinsame Aufgabe mit größerer individueller Befähigung lösen, daß wir also auf einer wohlbe-

gründeten Basis natürlicher Vergleichbarkeit gemessen besser sind als andere und dadurch das Recht jenes höhern Selbstgefühls erwerben. Der Stolz auf körperliche Vollkommenheit ist in dieser Hinsicht ebenso berechtigt und naturwüchsig als der Übermut geistigen Übergewichtes; zivilisierte Völker und die wilden Stämme mögen aufeinander mit gegenseitiger Geringschätzung herabsehen; sie vollziehen dadurch in der Tat nur zwei einseitig richtige Urteile. Auch mit den Tieren mögen wir eine solche Vergleichung noch durchführen; sie sind unter die gemeinsame Anschauung lebendiger, durch innere Regsamkeit bewegter Geschöpfe nicht nur um der Ähnlichkeit ihrer Organisation und Tätigkeit willen begreifbar, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihr Leben tausend Berührungen des Kampfes und gegenseitiger Dienstleistung mit dem unsern hat. Es ist eine begreifliche Freude des Selbstgefühls, an List und Kraft diese Geschöpfe zu übertreffen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, mit uns um den Genuß und die Frucht des Lebens zu wetteifern. Diese stille Berufung auf Gründe, die seine Überhebung rechtfertigen, kann der Hochmut nicht los werden, und in dem Augenblick eben, in welchem er die berechtigende Macht eines Allgemeinen anerkennt, hat er den ersten Schritt zu seiner Selbstüberwindung getan.

Man kann hinzufügen, daß es sogar noch weiter ein verstohlenes Bedürfnis des Egoismus ist, selbst den Vorzug, den er sich auf der Grundlage eines allgemeinen Begriffes zuschreibt, wieder durch einen allgemeinen auch sonst gültigen Begriff zu bezeichnen, und also sich nicht schlechthin als vorgezogen darzustellen, sondern teil zu haben an einem Vorzuge, der für sich verständlich ist und wenigen zwar, aber doch mehreren zukommt. Der einzige seines Standes in einem Volke zu sein, den das Schicksal übrig gelassen hat, könnte ein großer Stolz sein; die Erinnerung an die Vergangenheit machte dann den Wert der Stellung deutlich, deren Ehre und Vertretung jetzt diesem einen zufiele. Aber der einzige seiner Art zu sein, den es je gegeben hat, ist kein wirklich begreifliches Ziel der Wünsche; jeder große Ehrgeiz

sucht neben der Macht allemal auch den Namen der Macht, und ganz ungewöhnliche Titel üben nicht, wie man vermuten könnte, die größere, sondern eine geringere Anziehungskraft auf die Gemüter. Jeder völlig singuläre Vorzug ist, wie groß er auch sein möchte, ein unverständlicher; immer sucht sich daher das Selbstgefühl naturgemäß an einen Stand anzulehnen, an dem viele teilhaben, und als Höchstes gilt überall, was unter Vergleichbarem zuerst kommt. Dieselbe Gebundenheit des Selbstgefühls an das Allgemeine zeigt sich auch in der geistigen Entwicklung. Wir sind stolz darauf, verwickelten Erscheinungen ihre Wahrheit durch unsere individuelle Schlauheit abgewonnen zu haben, und wir betrachten sie eifersüchtig als unsere Tat, unsere Errungenschaft. Aber wir sind ganz unglücklich, wenn andere ihr nicht zustimmen; denn so lange bleibt sie wirklich nur unsere Ansicht, und das wollen wir und wollen es auch nicht. Damit das, was wir errungen haben, auch nur für uns selbst Wert habe, muß es notwendig als ablösbar von unserer Individualität, als die Natur der Sache selbst, als allgemeine Wahrheit anerkannt werden. Darin liegt der eine, ehrbare Grund des Fanatismus, mit dem jede individuell entstandene Anschauung sich um so heftiger geltend zu machen sucht, je weniger sie ein oberflächlich vorliegendes Gemeingut ist, und je tiefer ihr Inhalt alle Seiten des menschlichen Wesens interessiert. Wie unangenehm daher immer zelotischer Eifer auf jedem Gebiet ist, man muß doch zugeben, daß er nicht auf reinem Durchsetzenwollen des subjektiven Meinens beruht, sondern daß jeder hier für die Ehre des Allgemeingültigen streitet, das er in sich entdeckt zu haben glaubt, und das ihn ängstigt, solange es nicht anerkannt ist. So ist Fanatismus eine äußerst naturwüchsige Regung des Gemütes und bis in die sittlich ausgebildetsten Kreise sehen wir die Härte seines Eifers reichen. Denn wie allgemein ist doch der Aberglaube, als sei es Pflicht, nicht nur seiner Überzeugung nicht zuwiderzuhandeln, sondern sie auch da um jeden Preis durchzusetzen, wo man gar keine Pflicht zum Handeln überhaupt hat! Dann entsteht,

indem dieſem Mißverſtändnis eine ebenſo mißverſtehende Bewunderung entgegenkommt, der Kultus jener großen Männer, die im Grunde die Narren ihres Naturells ſind, und die in demſelben Augenblicke, in welchem ſie nur dem Allgemeinen und der Idee zu dienen glauben, der Welt die zufällige Form ihrer Einfälle zu geben ſuchen. Sie ſind zu entſchuldigen, denn wir irren alle auf dieſe Weiſe.

Die innere Feſſel, die der Egoismus in ſeiner unvermeidlichen Berufung auf ein rechtfertigendes Allgemeine in ſich trägt, wird ſehr bald zu einer äußern; der Übermut bedarf zu ſeinem eigenen Genuß das Mitwiſſen und die Anerkennung anderer. Selbſt die roheſte Form der Herrſchſucht kann ſich nicht mit bloß faktiſcher Unterwerfung oder mit der Vernichtung des fremden Willens begnügen; ſie muß ihn erhalten und ſelbſt ſoweit frei erhalten, daß ſie von ihm wenigſtens anerkannt werden kann. Der Taumel der Macht iſt unmöglich in völliger Einſamkeit, und ſelbſt für den wüſteſten Negerfürſten wäre es nicht ausreichend, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu laſſen, wenn nicht wenigſtens der noch da wäre, der ihn fällt und durch ſolchen Gehorſam gegen jenen Wink dieſe Tat der Macht anerkennt. Und wenn alle ſich völlig ſtumm unterwürfen, ſo wüßte der Gebieter doch, daß ſie dabei einander wechſelweiſe beobachten; es wäre keine Freude bei dieſer Macht, wenn nicht der tatſächliche Gehorſam des einen dem andern gezeigt werden könnte. Dies tiefe Bedürfnis des Egoismus, ſich durch die Anerkennung der andern zu rechtfertigen, erklärt die ungemeine beſchränkende Gewalt, die überall das Urteil der öffentlichen Meinung auf unſere Strebungen ausübt. Die beſtändige Rückſicht auf das, was andere, für uns die Vertreter des Allgemeinen gegenüber unſerer Individualität, von uns denken würden, vertritt ſowohl in den erſten hiſtoriſchen Zeiten der Menſchheit, als in den Anfängen jeder perſönlichen Entwicklung, endlich auf jenen niedrigeren Bildungsſtufen, auf denen ein Teil unſeres Geſchlechtes beſtändig verharrt, mit mehr oder weniger Glück und Vollſtändigkeit das eigene

moraliſche Gewiſſen. Dieſe Abhängigkeit von fremder Meinung wächſt und veredelt ſich zugleich, wo die natürlichen Beziehungen dem einen Teil eine unmittelbare Autorität gewähren, die durch unzählige Bande geſpendeter Wohltaten und dankbarer Erinnerungen gekräftigt wird. Nie hat daher auch das roheſte Volk einen egoiſtiſchen Krieg aller gegen alle aufgeführt, ſondern Freunde und Stammgenoſſen von Feinden und Fremden unterſchieden; am meiſten natürlich iſt die Scheu vor dem Erzieher, der Gehorſam gegen die ſchützende Kraft und Einſicht aller weitern Tugenden Anfang.

Und man muß dabei nicht vergeſſen, daß in der menſchlichen Natur nicht von Haus aus nur der rebelliſche Hochmut liegt, der nichts Fremdes anerkennen möchte; vielmehr ſchon der unüberwindliche Nachahmungstrieb zeigt, daß wir in dem Augenblick, da wir dem andern nicht nachſtehen mögen, doch eben ſeinen tatſächlichen Vorzug zugeſtehen. In der Tat iſt der ungebildete Menſch, je weniger weit geſteckt und vielſeitig die Ziele ſeines eigenen Strebens ſind, um ſo mehr zur Bewunderung fremder Kraft und Größe und zur Unterordnung der ſeinigen geneigt, ein Zug, ohne deſſen glückliches Vorhandenſein die Möglichkeit eines geſelligen Zuſammenlebens ſchwer denkbar wäre. Dieſe Fügſamkeit bildet ſich zu einer Treue und Hingebung an die Führer und Leiter aus, in der ohne Zweifel ein Keim echt ſittlicher Entwicklung enthalten iſt. Aber dieſe Sittlichkeit iſt nicht durch allgemeine Geſetze der Geſinnung geregelt, ſondern ſie haftet an der perſönlichen Geltung deſſen, gegen den die Handlungen gerichtet ſind. Das Böſe iſt hier die Verletzung des Gemütes, das wir lieben, und während gegen dieſes ſich alle Tugenden des Wohlwollens, mit großer Zartheit ſogar, entwickeln, kann ungeſtört der Haß und die Rache gegen alles Feindliche kräftig fortdauern. Es gibt auch für das Kind einen Zeitpunkt, bis zu welchem es nur die zürnende Strafe verſteht, in welcher ihm der Schmerz der Eltern klar wird; die kalte Beſtrafung erſcheint ihm als grundlos erbitternde Wehetat. Erſt ſpäter lernt es erkennen, daß es

für seine Handlungen allgemeine Gesetze gibt, die auch dann verbindlich sind, wenn ihre Übertretung mit keiner bemerkbaren Störung in dem Wohlbefinden des andern verbunden ist.

Die Vorschriften, welche die Autorität der Erzieher dem Menschen am Anfange der Bildung geben konnte, enthielten diese Belehrung nicht in der Weise, in welcher wir gewöhnt sind, sie unter dem Einflusse des christlichen Lebens sogleich zu erhalten. Sie waren zunächst Bestimmungen, welche auf die Verhältnisse des Verkehrs und auf die gegenseitige Stellung der Personen zueinander mehr Bezug hatten, als auf die innern Eigenschaften des Gemütes. Zeremonien der Sitte, verlangten sie gegen jedes Objekt eine besondere Gesinnung, in jedem Verhältnis ein besonderes Verhalten, ohne allgemeine Grundsätze anzugeben, nach denen der Wille in der Mannigfaltigkeit möglicher Fälle sich zu richten habe. War doch der Inhalt dieser Tradition selbst nicht aus allgemeinen Sätzen erwachsen, sondern ein Produkt der Erfahrung, die gelehrt hatte, daß unter solchen Lebensumständen, bei solchem Temperament der Gesellschaft, bei solchen durch die Lage notwendig gemachten nächsten Zwecken und Beschäftigungen gerade diese Art des gegenseitigen Verhaltens, diese Summe von Rechten und Pflichten jedes einzelnen die allgemeinste Befriedigung der Ansprüche aller enthält. Je mehr ein solches Ganze der Sitte nicht willkürlich, wie die Statuten einer sich plötzlich bildenden Gesellschaft, gemacht worden ist, sondern sich allmählich entwickelt hat, indem jeder einzelne aus der Lage, in der er sich gedrückt fühlte, in eine vorteilhaftere sich zu verrücken suchte, um so fester wird der Bau dieser traditionellen Sitte sein; sie wird unbestritten dauern, solange die Umstände das Temperament und der geistige Gesichtskreis dieselben bleiben. Was jeder bereits geltend vorfindet, von andern befolgt sieht, und selbst zu befolgen durch tausend teils ausdrückliche, teils stillschweigend in den Verhältnissen liegende Mahnungen aufgefordert wird, das gestaltet sich

für ihn ebenſo zur ſelbſtverſtändlichen Notwendigkeit, wie die Verſtandesvorurteile, unter denen er aufgewachſen iſt. Jede Verletzung dieſer Überlieferung, ſei dieſelbe nun wie ſie ſei, wird wie jedes Vernachläſſigen einer alten Gewohnheit mit Beunruhigung des Gemütes und Reue geſtraft.

Man wird zugeſtehen, daß in ſolchen Formen des Lebens ein ſehr kräftiges Bewußtſein des Sollens und ſittlicher Verpflichtung liegen kann; aber der ſittliche Wert ſolcher Sitte kann doch unermeßlich verſchieden ſein. Von dem geiſtigen und phyſiſchen Naturell der Geſellſchaft und von der Gunſt der Umſtände hängt es ab, welcher vernünftige oder verkehrte Inhalt an dieſe Stelle des durchaus verbindenden Pflichtgebotes treten ſoll. Nach dem Begriffe, den wir von dem Sinne unſers Daſeins, von der Würde, die der Menſch vertreten, von den Zielen faſſen, die er erreichen ſoll, ſchwankt in unſerer Beurteilung alles. Wenn der Indianer den gefangenen Feind martert, ſo beweiſt das nicht, daß er von keiner Idee des Rechtes überhaupt geleitet würde; er gibt nur dem Überwundenen Gelegenheit, durch jenes ſchweigende Dulden und die Verachtung des Schmerzes, die ihm als Ideal männlicher Vollkommenheit erſcheint, ſeine Ehre zu vertreten, und er unterwirft ſich mit gleicher Ergebung, wenn ihn das ungünſtige Schickſal trifft, derſelben Pein. Indem er ſo mit gleichem Maße ſich ſelbſt meſſen läßt, mit dem er dem andern mißt, wird er ohne Zweifel von einem barbariſchen Gefühle der Gerechtigkeit geleitet, das ſein wahres Ziel verfehlt. Wenn ein einförmiges, an höherer Reflexion armes Daſein und phyſiſche Not die Würde der menſchlichen Beſtrebungen herabdrückt und jeder in dem andern nur ein ſinnlich genießendes Naturgeſchöpf ſehen kann, nicht ein vernünftiges Weſen, deſſen jeder Augenblick der Verwirklichung einer heiligen Aufgabe gewidmet ſein ſollte, ſo iſt es nicht wunderbar, daß der Wert des menſchlichen Lebens im Preiſe ſinkt, und unbedenklich wird der eine den andern ſeinen Zwecken und Einfällen opfern, ohne zu verlangen, daß ein dritter mit ihm ſelbſt anders verfahre. Wenn man vor der

abscheulichen Grausamkeit schaudert, mit welcher manche wilde Volksstämme gegen ihr eigenes Blut wüten, so mag man zugleich an den Stumpfsinn der Ergebung denken, mit welchem dies alles ertragen wird. Beides beweist nicht die völlige Abwesenheit jedes Rechtsgefühls, sondern nur den Mangel an Verständnis für den Wert des Daseins. Und nicht bloß die Versunkenheit der Südseevölker, sondern auch die hohe Bildung des klassischen Altertums hat manche sittliche Härten entwickelt, die dieser mangelhaften Einsicht in die Bedeutung des menschlichen Lebens entspringen.

Teils die Konflikte nun, in die doch immer ein individuelles Gemüt seine Bestrebungen mit der herrschenden Sitte geraten sieht, teils die Veränderung der Lage, auf welche diese sich bezog, teils endlich die Rastlosigkeit der einmal geweckten Reflexion, die auch ohne dieses persönliche Interesse sich nicht abhalten läßt, alle Gegenstände des menschlichen Lebens und so auch die Verbindlichkeit der Sitte selbst zu überlegen und zu untersuchen, dies alles führt allmählich über den instinktiven Gehorsam zur Hervorhebung bewußter Grundsätze des Handelns hinaus. Es ist merkwürdig, daß von den zwei Richtungen, welche diese Reflexion nehmen kann, die eine zunächst nur wie verstohlen eingeschlagen wird. Denn die Gedanken gehen zuerst gewöhnlich nicht darauf aus, die allgemeinen Gesinnungen zu bestimmen, die in jedem zu erwartenden Falle einer Aufforderung unser Handeln leiten sollen, und doch enthält die Sprache frühzeitig Namen der Tugenden und Laster, die uns zeigen, daß der Wert und Unwert solcher allgemeinen Formen des Dichtens und Trachtens weder unbemerkt, noch unbeurteilt geblieben ist. Dagegen knüpft die Reflexion in der Regel zuerst an den Begriff des handelnden Subjekts an und sucht aus der Natur des menschlichen Wesens Gründe für die Arten des Handelns, die dieser Natur angemessen sind. So wird entweder den natürlichen Begierden, den gröbern und feinern Bedürfnissen, den naturwüchsigen Bestrebungen des Menschen nachgespürt und das Leben so zu gestalten gesucht, daß es ihnen allen Gelegenheit zu gleichmäßiger Entfaltung und Befriedigung

gebe; oder es ist vorzugsweise die Würde des Menschen, der zu entsprechen eine verfeinerte Reflexion den Gesinnungen und Handlungen gebietet, und nach den verschiedenen Ausbildungsgraden unserer Gedanken über diesen Wert der menschlichen Persönlichkeit sehen wir z. B. die Vorstellungen über die Ehre historisch und national schwanken. Sobald daher eine Gesellschaft sich einer unangemessen gewordenen Tradition der Sitte und des Lebens zu entziehen sucht, kommt sie gewöhnlich darauf, zuerst wieder die allgemeinen Menschenrechte festzusetzen; unpraktisch in hohem Grade, da nichts weniger leicht zu formulieren ist als diese Rechte, sobald irgend eine nutzbare Rücksicht auf einen vorhandenen Zustand zugleich notwendig ist, aber ein Zeugnis dafür, daß die oberste Regel aller Einrichtungen des Lebens vorzüglich gern in der Natur des Handelnden und nicht sogleich in dem eigenen Werte der Handlungen selbst gesucht wird.

Aber was der Mensch sei, glaubt am Ende keine Reflexion bloß aus der Betrachtung seiner tatsächlichen Natur zu finden, oder eben diese Betrachtung macht uns aufmerksam auf eine Menge von Bestrebungen, die in seiner Natur liegen, deren Sinn aber nicht einfach auf Selbsterhaltung, sondern auf Erreichung einer vorschwebenden Bestimmung gerichtet ist. Es wird dem Gemüt unmöglich, wenn es einmal zum Nachdenken erweckt ist, dies Dasein zu überlegen, ohne nach seinen Gründen, nach seiner Bedeutung in der übrigen Welt, nach seinem Ende oder seiner Fortsetzung zu fragen, und immer hat es nur Philosophenschulen, aber nicht Nationen gegeben, die ohne Anknüpfung des menschlichen Lebens an religiöse Anschauungen über den großen Zusammenhang der Welt jene vollständige Einsicht in die Natur des Menschen zu besitzen geglaubt hätten, aus der sich die Summe seiner sittlichen Verpflichtungen ableiten ließe. Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer übersinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letztern und der Sinn unsers eigenen Beitrags zu ihr bleiben mag, so fühlen wir doch, daß alles, was uns als Pflicht erscheint, den letzten Grund

seiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unserer tatsächlich vorhandenen Natur, sondern ihrer Bestimmung entspricht. Und diese Bestimmung liegt nicht mehr bloß in einer Selbstentfaltung, die von rückwärts durch den Keim getrieben wird, sondern in der Bewegung nach einem Ziele zu, das uns vorwärts gesetzt wird.

Die Irrtümer der religiösen Anschauung können indessen ebensogroß sein, als die jeder andern menschlichen Erkenntnis, und obwohl es ein großes formelles Prinzip ist, das Verhalten des Menschen nach dem Willen Gottes zu bestimmen, so schützt uns doch nichts vor der Mißdeutung dieses Willens. Besitzen wir doch, um ihn auszulegen, kein anderes Mittel, als die Verbindung unserer theoretischen Weltbetrachtung mit unsern sittlichen Gefühlen selbst, und es ist ein Glück, aber keine Notwendigkeit, wenn die Einseitigkeiten, die beiden anhängen, einander teilweise ausgleichen, anstatt sich zu summieren. In der Tat haben die heidnischen Religionen kaum etwas anderes geleistet, als daß sie inhaltvolle Institute des geselligen Lebens, deren unverbrüchlicher Wert nicht in jedem Augenblicke dem natürlichen Gefühle gleich überzeugend deutlich ist, durch Anknüpfung an göttliche Stiftung heiligten, und daß sie dem Ganzen des Lebens dies durchdringende Gefühl einer Abhängigkeit von einer höhern Welt einflößten. Die Gesinnungen dagegen zu bestimmen, die den Wert der Persönlichkeit bedingen, überließen sie nicht ganz, aber doch zum größten Teil der Kritik des lebendigen Gefühls, dessen Reflexion zu der Billigung der einen, zur Mißbilligung der andern Handlungsweise hauptsächlich durch die Vorstellung der Lust und Unlust gebracht wird, die uns dies Handeln, auf uns selbst gerichtet, verursachen würde. Und hierin eben hat die verdienstlose Güte und die schuldlose Roheit des angebornen nationalen Naturells den größten Spielraum, um bald durch feinsinnige Empfänglichkeit für edle Gefühle, bald durch wüste Hinneigung zu wildem und grausamem Gebaren sehr verschiedene Sitten zu erzeugen, alle von gewissen Vorstellungen des Rechtes und der Pflicht durch-

zogen, nur von ſolchen, die ohne Konſequenz bald auf die rechte, bald auf die verkehrteſte Weiſe mit den einzelnen Handlungen des Lebens in Verbindung geſetzt ſind.

Der flüchtige Überblick über die Geſchichte der Kultur, zu dem dieſe Bemerkungen aufforderten, und über die Verſchiedenheit ſittlicher Ausbildung, die wir noch jetzt bei den verſchiedenen Stämmen des menſchlichen Geſchlechtes fortdauern ſehen, wird die Vorausſetzung beſtätigt haben, die wir über die Begründung des ethiſchen Lebens in unſerer geiſtigen Natur äußerten. Die Erkenntnis, wie ſie unter den Antrieben der Erfahrung unvermerkt entſteht, entwickelt eine Menge teils wahrer, teils irriger Vorurteile; beſinnt ſie ſich auf ſich ſelbſt, ſo findet ſie als das einzige, was ihr unmittelbar gewiß iſt, den Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit überhaupt; worin dieſe aber beſtehe, und wie viel wir von ihr entdecken können, hängt teils von dem Inhalte der Erfahrung, teils von dem Grade der Schärfe und Aufmerkſamkeit ab, mit welchem wir die innern Vorgänge in uns ſelbſt zu beobachten angeregt ſind. In ganz ähnlicher Weiſe entwickeln ſich aus dem gegebenen Naturell des Gemütes und den ſtillwirkenden Eindrücken der Umſtände mancherlei wahre und irrige Vorurteile über das, was wir ſollen; beſinnen wir uns auf uns ſelbſt, ſo tritt zunächſt nur der Glaube an ein Sollen überhaupt, an eine verbindliche Geſetzgebung unſers Handelns, als ein helleuchtender, ſeiner ſelbſt gewiſſer Punkt hervor; aber welches dieſe Geſetze ſind, und wie rein wir ſie aufzufaſſen vermögen, das hängt teils von dem Einfluß der äußern Lebensumſtände, die unſere blinden Triebe ſänftigen oder aufregen, teils von der Genauigkeit der Überlegung ab, mit welcher wir die allgemeinen Gebote unſers Gewiſſens von den einzelnen Formen abtrennen, in denen ſie auf die beſondern Verhältniſſe unſers Lebenskreiſes angewandt ſich uns zunächſt aufdrängen. Solange das menſchliche Geſchlecht lebt, hat es die äußere Natur beob-

achtet, ihre Stoffe und Kräfte benutzt, über ihr Wirken nachgedacht; viele Einzelheiten hat es früh durchschaut, manche Verwendung der Naturerzeugnisse, selbst manche Voraussicht des Künftigen ist ihm früh schon geglückt. Aber das alles war doch ein Raubbau voll Unsicherheit, in der Erkenntnis wie in den Anwendungen von der Ungenauigkeit halbwahrer Analogien allenthalben gehindert; zu einer Beherrschung der Natur durch den Gedanken und zu ihrer Zähmung durch eine verläßliche Technik war der Weg erst gebahnt, als es einem glücklich begabten Volk gelungen war, die Mathematik zu erfinden, d. h. einzelne Wahrheiten, die instinktiv viele schon gefaßt und gewußt hatten, zu dem Ganzen einer Wissenschaft zu verbinden.

Es ist etwas Ähnliches in der sittlichen Welt. Gute und böse Regungen hat es immer in den menschlichen Herzen gegeben, und immer auch eine solche Kritik des Gewissens, durch die im ganzen und großen doch wenigstens die vollendet blinde Unvernunft tierischen Begehrens von dem menschlichen Leben abgehalten und durch die sinnliche Leidenschaft mindestens einige feste Linien anerkannter Pflichten und Rechte gezogen wurden; manche Gegend des sittlichen Lebens hat sich früh aufgeklärt und der Wert mancher guten Gesinnung, manches ethischen Instituts ist zeitig den Gemütern der Menschen klar geworden; viele Züge sittlicher Zartheit können wir zu allen Zeiten antreffen. Aber das alles blieb doch eine Sitte, ebenso schwankend wie jene Naturerkenntnis; von den stärkeren oder schwächeren Nerven, der sinnlichen Glut oder Apathie des Naturells hing es ab, wie man den Satz anwandte, dem andern so zu tun, wie man sich selbst getan wünscht. In Blut und Greuel und Grausamkeit läßt sich in gewisser Weise Treu und Glauben und Gerechtigkeit ebensogut formell üben, wie in aller Weichlichkeit friedlichen Genusses, in Schmutz und Wollust. Der eine Teil unsers Gewissens, der nur von unsern wechselseitigen Pflichten spricht, ist bald befriedigt, und um so leichter, je geringer die Ansprüche sind, die alle Beteiligten zusammengenommen an das Leben und

seinen Genuß machen. Aber der andere Teil, der uns eben befiehlt, an dies Dasein sehr hohe Ansprüche zu machen, kann seine Stimme nur in dem Maße erheben, als die Einsicht in die Bestimmung der Menschheit und in ihre Stellung zu dem Ganzen der Natur wächst. Diese edlere Sittlichkeit wird nie ohne die lebhafteste Teilnahme der Intelligenz, nie selbst ganz ohne die Teilnahme der eigentlich wissenschaftlichen Reflexion, aber freilich auch nie durch sie allein, sondern durch das Leben selbst gewonnen, das in der wachsenden Vielfältigkeit seiner ethischen Beziehungen immer mehr neue Punkte zum Bewußtsein bringt, die früher einem blöderen Sinne gleichgültig dünkten, nun aber dem wachsenden sittlichen Zartgefühl ebenfalls als solche erscheinen, über welche sich die Konsequenz der Humanität organisierend ausdehnen muß. Mag also, und ohne Zweifel werden wir bei diesem Glauben stehen bleiben, ein unaustilgbarer Keim des Guten in dem Gewissen dem menschlichen Geiste angeboren sein, mag ferner schon die Güte des menschlichen Naturells dafür sorgen, daß nicht überall und schlechthin dies allgemeine formelle Rechtsgefühl Verhältnisse sanktioniere, die der wahren Aufgabe der Humanität widersprechen, so werden wir doch ebensosehr bei der Überzeugung beharren müssen, daß das naturwüchsige Gemüt des Menschen keineswegs die klare Einsicht in alle sittlichen Gebote erzeugt, die uns so natürlich scheint, weil der Quell der christlichen Erziehung sie uns mühelos darbietet.

Werfen wir einen zusammenfassenden Blick auf die Überlegungen, die wir hier gepflogen haben, so werden wir zu den Fragen zurückgeführt, die wir an ihrem Anfang stellten. Jedes Tier durchlebt im Zustande der Freiheit, wenn nicht die Ereignisse des Naturlaufes es früher hinwegraffen, vollständig die Entwicklung, die seiner Gattung möglich ist; und selbst wo die Zähmung durch die Hand des Menschen ihm einzelne Fähigkeiten bedeutender ausbildet, als seine natürliche Umgebung getan

hätte, tritt es doch nie bemerkbar aus dem Zweck- und Gedankenkreise seiner Art heraus. Das menschliche Geschlecht erzeugt in seinem geistigen Leben Unterschiede von so großer Weite, daß man daran zweifeln konnte, ob ein gemeinsames Maß dieser Mannigfaltigkeit überhaupt zugrunde liege. Dennoch glaubten wir, daß einzelne bestimmte Züge, charakteristische Gewohnheiten des Wirkens sich würden angeben lassen, die, in allen Menschenseelen wiederkehrend, sie zu einem zusammengehörigen Geschlecht verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verschiedenen Graden vorhanden die Vielheit der individuellen Gestaltungen bedingen. Wir haben versucht, in der Idee einer an sich gültigen und verbindlichen Wahrheit, in der Ahnung eines allgemeinen Maßes und Rechtes, nach dem alle Wirklichkeit zu messen ist, diesen gemeinsamen und unvertilgbaren Zug des menschlichen Geistes nachzuweisen, und die größere oder geringere Höhe der Ausbildung, die dieser Keim im Laufe des Lebens zu erfahren vermag. Schon in dem Benehmen der Sinnlichkeit meinten wir die Neigung wahrzunehmen, jedem Inhalt der Empfindung seine gesetzmäßige Stellung zwischen andern zu bestimmen, in jeder empfangenen Lust die eigene Trefflichkeit des Genossenen zu fühlen und nach allen Richtungen tätig hinauszugreifen, nicht ausschließlich, um dem eigenen Ich den Vorteil annehmlicher Förderung zuzuwenden, sondern unabtrennbar davon, um zugleich in dem eigenen Genießen dem Werte der Dinge und Ereignisse selbst eine Stätte des Daseins zu bereiten. Derselbe Trieb kehrte wieder in der Sprache, die, wie arm sie auch sein mochte, nirgends doch eine Sammlung von Ausrufen war, in denen sich nur die Erregung des Gemütes Luft gemacht hätte; sie war überall das Abbild einer gesetzlichen und allgemeingültigen Ordnung, nach der die Beziehungen der Dinge ineinandergreifen. So arbeitete sie der Erkenntnis vor, oder war der früheste und natürlichste Ausdruck derselben; denn auch das Wissen des menschlichen Geistes fanden wir durch das deutliche Bewußtsein von dem Vorhandensein einer allgemeinen und notwendigen Wahrheit über den Vor-

ſtellungsverlauf der tieriſchen Seele erhoben. Luſt und Unluſt endlich teilten wir mit allen lebendigen Geſchöpfen und teilten mit ihnen auch die natürliche Regſamkeit, die eine zu ſuchen, die andere zu fliehen. Aber die unvertilgbare Idee eines verbindlichen Sollens, die unſere Tätigkeit und unſere Gefühle begleitet, die Selbſtbeurteilung des Gewiſſens unterſchied auch hier das menſchliche Weſen, als Glied eines Geiſterreichs, von der leidenſchaftlichen Naturlebendigkeit der Tierwelt. Wollen wir unter dem Namen des Unendlichen das zuſammenfaſſen, was als beherrſchendes Geſetz oder als forderndes Ideal den einzelnen endlichen Geſtaltungen gegenüberſteht, ſo mögen wir ſagen, daß die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menſchlichen Geiſtes iſt, und wir glauben zugleich als ein Ergebnis unſerer Betrachtungen ausſprechen zu können, daß nicht die Erfahrung und ihr noch ſo mannigfaltiger Inhalt durch ſeine Einwirkung uns dieſe Fähigkeit anerzogen hat, ſondern daß ſie, unmittelbar in der Natur unſers Weſens begründet, nur zu ihrer Entfaltung die begünſtigenden Bedingungen der Erfahrung bedurfte.

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erſtes Kapitel.

Einflüſſe der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geſchichte. — Kosmiſche und telluriſche Einwirkungen auf die menſchliche Seele. — Parallelismus zwiſchen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landſchaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur.

Vergangene Zeiten, in welche die eigene Erinnerung nicht mehr zurückreicht, erſcheinen der Einbildungskraft merkwürdig rätſelhaft. Die Fülle der ernſten Lebensintereſſen, des Tandes und der Torheit, von der wir uns ſelbſt bewegt fühlen, iſt ſo eng an das beſtimmt gezeichnete anſchauliche Bild unſerer Umgebungen geknüpft, daß wir irre werden, wenn wir dieſelbe Mannigfaltigkeit des Daſeins uns in Zeiträumen vorſtellen ſollen, zwiſchen denen und der Gegenwart eine unüberſehbare Reihe von Veränderungen Koſtüme und Hintergrund verwandelt hat. Faſt glauben wir, die Sonne habe mit anderem Glanz, alle Stimmen der Natur mit andern Tönen die Vorzeit umgeben, die graue im Gegenſatz zu dem hellen Tage des jetzigen Lebens. Auf dieſem dunklen Untergrunde zeichnet uns die Geſchichte wohl große Taten und gewaltige Ereigniſſe vor, aber ſie verſchweigt am häufigſten die kleinen Mittel, durch deren Verknüpfung ſie entſtanden; wie die Helden gewohnt, ſich gekleidet und geſprochen, womit ſie die öden Zwiſchenzeiten ihrer Großtaten ausgefüllt haben, das überläßt ſie meiſtens unſerer irrenden Phantaſie.

Nur wenige Perioden des menſchlichen Geſchlechts haben uns in ihren Kunſtwerken redende Denkmäler hinterlaſſen, die uns außer dem Glanze der Taten auch einen Teil der innern Gemütsbewegungen, der Weltanſicht, des Lebensgenuſſes und der Beſtrebungen ſehen laſſen, aus denen jene großen Ergebniſſe entſprangen. Aber wie getreu und plaſtiſch auch immer die Poeſie zahlreiche Züge des täglichen Treibens uns überliefern mag: ſie läßt natürlich der Lücken viele, und am wenigſten können wir uns dazu überwinden, den Gedanken dieſer fernen Geſtalten in der Behandlung alltäglicher Dinge die bequeme und gelenkige Leichtigkeit zuzutrauen, auf deren Art und Größe hauptſächlich unſer eigenes Lebensgefühl beruht. Jede Schilderung, die wir von langvergangenen Zeiten verſuchen, ſcheint uns um ſo wahrer, je mehr ſie nur ſprungweiſe und eckig einzelne Hauptpunkte hervorhebt; nicht allein, weil wir aus hiſtoriſcher Unkenntnis zu dieſem Skelett die weichen und vermittelnden Übergänge nicht hinzuzufügen wiſſen, ſondern wirklich auch, weil wir uns äußerſt ſchwer von der Vorſtellung losmachen, damals habe alles in einem Lapidarſtil geſprochen und gehandelt, der den regungsloſen Geſtalten ſteinerner Monumente entſpricht. Wenn wir in den Schriften des Altertums einem hübſchen, kleinen, graziöſen Zuge des vollen Lebens, einer unbefangenen Neckerei, einer läſſig hingeworfenen anſchaulichen Bezeichnung der Szenerie begegnen: wie groß iſt doch auch heute noch der Zuſammenlauf der Interpreten, die uns ſtaunend die klaſſiſche Offenbarung echter Menſchlichkeit zu bewundern befehlen! Als wäre es anders zu erwarten geweſen; als hätte man nicht vermuten dürfen, daß ein gebildetes Volk der Vorzeit auch ſeine Empfänglichkeit für die tauſend reizenden Kleinigkeiten des Daſeins gehabt und ihr dieſelben Ausdrücke gegeben haben werde, die faſt jedem armſeligen Geſellen der Gegenwart geläufig ſind! Ohne Zweifel hat der Lauf der Geſchichte durch die fortſchreitende Bekanntſchaft mit dem irdiſchen Schauplatz, durch die gegenſeitigen Berührungen der Völker, durch die allmählich wachſende Erkenntnis der Ideenwelt nach und nach

der Phantaſie der Menſchen verſchiedenartige Färbungen und ſehr verſchiedene Ausdehnungen ihres Horizonts gegeben; aber nicht das ganze Leben wird von dieſer vorwärtsgehenden Bewegung ergriffen; es bleibt eine Breite menſchlicher Lebensart, die durch alle Zeit ſich mit gleichförmigen Zielen, Motiven und Gewohnheiten unverändert wiederholt. Alle die dahingegangenen Geſchlechter haben geträumt und beobachtet, geliebt und gehaßt, gehofft und verzweifelt, gearbeitet und geſpielt wie wir, und die nach uns kommenden werden uns darin gleichen. Dieſelben Leidenſchaften, die uns bewegen, dieſelben intriguierenden Berechnungen des Ehrgeizes und der Habſucht, dieſelben verſteckten Beweggründe oder dieſelbe offenherzige Hingebung der Liebe, die wir in uns tadeln oder preiſen, das alles hat von früh an das menſchliche Geſchlecht innerlich erregt; und wenn gleich der äußere Erfolg nach der Höhe und Art der jedesmaligen Bildung verſchiedene Dimenſionen und Formen annahm, ſo irren wir doch ohne Zweifel, wenn wir, einer törichten Analogie vertrauend, in den Anfangszeiten der Menſchheit nur kindliche Leere und Unbeſonnenheit der Gemüter zu finden glauben.

Dies iſt der Welt Lauf, der immer gleiche grüne Trieb, aus dem die buntgefärbten geſchichtlichen Blüten ſproſſen, der ewige Kreislauf, in welchem die menſchlichen Geſchicke ſich bewegen. Gewiß mögen ſie nicht durchaus einen Kreislauf bilden, ſondern die ſcheinbare Rückkehr einen ſtillen Fortſchritt einſchließen. Aber ſelbſt wir, die wir in Zeiten leben, in denen wenigſtens alle äußerliche Herrlichkeit des Fortſchrittes lebendiger als je ſich vor unſern Augen entfaltet, ſelbſt wir können uns ſagen, daß unſer inneres Leben durch das alles nur langſam, vielleicht kaum an wahren Gütern zunimmt. Es gehen keine neuen Quellen des Genuſſes auf, die früher nicht gefloſſen wären, oder wenn neue Quellen, ſo iſt doch das, was ſie ſpenden, immer nur die alte Luſt, zu der unſere Natur beſtimmt iſt; unſer Wiſſen mag ſich ins Unbegrenzte erweitern, aber die Ergebniſſe führen faſt immer wieder zu längſtgedachten Gedanken zurück, und die Vorzeit wußte

aus andern, vielleicht ärmlicheren Veranlaſſungen dieſelben Güter erhebender oder beſeligender Stimmungen zu gewinnen, die wir mit größerem Aufwand wiſſenſchaftlicher und techniſcher Kraft neu zu entdecken meinen. Was wir erarbeiten, das iſt allerdings nicht ganz, wie wir gern zugeſtehen, aber zu größerem Teil als wir gewöhnlich meinen, nur eine weitläufigere Zurüſtung zum Leben, nicht ein intenſiveres Leben ſelbſt, und die ſteigende Kultur iſt einem majeſtätiſchen Waſſerfalle nicht unähnlich, der in der Ferne Ungeheures zu leiſten verſpricht, und von dem doch, nahe geſehen, nicht viel mehr erfriſchende Tropfen wirklich fruchtbringend bis auf den Grund des Lebens fallen, als auch aus dem beſcheideneren Bache einer weniger glänzenden Bildung aufſtiegen, um das minder geräuſchvolle Daſein der Vorzeit zu erquicken und zu ſättigen.

Wir können die Hoffnung nicht entbehren, daß in dieſem Hin- und Herwogen der menſchlichen Entwicklung eine Richtung nach einem endlichen Ziele zu finden ſei; aber ehe wir verſuchen, dem Plane eines geſchichtlichen Fortganges und einer Erziehung des Menſchengeſchlechtes nachzugehen, wollen wir eine Zeitlang bei dem Bilde der Stetigkeit verweilen, das uns die Beſtrebungen desſelben und ſeine Schickſale zunächſt darbieten. Man kann mit verſchiedenen Gefühlen dieſem Schauſpiel zuſehen. Nicht ohne melancholiſche Regung wird man dieſelben Übel, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Keime alles Böſen durch alle Zeiten wiederkehren ſehen; anderſeits wird es ein tröſtlicher Gedanke ſein, zu wiſſen, daß zu allem, was endlich und wahrhaft das Herz beglückt, doch jede Zeit ihren Zugang hatte und jede in ihrer Weiſe, und mit ihrer Weiſe begnügt, an der höhern Welt teilnahm, die uns jetzt wohl klarer geworden iſt, aber deswegen nicht kräftiger von unſerem Gemüte feſtgehalten wird. Unſere Abſicht geht dahin, in der Natur des menſchlichen Geiſtes und in allen den ewig wiederkehrenden Bedingungen ſeines Lebens die bereitliegenden Mittel aufzuſuchen, mit denen die Vorſehung in der Geſchichte wirkt, den natürlichen Lauf der Welt, von dem eine

ſpätere Betrachtung fragen mag, nach welchem Ziele hin der höchſte Wille ſeinen immergleichen Fortgang umbeugt.

Unter jenen Bedingungen nun ziehen zuerſt die äußern Umſtände, mit denen die Natur uns umgibt, und die zahlreichen Einflüſſe, die ſie deutlicher oder unbemerkter auf uns ausübt, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Soweit ſie unſer körperliches Leben durch ihre Ereigniſſe ſtört oder uns Mittel der Befriedigung unſerer Bedürfniſſe gewährt, iſt ihre Einwirkung im allgemeinen klar, und nur im beſondern würde eine eingehendere Betrachtung, als ſie uns hier geſtattet iſt, den verhältnismäßigen Wert jedes einzelnen von dieſen Einflüſſen für die menſchliche Bildung feſtzuſtellen ſuchen müſſen. Aber es iſt ein ſehr gewöhnlicher Hang der Reflexion, für dieſe Wechſelbeziehungen zwiſchen der Natur und dem Menſchen einen weniger auf der Oberfläche gelegenen Geſichtspunkt der Betrachtung einnehmen zu wollen, und anſtatt den Nutzen oder Schaden zu ermeſſen, den die Naturereigniſſe uns bringen, oder die Richtung zu berechnen, die ſie unſerem Handeln geben, zieht man es vor, von einer unmittelbaren und geheimnisvolleren Sympathie zu reden, durch welche der Menſch an die Natur, und zunächſt an die Erde, ſeinen Wohnplatz, gefeſſelt ſei. Oder vielmehr eben nicht ſeinen Wohnplatz allein; wie das Kind mit der Mutter, der Paraſit mit dem Organismus, auf dem er lebt, durch eine tiefere Beziehung zuſammenhänge, ſo der Menſch mit der Erde; die Kräfte und Bildungstendenzen, die in ihrem Körper einheimiſch ſind, wiederhole in ausdrucksvolleren Formen der ſeinige; jede innere Schwankung ihres Lebens klinge in Veränderungen der menſchlichen Organiſation wieder, und was die Natur der Erde ſelbſt auszudrücken erfolglos ringe, das trete vergeiſtigt in dem Naturell der bewußten Weſen hervor.

Wie ſehr in der Tat die Eigentümlichkeit des Planeten durch die Stoffe, aus denen er beſteht, und durch die Bedingungen,

die er ihrer Beweglichkeit und Verbindbarkeit darbietet, den Typus der organiſchen Weſen beſtimmt, die auf ſeiner Oberfläche leben ſollen, haben wir früher ausführlich bemerkt. Daß jedoch dieſer Zuſammenhang noch ein anderer ſei, daß die Erde nicht nur durch das, was ſie bietet, das Leben zu beſtimmten Verfahrungsweiſen in Erreichung ſeiner Zwecke nötige, daß ſie nicht nur durch die Einflüſſe, die ſie noch fortdauernd ausübt, neue Anregungen zuführe, die der Organismus auf ſeine Weiſe zu verwerten und zu verarbeiten habe, ſondern daß dies ganze Leben nur eine myſtiſche Wiederbringung des Weſens der Erde und ihrer innern Erzitterungen ſei: dieſe Meinung ſcheint ihre Überredungskraft nur dem ſeltſamen Zuge zu verdanken, mit dem wir ſo oft das Unverſtändliche und Unbeweisbare, beſonders wo ſich ihm ein unerklärbares Grauen des Gemütes anſchließen läßt, als das vorzugsweiſe Tiefe und Wahre betrachten. Keine einzige der wirklichen Tatſachen braucht geleugnet zu werden, welche in bezug auf dieſe Wechſelverhältniſſe zuſammengeſtellt zu werden pflegen; aber man kann ſich überzeugen, daß nur eine eigenſinnige Vorliebe für das Unklare gerade dieſen Standpunkt zu ihrer Beurteilung vorzuziehen befiehlt.

Wie oft beginnt man dieſe Betrachtungen mit der Abwechſlung von Schlaf und Wachen, in welcher der Organismus den Tag und die Nacht der Welt mitlebe, und mit dem Bangen der Furcht, dem ſich mit hereinbrechender Finſternis kein Gemüt durchaus ſoll entziehen können! Was iſt nun Tag und Nacht für die Erde? Iſt es mehr als ein willkürliches Spiel des Witzes, die Erde ſchlafend zu nennen, weil das Geräuſch wegfällt, das ja eben wir und die Tiere am Tage zu machen pflegen? oder weil die Lichtoszillationen ruhen, die am Tage in unſerm Auge Helligkeit, in der Erde ſelbſt nur eine Erhöhung der Temperatur bewirken, die kaum einige Zoll durch ihre Oberfläche in die Tiefe dringt? Welche andern Tätigkeiten ruhen ſonſt in der Nacht? oder welches Grauen und Bangen wäre in der Natur ſelbſt vorhanden, das wir nur mitlebten? In uns eben

iſt Licht oder Finſternis, in uns iſt die Heiterkeit oder die Furcht; beide nicht, weil wir einen allgemeinen Zuſtand der Erde mit erlitten, ſondern weil die an ſich gleichgültigen Abwechſlungen der äußern Umſtände den Bedürfniſſen unſerer Tätigkeit bald günſtig bald ungünſtig ſind; auf unſer fühlendes Gemüt treffend, das nicht nur die Größe ſeiner Förderung oder Hinderung, ſondern auch die eigentümliche Art derſelben empfinden und ſie in Zuſammenhang mit mancherlei Gedankenreihen ſetzen kann, auf ein ſolches treffend erwecken jene Ereigniſſe Stimmungen, die unſer Eigentum ſind und nicht Teilnehmungen an einem allgemeinen Leben, das ſo zu führen die Natur gar nicht imſtande iſt. Wie oft iſt ferner davon die Rede, daß in dem Wechſel der Jahreszeiten Körper und Geiſt des einzelnen, ja daß ſelbſt im Verlaufe der Erdgeſchichte das Naturell der Völker an der Jugend und dem Altern der allgemeinen irdiſchen Natur ſich mit freue und mit leide; daß allen Revolutionen der menſchlichen Geſchichte auch Umwälzungen in dem Leben der Erde parallel laufen; daß in dem Temperament und der nationalen Phantaſie der Bewohner jedes Landes die Geſtaltung des Bodens, den ſie bewohnen, und das Kolorit des Himmels über ihnen ſich unmittelbar abdrücke! Man wird nicht leugnen wollen, daß dieſen Behauptungen gewiſſe Tatſachen zugrunde liegen; aber es wäre beſſer, in jedem einzelnen Falle die Vermittelungen aufzuſuchen, durch welche es irgend einem Zuſtande der Natur gelingt, ſich in dem geiſtigen oder dem organiſchen Leben dieſen Widerſchein oder dieſe Nachwirkung zu verſchaffen; man gewinnt wenig mehr als den Reiz, den jede Geſpenſtergeſchichte ausübt, wenn man mit Andacht das Inkommenſurable und Irrationale dieſer Ereigniſſe bewundernd übertreibt, anſtatt es durch Unterſuchung aufzuheben.

Man kann nicht ohne ernſtes Bedauern dieſer verkehrten Richtung der Betrachtung gedenken, welche die Erbſchaft der alten Aſtrologie angetreten hat. Sie hat den Beginn genauerer Unterſuchungen nicht bloß verzögert, ſondern überhaupt an eine Weiſe des Phantaſierens über die Erſcheinungen gewöhnt, die man mit

nicht großem Recht ein tieferes Verſtändnis nennt. So würde es, ohne Zweifel ein anziehender Gegenſtand der Forſchung ſein, die hiſtoriſchen Schwankungen des körperlichen und geiſtigen Gemeingefühls der Menſchheit in ihren Beziehungen zu den phyſiſchen Veränderungen der Erdoberfläche zu verfolgen. Die Geſchichte der Krankheiten bezeugt uns, daß nicht jede Wiederkehr derſelben Seuche dieſelbe Empfänglichkeit und dieſelben Gewohnheiten der Rückwirkung in den lebendigen Körpern antrifft, und es laſſen ſich größere Zeiträume unterſcheiden, in denen die menſchliche Organiſation zu Erkrankungen nach einer beſtimmten Richtung geneigter iſt als nach jeder andern. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſelbe Summe äußerer und innerer Bedingungen, welche dieſe einſeitig hervortretende Verletzlichkeit begründet, auch ſchon dem geſunden Zuſtande eine eigentümliche Färbung des Gemeingefühls und der Stimmung mitteilt. Die geiſtigen Intereſſen der Menſchheit würden ſo in verſchiedenen Zeiten auf abweichende Verfaſſungen des Gemütes, bald auf Apathie und Abſpannung, bald auf größere und ängſtliche Erregtheit treffen, und es wäre möglich, daß in der Färbung ſeiner Poeſie, in der Art ſeines bevorzugten Aberglaubens, in der Hauptrichtung, die es überhaupt ſeinen geiſtigen Kräften gibt, jedes Jahrhundert einen Nachhall der eigentümlichen Einflüſſe bewahrte, welche in ihm die äußere Natur auf die Menſchen ausübte. Aber die notwendigſte Regel ſolcher Unterſuchungen würde die ſein, nicht durchaus ſehen zu wollen, was gar nicht da iſt, und nicht dieſe Einflüſſe der Natur, weil ſie dunkler ſind, zu überſchätzen im Vergleich mit den weit klareren, welche in der unabgebrochenen Überlieferung der Bedürfniſſe, Aufgaben, Intereſſen und Leiden durch die Erziehung und die Abfolge des geſelligen Lebens liegen. Die Behauptungen über den Parallelismus natürlicher und geiſtiger Revolutionen halten dieſen vorſichtigen Gang wenig inne. Wie auf geradem Wege unmittelbar urſächlichen Einfluſſes eine große geſellige Erſchütterung mit allen aus ihr folgenden ungewöhnlichen Anſpannungen körperlicher und geiſtiger Kräfte, Verſagungen und kümmer-

lichen Erſetzungen der natürlichen Genußmittel, allgemeine verheerende Krankheiten entwickelt, iſt ebenſo begreiflich als umgekehrt der Urſprung ſozialer Bewegungen aus der phyſiſchen Not, die große Naturereigniſſe, Erdbeben, Überſchwemmung, Seuchen, über die Menſchen gebracht haben. Mit trauriger Übereinſtimmung lehren uns die Schilderungen der Peſten aus den verſchiedenſten Jahrhunderten, wie ſchnell unter dem Eindrucke des Schreckens alle ſittlichen Bande der Ordnung, der Pflicht und Zuneigung ſich löſen, wie der aufgeregten Angſt der Einbildungskraft jeder Maßſtab der Wahrſcheinlichkeit abhanden kommt, und der ausſchweifendſte Aberglaube abwechſelnd mit völligem Stumpfſinn aufwuchert. Dennoch gibt es kaum eine große geſchichtliche Umwälzung, die aus dieſer Quelle allein entſtanden wäre; die Wogen der Aufregung legen ſich mit dem Erlöſchen der Not. Einen geheimnisvolleren Zuſammenhang des kosmiſchen und des menſchlichen Lebens hierin ſuchen zu wollen, iſt kein ſicheres Unternehmen. Es iſt leicht, anzuführen, daß der Untergang der griechiſchen Bildungsblüte im peloponneſiſchen Kriege, die letzten Krämpfe des römiſchen Reiches, der Aufgang des Islam, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika und die Reformation von verheerenden Epidemien begleitet waren; aber man vergißt dabei, daß in vielen andern Zeiten, die der Geſchichte weniger Stoff zur Erinnerung geben, und in Ländern, die abſeits von aller hiſtoriſchen Entwicklung liegen, dieſelben Seuchen teils unter ähnlichen Bedingungen wüteten, teils unter unbekannten Bedingungen zuerſt entſtanden ſind, um ſie durch Vermittlung des gewöhnlichen Verkehres auf Gegenden zu verbreiten, mit deren geſelligen Zuſtänden ſie urſprünglich nichts zu ſchaffen hatten. Peſt und gelbes Fieber haben in ihrer Heimat ihre Verheerungen bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt, ohne ſich an große politiſche Konjunkturen zu binden, und kaum glaublich iſt es, daß die Cholera in Indien entſtehen mußte, um den revolutionären Bewegungen an der Seine zu entſprechen.

Dieſelbe Unſicherheit drückt unſere Anſichten über den Ein-

fluß des Klimas auf das Naturell der Bewohner. Man kann das Zurückbleiben der schwarzen Rasse in aller menschlichen Bildung doch nicht im Ernst so kurz von der glühenden Sonne über dem Scheitel ableiten, die jeden Aufblick nach oben unmöglich mache und eine wilde Leidenschaftlichkeit, bis in das Blut hinein kochend, erzeuge. Steht doch die Sonne auch am Äquator nicht Tag und Nacht hindurch im Zenit, und wenn wir an die erschlaffende und zugleich aufregende Wirkung unserer höchsten Hitzegrade denken, so vergessen wir, daß eben diese Wirkung für den Neger durch die lange Eingewöhnung seiner Konstitution bis zu der Annehmlichkeit eines natürlichen Lebensreizes gemindert sein kann, welche der weitern Entwicklung keine selbstverständliche Schranke entgegensetzt. Man hat die Monotonie des tropischen Naturlebens im Gegensatz zu unserm Wechsel der Jahreszeiten als ein anderes Hindernis höherer Ausbildung angeführt. Die unleugbar vorhandenen, und von uns auch wirklich empfundenen Schwankungen des Lebensgefühles, welche der Übergang der Jahreszeiten durch die Veränderungen hervorbringt, die er der Ökonomie des Körpers zumutet, sind uns wenig im einzelnen bekannt; die geistige Wirksamkeit dieser Naturereignisse liegt jedoch wohl in den Beobachtungen, die sie uns darbieten, mehr als in den Eindrücken, die wir unmittelbar sinnlich von ihnen leiden. Die Lieder der Dichter lehren uns hinlänglich, welche Bedeutung für unser Gemütsleben diese großen periodischen Wechsel zwischen Hinsterben und Wiederaufleben nebst den Hoffnungen und Erinnerungen besitzen, die sich an ihre einzelnen Abschnitte knüpfen. Nicht nur das eigene Schicksal tritt uns hier in tausend sinnigen Gestalten symbolisiert entgegen, sondern allerdings mag sich an diese anschauliche Zeiteinteilung auch eine tiefere Empfindung für die allmählich abrollenden Abschnitte des menschlichen Lebens und ihren Gewinn anschließen. Diese Anlässe zu sinniger, sich selbst prüfender Reflexion treten ohne Zweifel weniger wirksam hervor, wo ohne Unterlaß Blüten und Früchte zugleich mit den neuen Trieben wachsen, gedeihen und reifen; wird doch für uns

ſelbſt der Eindruck der menſchlichen Vergänglichkeit gemildert, indem unbemerkt für die Lücken, die der Tod reißt, in jedem Augenblicke der ausfüllende Erſatz geboren wird. Wie anders würde es ſein, wenn auch das menſchliche Geſchlecht zuſammen alternd und ſich verjüngend, in großen Perioden ganz abſtürbe und durch jungen Nachwuchs erſetzt würde! Aber wer möchte dennoch von dem Mangel der Jahreszeiten den Mangel geſchichtlicher Erinnerung und geſchichtlichen Fortſchrittes bei den ſchwarzen Völkern ableiten?

Die kontinentale Natur Afrikas, ſeine buchtloſe Abgeſchloſſenheit und Unzugänglichkeit, hat vielen ſich in dem Charakter des Negers wiederzuſpiegeln geſchienen. Man wird den Einfluß dieſer Bodenform nicht in Abrede ſtellen mögen, ohne ihn doch in dieſer unbegreiflichen Spiegelung zu finden. Er wird in den äußern Schwierigkeiten liegen, welche eine weite Ausdehnung des Feſtlandes ohne eine entſprechende Menge ſchiffbarer Ströme dem Verkehr der Völker, und ohne große Einbuchtungen oder zahlreiche und wohlverteilte Bergerhebungen ſelbſt der klaren Anſchauung ihrer Lage und ihres Nebeneinanderwohnens entgegenſtellt. Bei der Vergleichung von Landſchaftsbildern fühlt man leicht, welches wohltuende und das Gemüt ausweitende Element in der gleichzeitigen Überſicht großer Räume liegt, und welchen Genuß die Möglichkeit bietet, eine Mannigfaltigkeit verſchiedener Gegenſtände auf einmal in ihrer gegenſeitigen Lage wie in ein ſicheres Netz von Beziehungen eingebettet, zu überblicken. Die Vorſtellung, irgend einen Ort durch eine beſtimmte Dauer der Bewegung in beſtimmter Richtung erreichen zu können, erſetzt niemals die eigentümlich ergreifende Klarheit, die uns die wirkliche Anſchauung ſeiner Lage zu andern gewährt. Dem Wüſtenbewohner iſt wenigſtens ein unabſehbarer Horizont geöffnet; in der Mitte eines Feſtlandes, in welchem keine Berghöhen einen Überblick des durch üppige Vegetation undurchſichtigen Landes erlauben, wird ein beſtändiges Dunkel über den nächſten Umgebungen ſchweben, und nie wird die Phantaſie einen ſo offenen und klaren

Blick in den großen Zusammenhang des menschlichen Lebens tun, wie es an den gesegneten Ufern des Mittelmeeres seit alten Zeiten geschah. Dort war es möglich, mancherlei Punkte des Gebirges, der ebenen Küste und der See zu finden, von denen aus auf einen Blick, wie ein Kranz verschiedenfarbiger Blüten, zahlreiche Länder und Inseln übersehbar waren und der betriebsame Verkehr der Menschen, der sie alle verband. Wie überall, wo eine Mannigfaltigkeit in einzelne wohl eingeteilte Massen zerfällt, die durch entschiedene Begrenzungen voneinander getrennt werden, sich ein klareres und verständlicheres Bild entwickelt, als wo eine unübersehbare Kontinuität der Phantasie keine Haltpunkte bietet, so hat auch hier die Abwechslung von Land und Meer die Ausbildung der geographischen Anschauung, und damit einen Teil unseres Bewußtseins über die Stellung des Menschen zur Welt, vielfach erleichtert. Aber weder die Einflüsse, noch die Schwierigkeiten, welche das ausgedehntere Festland dem Verkehr entgegensetzt, werden wir als hinreichende Ursachen für das Zurückbleiben der Negervölker ansehen können; schätzen wir doch die letztgedachten Hindernisse meist nur nach der Hemmung, die sie einem eiligen Entdeckungseifer entgegenstellen; aber für ein Jahrhunderte dauerndes und langsam vorschreitendes Streben jener Stämme, wenn nicht andere Gründe ein solches verhinderten, konnten sie nicht die gleiche zurückhaltende Kraft haben.

Sucht man die andere Bedingung, die zu der Gunst oder Ungunst der äußern Lage hinzukommen muß, um die größern oder geringern Erfolge zu erklären, in dem Charakter des Landes, der sich hier hindernd, dort förderlich in der Sinnesart der Bewohner ausprägt, so betritt man damit ein noch schlüpfrigeres Gebiet, und die Beobachtungen, die wir hierüber zu machen glauben, enthalten gewiß außerordentlich viel ästhetischen Selbstbetrug. Von der übermäßigen Kälte und Rauheit des Klimas werden wir allerdings mit Recht eine geringere Lebhaftigkeit und Regsamkeit des Naturells, von der größern Wärme und Gleich-

förmigkeit eine ungebundene Entwicklung aller körperlichen und geistigen Tätigkeit erwarten, und wenn unsere Schlüsse nicht weiter gehen, werden sie durch die Vergleichung der Völker und ihrer Wohnsitze bestätigt werden. Wenn wir jedoch überall auch die speziellen Eigentümlichkeiten der Phantasie, Bildung und Sinnesart der Menschen in einer unmittelbar fühlbaren Übereinstimmung mit ihrer Heimat zu finden glauben, so täuscht uns wohl der Umstand, daß eben das Gesamtbild eines Landes und seiner Bewohner sich unserer Wahrnehmung immer zugleich darbietet und dadurch den Schein innerer ästhetischer Zusammengehörigkeit annimmt, den zuletzt jede uns beharrlich vor Augen gestellte Tatsache erwirbt. Der Holländer in Holland scheint uns ausschließlich mit seinem einförmigen fruchtbaren Tiefland zusammenzugehören, der Indianer allein, bilden wir uns ein, sei der natürliche Bewohner seiner Steppen und Wälder; aber Mynheer auf den Sundainseln gesehen, oder der angelsächsische Pioneer im amerikanischen Westen wird für den, der nicht mit der Befangenheit vergleichender Erinnerung ihn betrachtet, schwerlich einen unüberwindlichen Widerspruch gegen die seiner ursprünglichen Heimat so unähnliche Szenerie seiner neuen Umgebung bilden. Auf demselben Boden, der die Gestalten der alten Griechen trug, wandeln jetzt die Türken, und ihre Figuren beleben diesen Hintergrund, wie uns dünkt, ebenso natürlich und widerspruchslos als jene. Die Natur eines Landes ist eine Sammlung äußerst mannigfaltiger Einzelheiten, die Natur ihrer Bewohner ist eine ebensolche. Die Vergleichung zweier so vielfältig zusammengesetzter Bilder bietet dem, der eine Verwandtschaft zwischen ihnen sucht, allemal einige Beweise seiner Meinung, wenn er geschmackvoll zu kombinieren versteht; sie bietet ebenso leicht, wenn man sie aufsuchen will, Punkte genug, in denen ein unerklärbarer Gegensatz zwischen beiden herrscht. Die schöpferische Kraft der Natur schuf in Indien neben den Kolossen der Elefanten keineswegs ein ebenso kolossales, sondern ein unerwartet schwaches Menschengeschlecht; aber die schleichende unberechenbare Wildheit seiner Raubtiere kann man

in der Gemütsart dieſer Bewohner ebenſogut wiederzufinden glauben, wie andere in ihr nur die Schlankheit und Anmut mancher einheimiſchen Vegetationsformen wiederholt zu ſehen meinten.

Von der Pracht großartiger Naturſchönheiten pflegt in das Gemüt der Bewohner oft nur die Nachwirkung der Unbequemlichkeit überzugehen, die ſie nebenher für das gewöhnliche Leben bieten; dem Alpenbewohner entwickelt ſeine Heimat wohl den Körper kräftiger und unterſtützt durch die Nötigung, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen, die Ausbildung ſeines Selbſtgefühls, aber ſie gibt ihm nicht die Freiheit, Weite und Größe der geiſtigen Intereſſen, die uns dem unermeßlichen, vor ihm aufgetanen Horizont zu entſprechen ſchiene. Die falſchen Vorſtellungen, die man über dieſen Zuſammenhang von Land und Volk ſo oft hegt, gehen aus der Vernachläſſigung der Unterſuchung der einzelnen Vermittlungsſchritte hervor, durch welche die Natur ſich im geiſtigen Leben Geltung verſchafft. Daß irgend ein Gegenſtand eine beſtimmte Geſtalt und Stellung *habe*, iſt noch kein zureichender Grund dafür, daß wir ihn überhaupt ſehen, und in dieſer Geſtalt und Stellung ſehen müßten; es kommt darauf an, daß ſeine Form und Lage, daß alles, was er *iſt*, ſich auch durch Wirkungen, die er auf uns ausübt, in unſerem Auge und unſerem Sinne repräſentiere. Und ebenſo reicht es nicht aus, daß der Himmel mit verſchiedenen Graden der Reinheit, der Bläue und des Glanzes ſich über uns wölbt, der Boden uns in kühnern Formationen, die Vegetation in üppigerem Reichtum uns umgibt; um den bildenden Einfluß der Natur auf uns zu verſtehen, müßten wir wiſſen, wie viel von dieſen Umſtänden einen bemerklichen phyſiſchen Eindruck auf uns macht, wie viel ferner von dem äſthetiſchen Wert dieſer Schauſpiele die Empfänglichkeit in uns antrifft, die zu ſeiner Empfindung und zur nutzbaren Aufnahme desſelben in unſere ganze Entwicklung nötig iſt; wie vieles endlich völlig für uns verloren geht, weil andere Nebenwirkungen, denen ein dringenderes natürliches Intereſſe entſpricht, es in unſerem Bewußtſein verdunkeln. Soweit das geiſtige

Naturell überhaupt von der äußern Natur abhängt, hängt es doch nicht ab von dem, was diese Natur ist, sondern davon, wie sie auf das noch unerzogene Gemüt des Menschen wirkt, den sie beständig umgibt; diese Wirkung aber errät man nicht unmittelbar aus dem Eindrucke, den sie auf die Aufmerksamkeit eines bereits gebildeten, nicht mit ihr und in ihr lebenden, sondern sie nur betrachtenden Geistes ausübt.

Überhaupt: man spricht so viel von den schönern Zeiten, in denen der Mensch der Natur noch näher gestanden habe, und wünscht sich aus der unübersehbaren Verbildung unserer Zustände in diese einfache Lebensklarheit zurück. Diese Sehnsucht mag recht haben, wenn sie nach geselligen Einrichtungen verlangt, die sich den unmittelbaren Trieben unsers menschlichen Wesens etwas enger anschlössen und ohne das Übermaß traditioneller Schranken, die uns jetzt umgeben; aber sie ist gewiß im Unrecht, wenn sie von dem reichlichern Genusse der äußern Natur um uns her, und im Gegensatz zu geselligem Leben überhaupt, ein höheres Glück des Daseins und eine reinere Ausbildung der Menschlichkeit erwartet. Wer erschöpft von der übersichtslosen Zerstreuung des täglichen Berufes das große Buch der Natur aufzuschlagen und in ihm zu lesen eilt, bemerkt kaum das einzige Richtige in der pedantischen Geschmacklosigkeit dieses Bildes: das Zugeständnis nämlich, daß die Natur doch nachhaltigen Reiz nur für das Auge habe, das an einem großen Zusammenhange, sei es wissenschaftlicher oder geselliger Interessen, geübt ist, oder für ein Gemüt, das nach solcher Übung nun allerdings in den äußern Erscheinungen unzählige Gleichnisse seiner Lebenserfahrungen, anschauliche Lösungen seiner Zweifel, Widerlegungen seiner Vorurteile, Bestätigung seiner Hoffnungen und Anregungen zu neuen Fragen findet. Erst die Bildung des Herzens und des Verstandes, welche die Verhältnisse des Menschen zum Menschen entwickeln, macht uns empfänglich für die weiterbildende Kraft der Natur; der stets einsam gewesene und einsam in ihr fortlebende Mensch würde kaum eine viel größere Erweckung durch ihre Eindrücke erfahren,

als die Geſchlechter der Tiere, die in all dieſer Pracht dahinleben, ohne von ihr geſänftigt und veredelt zu werden.

Man mag ſchwärmen für das Naturleben des Jägers, der einſam durch die Wälder und die Prärien Amerikas ſchweift: aber den ſinnigen Blick, der die wechſelnden Erſcheinungen ſeiner Umgebung zu verſtehen und zu genießen vermag, verdankt er doch der Erziehung ſeiner Jugend, der lange vielleicht nicht gehörten Sprache ſeines Volkes, die ſeine Gedanken mit tauſend Erinnerungen an die verlaſſene Ziviliſation und an die Heimat begleitet, deren geiſtige Mitgift er ebenſowenig entbehren kann, als er ſich ganz von ihren materiellen Hilfsmitteln unabhängig zu machen vermag. Wie ſchwärmt die Jugend für ein abenteuerliches Wandern, und glaubt mit vollem Genügen ſich in den einſamen Genuß der Natur verſenken zu können! Und ſie bemerkt nicht, wie vielen Anteil an ihrer Freude die Geſelligkeit des Wanderns hat und wie wenig ſelbſt die mannigfachen Gelegenheiten, die der unterrichtete Geiſt in der Natur zur Anſpinnung weitgehender Gedankenreihen findet, den dauernden Mangel einer geſelligen Berührung mit Menſchen erſetzen. Der fortgeſetzte Anblick einer hervorragenden Naturſchönheit wirkt auf unſer Gemüt, wenn wir einſam ſind, wie ein allmählich zunehmender Druck, wie eine Erregung, die keine Befriedigung findet. Dieſe halb ſchmerzliche, halb angenehme Spannung wird wohl gemildert, aber nicht völlig getilgt durch das Bewußtſein, daß andere ſie mit uns teilen; denn ſie entſpringt nicht allein aus dem Bedürfnis der Mitteilung, ſondern daraus, daß wir eigentlich nicht wiſſen, was wir mit jener Schönheit der Natur anfangen ſollen. Anfangen aber will der Menſch etwas mit allem, wofür er ſich intereſſiert; er kann nicht lange in der Stellung des tatlos Genießenden bleiben, ohne die innere Unruhe einer unbefriedigten Regſamkeit zu fühlen. Die Natur aber drängt ihn zunächſt immer in dieſe Stellung; ihre ganze ſinnliche Herrlichkeit, ſo klar ſie vor uns liegt, iſt doch in aller Nähe an und für ſich unfaßlich für uns. Keine Frage, daß das Licht und das Abendrot und das friſche

Grün des Frühlings und die wunderbaren Umrisse von Berg und Tal das Gemüt immer mit ihrem Zauber gefangen nehmen; aber alle diese Pracht bleibt so stumm, und wir wüßten auch nicht recht, um was wir sie fragen sollten; keiner dieser Erscheinungen kommen wir innerlich näher, und wie lange auch das Licht fortglänzen und der Wald grünen mag, der Genuß dieser Bilder steigert sich nicht und klärt sich nicht für uns auf, wenn wir nicht unsere eigenen Gedanken dazutun. Was nun beginnen damit? Ja wenn man das Abendrot wenigstens umarmen oder den grünen Schein der Wälder essen könnte; oder wenn es auf irgend eine Weise möglich wäre, etwas tiefer und selbsttätiger in dies offenbare und doch so schweigsame Geheimnis der Natur, in diese scheinbare Tiefe einzutauchen, die doch bei näherem Hinzutreten immer und immer wieder Oberfläche wird! Da es nun nicht geht, so erlischt unsere Teilnahme für ein Rätsel, das sich nicht lösen läßt; wiedererregbar freilich bleiben wir dafür in jedem Augenblick, nur dauernd und allein beschäftigt es unser Gemüt nicht. Haben wir mit aller Sorgfalt und Mühe eine Blume gezogen und sie blüht nun wirklich, so überkommt uns eine gewisse Ratlosigkeit, was wir mit ihr beginnen sollen; unser Interesse für sie erwacht fast nur augenblicklich wieder, wenn wir sie andern zeigen; aber sie lange zu betrachten, erfüllt uns zuletzt mit einem Gefühl von Erfolglosigkeit. Die reizendste Gegend mögen wir nicht unveränderlich vor unsern Blicken liegen sehen; sie sagt uns doch eigentlich zu wenig; alle diese Erscheinungen sind nur hinreichend, als schöne Szenerie unser menschliches Leben zu umgeben, als Zierden, zu denen wir zurückkehren können. Ein Tag einsamen Naturgenusses, selbst bereichert durch alle geistige Erhebung einer stummen Lektüre, erscheint uns heimlich unabgeschlossen und wie halb verloren, wenn nicht endlich ein menschliches Wort von Mund zu Mund uns an den Zusammenhang des Lebens erinnert, dem wir angehören. Ich glaube, daß solche Regungen in jedem vorkommen, der sich selbst beobachtet, und sie erklären die tiefe Mißstimmung und das Unbehagen, das uns

die erzwungenen Versuche mancher schwächlichen Poesie verursachen, durch beständiges Versenken in die Mystik und Romantik der Naturerscheinungen uns zu unterhalten, während unser Herz nicht immer Symbole und Gleichnisse, sondern das volle warme Leben begehrt und nach Wirklichkeit förmlich dürstet.

Dies sind Eindrücke des zivilisierten Lebens. Wer sie zu den Verkümmerungen des Lebens rechnet und von dem Urzustande des menschlichen Geschlechtes rühmt, damals habe die Natur sich dem Geiste weniger undurchdringlich gezeigt, redet sehr Unwahrscheinliches. Wir finden im Volke, das noch jetzt den Vorteil dieses Näherstehens zur Natur genießt, das Verständnis derselben nicht höher, sondern geringer als bei denen, die sich aus dem geselligen Leben zu ihr zurückwenden; gerade jenen ist das Nützliche, das Werk der Menschenhand entschieden wertvoller als die Poesie der Natur. Und an jenen Völkern, die mit wenig entwickelten geselligen Einrichtungen zum Teil paradiesische Erdstriche bewohnen, können wir noch jetzt sehen, wie geringe, unmittelbar bildende Kraft in dem elementaren Eindruck der Natur liegt. Vereinsamt und selbst jenes wenig organisierten Zusammenhanges mit seinesgleichen beraubt, den diese Stämme noch genießen, würde der Mensch nur noch mehr die erschlaffende Wirkung erfahren haben, die jede sinnlich noch so reizende Umgebung hervorbringt, solange sie weder den forschenden Scharfsinn zur Untersuchung noch die praktische Lust der Seele zu arbeitsvoller Umgestaltung anregt. Die Natur tut beides, indem sie Bedürfnisse erweckt und Mittel zu ihrer Befriedigung anbietet. Man hat längst mit Recht behauptet, daß nicht nur die zu große Ungunst der Verhältnisse, sondern ebenso die allzu große Freigebigkeit, mit welcher das Klima die Erfordernisse des Lebens mühelos gewährt, die höhere Ausbildung hindert. Die Kultur des Menschengeschlechtes hat begonnen, als die Erde ihm wie ein ergiebiges Arbeitsfeld erschien; die Schönheit und die ideale Bedeutung der irdischen Szenerie dagegen hat für sich selbst keine Bildung erzeugt; sie ist selbst erst in dem Maße verständlich geworden, in welchem die Schule

der Arbeit den Sinn des Menschen an die Entwerfung von Plänen gewöhnt und ihn für den Wert des Gelingens, d. h. für den Wert jeder Harmonie empfänglich gemacht hatte, zu der sich zerstreute Anfänge im schließlichen Erfolge zusammenfinden. Dieses große Gut der Wahrheit und der treuen, beständigen Gesetzlichkeit, auf die sich rechnen läßt, lernt er kennen und schätzen, wenn der Boden ihm regelmäßig die gelegten Keime sprießen und reifen macht, oder ein richtig zutreffender Erfolg die einfachen Versuche künstlicher Vorrichtungen belohnt, in denen er die Kräfte der Natur, auf die Analogien seiner Erfahrung bauend, auch seinen eigenen Bedürfnissen dienstbar zu machen suchte. Dann hat sich in sein Bewußtsein, in ihrem Entstehen unbemerkt, die Überzeugung von einem Zusammenhange eingestohlen, der überhaupt einem Anfange Fortsetzung, einem Versuche Erfolg, jeder gleichen Ursache gleiche Wirkung, allen Ereignissen die Möglichkeit eines geordneten Zusammenstimmens, jedem einzelnen Punkte der Welt die Gewißheit sichert, nicht verloren und isoliert zu sein, sondern immer bereitete Wege zu finden, auf denen seine Bewegung und seine Sehnsucht in das allgemeine Ganze einmünden und in ihm zur Geltung kommen kann. In welchen Formen auch immer die früheste mythologische Phantasie das Leben der Natur aufgefaßt haben mag: in Wahrheit ist es doch eben die gesetzliche Mechanik der Außenwelt gewesen, deren Gewahrwerden erziehend gewirkt hat und die in ihrer ewigen Beständigkeit zuerst dem Sinne des Menschen imponierte; ihre freie Schönheit hat er erst in dem Maße verstehen gelernt, als er einesteils das Glück der allgemeinen Ordnung des Weltlaufes, andernteils die Bitterkeit des augenblicklichen Zwiespaltes zwischen ihr und seinen individuellen Wünschen in sich erleben und beide Lebenserfahrungen auf die Naturerscheinungen ausdeutend zurück übertragen konnte.

Unsere zweifelnden Bemerkungen galten bisher teils der Meinung, daß überhaupt in dem Charakter des menschlichen Ge-

mütes die Eigentümlichkeit des Planeten, der uns alle trägt, oder in den einzelnen Völkern der Genius ihres Wohnplatzes wie ein vergeiſtigtes Spiegelbild wieder erſcheine, teils dem Glauben, daß aus dieſen myſteriöſen Einflüſſen des Allebens eine bildende Förderung der Menſchlichkeit entſpringe. Es iſt ein alter Kampf, den wir hier gegen jene Neigung erneuern, in jedem einzelnen Reiche der Wirklichkeit nur ein nachahmendes Echo oder ein vordeutendes Symbol eines andern Reiches, in dem ganzen großen Kreiſe der Erſcheinungen nur eine beſtändige Wechſelabbildung des Höheren durch das Niedere, des Niederen durch das Höhere zu ſehen. Uns kam das Seelenleben gar nicht wie ein Gleichnis des Körperlebens vor, erſchien uns gar nicht verpflichtet, für jede einzelne Funktion des Leibes eine parallelgehende innere Tätigkeit zu entfalten; vielmehr galt uns alles Phyſiſche nur als ein Syſtem von Mitteln, deſſen der Geiſt ſich zu ganz anders ausſehenden Zwecken bedient, und deſſen nutzbare Effekte allein er in ſich aufnimmt, ohne ſich darum zu kümmern, durch welchen Rhythmus der Tätigkeiten der Leib dieſen Reingewinn brauchbarer Anregungen erzeugt hat. Ebenſo iſt der Menſch nicht ein Abbild der äußern Natur, ſondern ein lebendiger Punkt eigener Art, der wohl unzählige Eindrücke von ihr aufnimmt, aber nicht, um ſie ſo wiederzuſpiegeln, wie er ſie empfangen hat, ſondern um ſich von ihnen, ſeinem eigenen Naturell gemäß, zu Rückwirkungen und Entwicklungen treiben zu laſſen, für die nur in ihm, und nicht in dem Äußern, die erklärende Urſache liegt. Wir leugnen damit nicht unſere Beſtimmbarkeit durch die Natur durchaus; ſelbſt jene Art der Abhängigkeit geben wir zu, nach der die Schwankungen der natürlichen Ereigniſſe auch ein veränderliches Kolorit auf unſer inneres Leben werfen. Es mag und wird dabei bleiben, daß unſer Gemeingefühl von dem Wetter, unſere Stimmung von Licht und Luft, die Färbung unſerer Reflexion von Jahreszeiten und Klima beherrſcht wird. Aber einesteils iſt es Aberglaube, den Einfluß dieſer ſchwer zu berechnenden Bedingungen mit Übertreibung hervorzuheben, während in den menſchlichen Leidenſchaften

und Verhältnissen deutliche und dringende Bestimmungsgründe unsers wechselnden Verhaltens viel offenbarer vorliegen; andernteils ist, was auf diese Weise den Einwirkungen der Natur unterliegt, eben nur das Reich unserer Stimmungen, jener formlosen Zustände unsers Innern, die wohl einen anderswoher entstandenen Entwicklungsdrang hemmen oder fördern mögen, aber nie für sich dem menschlichen Fortschritt eine bestimmte Richtung vorgezeichnet hätten.

Wenden wir uns aber von diesen Betrachtungen zu der Frage, durch welche bestimmteren Vorbilder des Handelns die Natur die sittliche Entwicklung der Menschheit begünstigen konnte, so wird uns der Beginn aller menschlichen Kultur nur noch wunderbarer erscheinen. Denn es ist klar, wie unfruchtbar das Unternehmen ausfallen muß, aus den Gesetzen, denen die unbeseelte Wirklichkeit folgt, Regeln zu entlehnen, die eine ungezwungene Beziehung zu unserm Handeln mit seinen völlig anders gearteten Motiven und Zielpunkten haben könnten. Die allgemeine Tatsache der Ordnung und Gesetzlichkeit allein ist das, was ein Gemüt, das für ihren Wert schon empfänglich geworden ist, in der Natur als eine seinem eigenen Gewissen verwandte Erscheinung anerkennen und als anschauliche Ermahnung für sich benutzen kann; nach den besondern Formen jedoch, in denen die Erscheinungen der Außenwelt voneinander abhängig sind, die Pflichten der Geister und die Ordnungen ihres geselligen Wechselwirkens modellieren zu wollen, ist einer der schwersten und fruchtlosesten Mißgriffe jener symbolisierenden Romantik, mit welcher wir streiten. Was den Gestirnen und den Pflanzen ziemt, braucht deswegen uns nicht zu ziemen; höchstens die sichern Instinkte, welche die uns verwandtere Tierwelt regieren, könnten dem menschlichen Geiste die treue und unverfälschte Auslegung dessen zu bieten scheinen, was die Natur auch mit ihm will und wozu sie ihn bestimmt hat. Welche Vorbilder er nun in diesem Reiche der Tiere findet, wissen wir. Neben der Kraft und Anmut des einen die Trägheit und den Stumpfsinn des andern, neben einzelnen Momenten aufopferungsfähiger Liebe und Treue die Falschheit des blindesten und rücksichtslosesten

Egoismus, mit der ſtillen Zierlichkeit und blöden Schönheit des Daſeins in demſelben Geſchöpfe verbunden die wolluſtvolle Grauſamkeit gegen ſeine Beute, das Ganze dieſes bunten Bildes in beſtändiger Gärung gegenſeitiger Vernichtung. Welche Überzeugung von dem vernünftigen Zuſammenhange der Welt und welches Bewußtſein eigener Pflichten könnte aus dieſen Beobachtungen hervorgehen? Ohne Zweifel, wer die Natur in den Tieren zum Führer nimmt, wird zur Entwicklung der Tierheit, nicht der Menſchheit gelangen. Wer aber zu ſondern beginnt zwiſchen Weiſungen von allgemeiner Geltung, die die Natur uns auch in dem tieriſchen Leben gebe, und zwiſchen den Regungen, die dort wohl ein blinder Inſtinkt hervortreibe, uns aber eine höhere Geſetzgebung des Gewiſſens verbiete, der befindet ſich bereits auf einem Standpunkte der Kritik, auf welchem ihm aller maßgebende Wert der Naturtriebe überhaupt verſchwinden muß. Denn er wird nicht leugnen können, daß auch in ſeiner eigenen Natur viele von jenen verurteilten Regungen mit aller Lebendigkeit eines dringenden Reizes vorkommen, und er wird dann einſehen, daß für den Menſchen alles Natürliche nicht eher eine Quelle des Rechtes und der Pflicht iſt, als bis es durch eine höhere Geſetzgebung in ihm ſelbſt gebilligt und in den vernünftigen Zuſammenhang einer überſinnlichen Lebensordnung aufgenommen worden iſt.

Zweites Kapitel.

Das menſchliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterſchiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zuſammenhang körperlicher und geiſtiger Lebensgefühle. — Der Unterſchied der Geſchlechter. — Allgemeine geiſtige Eigentümlichkeit der Frauen.

Wenden wir uns von der äußern Natur, deren beſtimmenden Einfluß auf unſer Gemüt wir weder leugnen konnten noch untätig zugeben durften, auf uns ſelbſt zurück, ſo finden wir unſerer

Persönlichkeit zahlreiche Schranken der Entwicklung durch die ursprüngliche Eigentümlichkeit unsers Naturells gezogen. In den Temperamenten, in den angeborenen Befähigungen, in der Verwandlung des ganzen Hintergrundes unsers Seelenlebens, welche unvermeidlich durch den Ablauf der verschiedenen Lebensalter bewirkt wird, in dem Unterschiede des Geschlechtes, in dem nationalen Gepräge unserer Empfänglichkeit und Regsamkeit liegen ebensoviele Naturbestimmtheiten, denen unsere Entwicklung sich nicht entziehen kann. Und ohne Zweifel auch nicht in aller Weise soll. Das Ideal der Humanität mag wohl an dieser natürlichen Ausstattung größere oder geringere Hindernisse seiner Verwirklichung finden; es selbst aber besteht doch nicht darin, eine Gleichförmigkeit des Benehmens zu verlangen, aus der jede individuelle Färbung verschwunden wäre. Nur in der Tierwelt herrscht auf diese Weise der Begriff der Gattung; in dem menschlichen Geschlecht soll der einzelne mit dem besondern Kolorit seines eigentümlichen Naturells die allgemeinen Umrisse des Verhaltens beleuchten, welche der allgemeine Begriff ihm vorzeichnet.

Wir kennen sehr wenig die Gründe, von denen diese Verschiedenheit der menschlichen Begabung abhängt. Sie mag zu großem Teil durch die körperliche Bildung bedingt sein; sie mag anderseits aus der allmählichen Summierung zahlloser Eindrücke hervorgehen, die geschichtlich sich aneinander reihten; sei es nun, daß diese fortgesetzten Einflüsse sich auch in dem Gestaltungstriebe des Körpers bis zu gewissem Grade fixiert haben, oder sei es, daß die innere Ordnung des Seelenreiches auf eine für uns noch weniger verständliche Weise die geistige Ausbildung der Vorfahren zu einem angebornen Naturell der Nachkommen verdichtet. Wie dem auch sein mag: diese Unterschiede sind vorhanden und wir können uns nicht ganz der Betrachtung ihrer Folgen entziehen, wenn wir die Untersuchung ihrer Ursprünge dahingestellt lassen.

Die Verschiedenheit der Temperamente, wie die aller angebornen Naturbestimmtheiten, fällt uns hauptsächlich in der Mitte größerer Kultur ins Auge; mag nun die geringere Kenntnis

einfacherer Lebensformen uns aus der Ferne deren Gleichförmigkeit größer erſcheinen laſſen als ſie iſt, oder mag in der Tat erſt die höhere Ausbildung die charakteriſtiſchen Anlagen der einzelnen tiefer ausarbeiten. So deutlich indeſſen in vielen Fällen das Vorhandenſein dieſer Unterſchiede, ſo wenig beſtimmt iſt bis jetzt die Bedeutung des Namens, mit dem wir ſie bezeichnen. Der urſprüngliche Sinn des Wortes lädt uns ein, die Temperamente als allgemeine Formeigentümlichkeiten des Ablaufes der innern Zuſtände zu faſſen, die an ſich ſelbſt weder eine beſtimmte Höhe noch eine beſtimmte Richtung der Ausbildung ausſchließlich vorher bedingen, aber allerdings der Entwicklung der Intelligenz und des ſittlichen Charakters verſchiedengeartete Begünſtigungen und Hinderniſſe bieten, und die anderſeits mit der leiblichen Konſtitution und deren vorwiegender Neigung zu einzelnen Erkrankungsformen ebenſowenig außer allem Zuſammenhang ſtehen, als unlösbar an ſie gebunden ſind. Die Menge der Vorſtellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewußtſein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechſels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmäßig ſich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke ſich eine reichere oder ärmere harmoniſche Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert feſtgehalten werden, oder die Geſchwindigkeit, mit welcher ſie zu unbeſtimmteren Geſamtzuſtänden verſchmelzen; die Beſtändigkeit, mit der eine mit Anteil gefaßte Idee ſich in dieſen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Teilnahme und Aufmerkſamkeit von ihrem urſprünglichen Gegenſtand auf die Menge ſich zudrängender Nebenvorſtellungen abgelenkt werden; die Größe des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verſchwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche ſie ſich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur andern überzuſpringen; die verſchiedene Größe des Dranges in Bewegungen, Gebärden und Worten den innern Zuſtänden

einen Ausdruck zu geben: Das alles sind Erscheinungen, die in dieses Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterschieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerständen je nach der ursprünglichen Leicht- oder Schwerflüssigkeit des fließenden Stoffes, nach der Neigung seines Falles und nach der Gestalt seines Bettes bald zu tiefen und schweren, bald zu oberflächlichen, rasch wechselnden, sich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird.

Wollte man aus der unermeßlichen Anzahl individueller Temperamente die wir der Erfahrung zugestehen müssen, einzelne ausgezeichnete Formen hervorheben, in denen sich die verschiedenen Züge, die wir erwähnten, am meisten zu in sich zusammenhängenden Bildern gruppiert haben, so würde man wieder zu jener Vierzahl zurückgeführt werden, der schon das Altertum, unbegründete Theorien mit guter Beobachtung verknüpfend, ihre bleibenden Namen gegeben hat. Es böte jedoch keinen Gewinn, diese oft wiederholten Gemälde hier nochmals zu malen; sehen wir vielmehr, wie in der Entwicklung des einzelnen und der Gesellschaft sich Analogien dieser Temperamente teils naturgemäß einfinden, teils in einem regelmäßigen Bildungslauf einfinden sollten.

Die Gesundheit des Körpers beruht zu gutem Teil darauf, daß nicht alle seine Bestandteile eng genug untereinander verknüpft sind, um jede erfahrene Erschütterung sich wechselseitig mitteilen zu müssen. Es ist ein Zeichen krankhafter Nervenschwäche, wenn dieser heilsame Übergangswiderstand, der die Verbreitung der Erregungen verhindert, so weit abnimmt, daß jede geringfügige Reizung alles in Mitleidenschaft zieht, und mäßige Störungen des natürlichen Gemeingefühls sogleich zahlreiche Mitempfindungen, krampfhafte Bewegungen und beschleunigte oder veränderte Absonderungen hervorbringen. Man kann dagegen zweifeln, ob nicht eben diese allseitige Erregbarkeit der richtige Ursprungszustand der Seele ist. Gewiß ist sie nicht bestimmt, dauernd in diesem

Zustand zu verharren; aber die Aufgabe, sich selbst zu bilden und die Grundzüge ihres Charakters allmählich fest werden zu lassen, wird sie doch nur gedeihlich lösen, wenn keine ursprüngliche Starrheit oder Trägheit ihres Naturells sie hemmt. Ein bleibendes Übermaß dieser allseitigen Erregbarkeit aller psychischen Zustände durcheinander und der Seele selbst durch alle äußern Reize ist das, was wir als sanguinisches Temperament, immer mit einem Anflug von Tadel, bezeichnen. Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu bestimmt, vorurteilslos und noch ohne besondere Neigungen die Eindrücke aufzusammeln, an denen es sich bilden kann, diese Leichtigkeit der Anregungen und des Überganges von einer Gemütslage zur andern zeige, und in der Tat pflegt da, wo sie vorkommt ohne zu lange anzuhalten, die Entwicklung des Kindes die schnellsten Fortschritte zu machen. Ebenso natürlich finden wir die sanguinische Lebhaftigkeit bei unzivilisierten Volksstämmen, deren Leben überhaupt zu wenig mannigfaltige und tiefgehende Verschiedenheit der Interessen hervorbringt, um durch einseitige Verfolgung bestimmter Zwecke die unbefangene Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke zu schwächen. Nur daß glückliche äußere Naturbedingungen des Lebens dazu gehören, um die Regsamkeit der Seele zugleich mit der fröhlichen Beweglichkeit des Körpers sich entfalten zu lassen.

Aber für die spätere Ausbildung der Intelligenz sowohl als des Gemütes und des sittlichen Charakters enthält diese Verfassung der Seele ebenso Hindernisse, wie für den Beginn der Bildung Vorteile. Die große Schnelligkeit in dem Wechsel der Vorstellungen, ermöglicht durch das wenig nachhaltende Interesse, das jede einzelne erweckt, ist bis zu gewissem Grade für das Kind eine Notwendigkeit. Sie vermehrt nicht nur die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern verhindert durch die Vielseitigkeit einander berichtigender Vorstellungen die Fixierung beschränkter Gedanken und die Gewöhnung an nicht allgemeingültige zufällige Einzelheiten; Mißgeschicke, zu denen ohnehin das spätere Leben durch die Einförmigkeit seiner Berufskreise allzu leicht führt. Aber

derſelbe Wechſel hindert anderſeits die Befeſtigung des Erworbenen und die ſcharfe Begrenzung der Gebiete, innerhalb deren leichtgewonnene Allgemeinheiten maßgebend ſind, über welche hinaus ſie dagegen ihre Geltung verlieren. Es iſt ferner notwendig für das Kind, daß auch an geringe Eindrücke und wenig auffallende Wahrnehmungen ſich doch ſchnell ein leicht erregtes Gefühl knüpfe, und nicht minder, daß dieſe Gefühle raſch mit ihren Anläſſen wechſeln. Es ſtände ſchlimm, wenn nicht in dem Kinde das Lachen unmittelbar auf die Träne folgen könnte, und wenn ſtatt der glücklichen Vergeßlichkeit für Unluſt, ſelbſt in gewiſſem Grade für die erziehende Strafe, ein nachtragendes Gedächtnis für alles Üble, für Unrecht, Beleidigungen und Schmerzen die unbefangene Empfänglichkeit auf lange hinaus durch dauernde Stimmungen trübte. Auch dieſer Vorzug des Anfanges wird zum Nachteil für den Fortgang. Die Schnelligkeit, mit der jedem augenblicklichen Eindruck ein immer reges Gefühl entgegenkommt, begleitet von dem kleinen Element von Strebung, das der Inhalt der Anregung eben zu erwecken vermag, führt zu der Unſtetigkeit eines Handelns, das ſeine Motive nicht aus zuſammenfaſſender Überlegung, nicht aus dem Ganzen einer ſtehend gewordenen Geſinnung, ſondern voreilig und atomiſtiſch zerſplittert aus den Einzelheiten der augenblicklichen Anläſſe entlehnt. Alles menſchliche Leben hat die unvermeidliche Aufgabe, aus der unendlichen Beſtimmbarkeit eines Keimes, der noch unentſchieden nach jeder Seite hin Entfaltung verſprach, ſich in die Endlichkeit einer beſtimmten charakteriſtiſchen Form zu beſchränken, die tauſend frühere Hoffnungen unerfüllt läßt, und dafür aus den wenigen Trieben, die ſie wirklich entwickelt, tauſend eigentümlich geſtaltete Früchte zeitigt, deren Mannigfaltigkeit der Keim nicht ahnen ließ. Der Sanguiniker, deſſen Temperament ſeine natürliche Friſt überlebt hat, macht deshalb nicht mit Unrecht den Eindruck eines altgewordenen Kindes, und die geſellige Liebenswürdigkeit, die ſeiner allſeitigen Erregbarkeit und dem leichten Eingehen in alle Situationen gern zugeſtanden wird, entſchädigt nicht für den Mangel an Zuver-

läſſigkeit und flößt uns nicht das Intereſſe ein, das wir an jeder Individualität nehmen, die aus ihrer natürlichen Beſtimmbarkeit heraus ſich wirklich zur Beſtimmtheit durchgearbeitet hat.

Solche Fehler zu beſſern, ohne die ſchönen Seiten dieſes Temperaments zu opfern, würde die Aufgabe der weiteren Entwicklung ſein. Das Gemüt würde ſich ungetrübt die Empfänglichkeit für Großes und Kleines und für die verſchiedenſten Arten der Anregung erhalten; aber es würde doch lernen, große Werte von kleinen zu unterſcheiden und das Maß ſeiner eingehenden Rückwirkung nach der Bedeutung zu beſtimmen, die der auffordernde Eindruck in dem allmählich deutlicher hervortretenden Ganzen menſchlicher Lebensintereſſen beſitzt. Der natürliche Lauf der Bildung beginnt die Löſung dieſer Aufgabe, indem das ſanguiniſche Temperament der Kindheit ſich in das ſentimentale des Jünglingsalters umſetzt. Ich wähle dieſen Namen, um eine Ungenauigkeit zu vermeiden, welche die gewöhnliche Bezeichnung des melancholiſchen Temperamentes einſchließt. Der Trübſinn, an den wir bei dieſem Worte denken, mag allerdings, durch dauerndes Mißgeſchick und den Nacheindruck der Erinnerung daran, oder durch körperliche Krankheiten unterhalten, den Schatten ſeiner Verſtimmung über alle geiſtigen Tätigkeiten werfen; aber er ſelbſt iſt doch nicht eine jener allgemeinen formalen Eigentümlichkeiten des innern Lebens, für welche wir den Namen der Temperamente bewahren möchten. Vielmehr verträgt ſich dieſe Stimmung, wie jede andere, mit jedem Temperament, obgleich das eine dauernder als das andere zu ihr disponieren mag; das ſentimentale Temperament dagegen, welches wir meinen, iſt nicht eine einzelne herrſchend gewordene Stimmung von den vielen, die wir erleiden können, ſondern die formale Geneigtheit, überhaupt Stimmungen nachzuhängen, ſie aufzuſuchen und ſie mit größerer Lebhaftigkeit und in weiterer Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlaſſung rechtfertigt. Die Kindheit iſt nicht wähleriſch in den Eindrücken, mit denen ſie ſich befaſſen mag; ihre Neugier iſt leicht durch Tatſachen irgend welcher Art aufzuregen, durch welche ihr Vorſtellen

überhaupt Beschäftigung erlangt. Finden wir sie zuweilen ungeneigt zum Lernen, so müssen wir bedenken, in wie geringem Grade für sie das Interesse an den Gegenständen vorhanden ist, das für uns in der Kenntnis ihrer Bedeutung liegt. Wir werden dann zugeben, daß in dem Kinde eine uninteressierte Willigkeit zur Aneignung des Mannigfaltigsten liegt, deren Leistungen in den ersten Lebensjahren weit über alles hinausgehen, was ein gleicher Zeitraum des spätern Lebens noch hinzulernt. Es ist naturgemäß, daß diese unterschiedlose Empfänglichkeit abnimmt, je mehr die andere Aufgabe einer durchgreifenden Organisierung des erworbenen Bildungsbesitzes hervortritt. Das Jünglingsalter zeigt sich daher wähliger in bezug auf die Eindrücke; vieles scheint ihm gleichgültig und fade, was die geistige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte. Je weniger aber bestimmte Zwecke des Lebens bereits hervortreten, in deren Zusammenhang die einzelnen Erfahrungen sich mit Sicherheit einreihen ließen, um desto mehr wirft sich die Teilnahme des Gemütes auf den Gefühlswert der Eindrücke; es zieht sich von allem zurück, was seiner Neigung zu dieser Art der Erregung keine Befriedigung verspricht, oder es weiß umgekehrt jeden möglichen Eindruck als Anknüpfungspunkt einer Gefühlsreihe zu benutzen, während es teilnahmlos seinen Erkenntnisinhalt wieder wegwirft. So bildet sich dieses sentimentale Temperament als die natürliche Färbung des Gemütslebens im Jünglingsalter und auf ihm beruht, sobald es diese Grenzen seines berechtigten Vorkommens nicht überdauert, ein großer Teil unserer edelsten Ausbildung. Vorzüglich befähigt zur Auffassung des harmonischen oder disharmonischen Wertes, der den formellen Verhältnissen der Eindrücke inwohnt, liebt es, nachträumende Wiederholung alles Rhythmischen, aller ästhetischen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantastischer Tätigkeit getrieben, versucht es teils in künstlerischem Schaffen, teils in Entwerfung von Idealen eines besseren Zustandes der Wirklichkeit sich Luft zu machen. Aber reizbar für den Gefühlswert der Wahrnehmungen neigt es

doch zugleich zu theoretiſcher Unbeſtimmtheit, da ihm weniger die genaue Feſthaltung der beſtimmten Beziehungspunkte gelingt, zwiſchen denen jene wertvollen Verhältniſſe beſtehen. So wird es unpraktiſch, da es wohl den Wert ſeiner Stimmungen auch handelnd wiedererzeugen möchte, aber keine Teilnahme für die gleichgültigen Einzelheiten der verſtändigen Mittel hat, die dazu führen können; und es wird ebenſo oft ungerecht, indem es Gleichgültigkeit oder Gegenſatz anderer gegen ſeine eigenen äſthetiſchen Vorurteile mit einer Bitterkeit empfindet, die jede billige Beurteilung und alles Geltenlaſſen abweichender Ausbildung ausſchließt.

Es iſt eine wohltätige Eigentümlichkeit unſerer Natur, daß in der Erinnerung zwar das Andenken erlittener Übel nicht ſo lebhaft fortdauert, als das der genoſſenen Freuden; aber im Augenblick ſeines Einwirkens erregt jedes Leid unſer Gemüt heftiger und bringt eine größere Unruhe Abhilfe ſuchender Gedanken hervor. Die Luft weiß zuweilen ſelbſt nicht, was ſie augenblicklich mit ſich anfangen ſoll, und ſie muß oft vom Lauf der Zeit die allmähliche Entfaltung der einzelnen ſchönen Erfolge erwarten, die das eben dargebotene Glück in ſich ſchließt; dann weiß ſie erſt, wie ſie ihre Freude auslaſſen ſoll. Man begreift daraus die Neigung, ſich durch Diſſonanzen, die man aufſucht, oder übertreibt, wo ſie gegeben ſind, mittelbar ein deutlicheres Innewerden der Harmonien zu verſchaffen, die es geben könnte, oder die es wirklich gibt, und deren Wert um ſo deutlicher durch den Kontraſt der ſie bedrohenden Gefahren hervortritt. Gefühlvolle Seelen lieben daher den zarten Trübſinn, der wie eine graue Grundierung dem Regenbogenglanze der einzelnen ſchönen Momente untergezogen wird, und die alte Meinung hatte nicht völlig Unrecht, wenn ſie dem ſentimentalen Temperamente ſeinen Namen von der Melancholie gab, zu der es allerdings dieſe natürliche Verwandtſchaft hat.

Der bedenkliche Mangel, der dieſer Verfaſſung des Gemütes anhängt, iſt die Leichtigkeit, mit welcher die überwiegende Erregbarkeit des Gefühls es verhindert, daß das Bewußtſein von Pflichten ſich entwickelt oder befeſtigt. So unentbehrlich nicht

nur für den künſtleriſchen Genius, ſondern auch für die wahrhaft menſchliche Geſtaltung des praktiſchen Lebens dieſes Temperament ſein mag, ſo führt es doch, für ſich allein und dauernd, in beiden Richtungen nur zu einer Virtuoſität, die ſich ſelbſt gefällt, aber keine Aufgaben kennt. Man braucht nicht an jene widrige Sentimentalität zu denken, die alle Vorkommniſſe des Lebens nur als Gelegenheiten zu gefühlvollen Erregungen aufbraucht: man wird auch in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft die üble Nachwirkung dieſer Stimmung erkennen. Sie zeigt ſich dort in dem Unvermögen, wahrhaft produktiv die einzelnen lyriſchen Gemütsbewegungen, die dem Menſchen von ſelbſt anfliegen, und die eine natürliche Begabung oder die allgemeingewordene Bildung zu gefälligem formellen Ausdruck bringt, zu einem größern zuſammenhängenden Ganzen zu verdichten; ſie zeigt ſich auf wiſſenſchaftlichem Gebiet in den zahlreichen Beiſpielen großer natürlicher Anlagen, die ſich doch begnügen, auf geiſtreiche und elegante Weiſe ihren erworbenen Kenntniſſen immer neue Toilette zu machen, ſie immer feiner zuzuſpitzen und zu arrangieren, ohne jemals rechtſchaffen das ihrige zur endlichen Löſung irgend eines Problems beizutragen. Ein guter Teil ſcheinbar ernſthafter Beſtrebungen würde dieſer trockneren Form der Sentimentalität zuzurechnen ſein; das Große im Leben und in der Wiſſenſchaft iſt immer aus einer geſammelten Kraft entſprungen, die, ohne den Wert anderer Eindrücke zu leugnen, doch auf dem Wege nach ihrem einen Ziele ſie ſeitab liegen ließ, um ſo eifriger aber ſich auch um die gleichgültigen Mittel bemühte, welche das aufgeregte Jünglingsgefühl, noch im Suchen nach wertvollen Zielen begriffen, einſtweilen verſchmähen durfte.

Es iſt offenbar das choleriſche Temperament, das wir naturgemäß als Nachfolger des ſentimentalen im Mannesalter wünſchen müſſen, ſich ausbilden zu ſehen; ſein zu frühes Auftreten würde der Vollſtändigkeit der menſchlichen Entwicklung ebenſo entgegenſtehen, als ſein Ausbleiben. Die ſchwerfälligere Erregbarkeit, die man zugleich mit großer Kraft der einmal erzeugten Rückwir-

kung diesem Temperamente zuschreibt, ist ohne Zweifel sehr häufig die Wirkung entweder einer sittlichen Festigkeit des Charakters, die sich für bestimmte Zwecke entschieden hat und durch fremdartige Reize sich von ihrem Wege nicht abbringen läßt, oder auch einer durch Monotonie der Lebensumstände hervorgebrachten Enge des Vorstellungsverlaufes, durch welche für viele Reize das natürliche Interesse abgestumpft ist. Aber häufig kommt doch auch schon in Kindern dieser Eigensinn in der Verfolgung einmal eingeschlagener Gedankenwege vor, der durch die Hindernisse nur zu vergrößerter Tätigkeit angespornt wird; man mag daher wohl recht haben, diesen Zustand des Gemütes mit dem Namen eines eigenen Temperamentes auszuzeichnen. Seine wesentlichen Züge würden in der Unempfindlichkeit für die zufälligen Reize, die außerhalb des gewohnten Weges der Gedankenbewegung liegen, in der Beschränktheit, mit welcher neue Eindrücke nur die nächsten mit ihnen im Sinne dieser Bewegung zusammenhängenden Erinnerungen reproduzieren, endlich in der geringen Größe der Gefühle zu finden sein, welche alle in die herrschende Richtung der Gemütsströmung nicht eingehenden Wahrnehmungen hervorzurufen imstande sind. Mit derselben Stetigkeit aber wirkt das einmal wachgerufene Interesse rückwärts auf den Vorstellungsverlauf und auf die Strebungen des Willens ein, und so ist dieses Temperament das vorzugsweise praktische, sowohl um der Bestimmtheit der Ziele willen, die seine Phantasie ihm vorführt, als deshalb, weil sein weniger anspruchsvolles und minder leicht zu beleidigendes Gefühl nicht vor der Handhabung der gleichgültigen oder mühsamen Mittel zurückschreckt, die ohne eigenen Wert doch zum Erreichen des Zweckes unentbehrlich sind. Aber schon die häufige Verwechslung dieses Temperamentes mit dem, was wir einfacher Eigensinn nennen, zeigt neben den Vorteilen auch die naheliegenden Nachteile desselben. In der Tat selbst seine praktische Virtuosität wird häufig verringert durch die allmählich wachsende Beschränktheit des geistigen Lebens, die bald, nachdem sie erst nur einen Zweck ausschließlich wählte, sich ebenso ausschließlich und hartnäckig für eine bestimmte

Form der Mittel entscheidet; ja die endlich, auf sich selbst reflektierend, ohne alle weitere Rücksicht auf Zwecke von unmittelbarem Wert, zu dem Zerrbild unwandelbarer Konsequenz, zu bewußter Dickköpfigkeit auswächst. Dies ist nicht jener Fortschritt der Bildung, den wir verlangen mußten. Sowie von der sanguinischen Erregbarkeit und Beweglichkeit, so muß auch von dem sentimentalen Eingehen auf alles, was seiner Natur nach das menschliche Gemüt in Anspruch nehmen kann, dem spätern Leben ein hinlänglicher Anteil zurückbleiben, und die Sammlung des Charakters, die der menschlichen Bestimmung ansteht, beruht weder in der Teilnahmlosigkeit, noch in der Verachtung, welche die für bestimmte Ziele eingenommene Engherzigkeit allem beweist, was außerhalb der Richtung ihres eigenen Strebens liegt.

Ich werde etwas sehr Seltsames zu behaupten scheinen, wenn ich das phlegmatische Temperament als die natürliche Stimmung des höhern Alters und zugleich als die Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt so natürlich dazu, jedes einzelne in seinem charakteristischen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geistige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menschlichen Bildung wenig entsprechend, sowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Lust zur Rückwirkung auf sie fast völlig verloren gegangen sind. Aber man verwechselt in diesem Bilde die Leere des Gemütes mit einer Form seiner innern Bewegung, die ebensogut dem vollen wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele sein, die noch ihrer Entwicklung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erschütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erst zu gewinnen hat; aber dieselbe Ruhe ist ehrwürdig an dem Geiste, der jene Erschütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl sich treiben zu lassen, noch einseitig eine einzige Form und Richtung menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen

zu bevorzugen. Solange wir freilich unter Temperament nur eine Naturanlage verstehen im Gegensatz zu der erworbenen Haltung des Gemütes, solange wird allerdings die phlegmatische Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigst erfreuliche menschliche Naturell erscheinen. Und doch tun wir auch so noch häufig ihm Unrecht; wir schließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel ratloser Erschütterung durch Affekte und aus dem Ausbleiben nutzloser Gefühlsausdrücke auf Gleichgültigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überrascht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet diese Gemüter zu einem starken und lang nachhaltenden Strom tätiger Leidenschaft entflammen; ein Ereignis, das wir in der Geschichte von Volksstämmen, deren nationales Temperament entschieden phlegmatisch ist, häufig genug in großen Dimensionen auftreten sehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödsinnes dieser Schwerflüssigkeit des innern Lebens unterschoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, sondern sie entweder langsam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leistung sammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine solche Gelegenheit zu suchen geböte. Wie alle Ruhe, so ist auch dieses Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erscheinung, und sein Wert bestimmt sich nach der Größe der gespannten Kräfte, die in ihm schlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die sich nicht rührt, weil ihr Verständnis und Teilnahme für alles fehlt; aber jenen Frieden suchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu ist; der alle Gefühle erfahren hat, aber längst jede leidenschaftliche Teilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgestimmt hat, das ihr in der allseitiger überblickten Kette menschlicher Interessen gebührt; der endlich die Hast und Glut des eigensinnigen Strebens nicht mehr teilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechsel der Schicksale

zu groß und der Spielraum menſchlicher Tätigkeit doch zu klein iſt, um auf ein Werk allein, oder um überhaupt auf eins unſerer Werke einen unbedingten Wert zu legen. Wir hoffen dieſe Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir ſehen keineswegs, daß ſie überall erreicht würde; aber wir finden anderſeits, daß durch eine natürliche Gunſt der geiſtigen Organiſation einzelne ſchöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloſer und immer verjüngter Empfänglichkeit umfaſſen ſie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht eindruckslos an ihnen vorüber, aber keins reißt ſie hin, ſich in die verworrenen Pfade einer einſeitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen ſie geräuſchlos die Mittel zu einem feſtgehaltenen Ziele, ohne die abweiſende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen ſein will, und ohne die Geringſchätzung anderer Wege, die dem natürlich iſt, der nur den ſeinigen kennt. Es ſind nicht die großen Namen der Geſchichte, deren wir uns hier erinnern, ſondern jene ſtillen glücklichen Erſcheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf hiſtoriſcher Geſtaltungen bedeutſam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft ſeiner Wirkſamkeit weit öfter den einſeitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht ſeine eigene Bewegung auch der Welt mitzuteilen vermochte.

Die Beobachtung wird nur von fern annähernd dieſen Stufengang der menſchlichen Entwicklung beſtätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieſer Stimmungen rein und voll ſich ausleben zu laſſen, würde eine große Begünſtigung ſowohl von ſeiten des angebornen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nötig ſein. Nur ein gewiſſer Reichtum der Kultur kann den verſchiedenen Lebensaltern die Verſchiedenheit ihrer Intereſſen verſchaffen, an denen jene eigentümlichen Gemütslagen Stoff zu kräftiger Entwicklung finden; die Monotonie einfacher Zuſtände wird auch ihre Unterſchiede ſchwächen. Aber ebenſo kann die Vielfältigkeit der Lebensverwicklungen die

regelmäßige Ausbildung durch Schicksale hindern, deren Gewicht zu schwer auf die Seele drückt, um ihre allseitige unbefangene Weitergestaltung möglich zu lassen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüter und Charaktere ausgearbeitet hat, um so eigentümlicher pflegt das Naturell der spätern Generationen in individuelle Besonderheiten auseinander zu gehen, deren Entwicklungsweise von dem allgemeinen Durchschnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltsam ab; ebenso zahlreiche andere Störungen, noch ehe sie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verstimmungen des Gemeingefühls zutage, die dem selbst, der sie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe seiner Gefühle und Ansichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Interesse sein, wenn es ausführbar wäre, den Ursachen dieser Erscheinungen nachzugehen. Aber es ist schon unmöglich, in ihnen das zu sondern, was auf geistigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entsteht und teilweise auf die körperliche Organisation zurückwirkt, und das anderseits, was, durch die organische Entwicklung und ihre Störungen bedingt, einen mitbestimmenden Einfluß auf die Formung des innern Lebens ausübt. Man schätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch ist er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man sieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwicklung auch die Gemütslagen später oder früher eintreten, die den Stadien dieses Wachstums entsprechen; und es ist im ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verschwommene Gemeingefühl unsers Lebens zu verschiedenen Zeiten verschiedenes Kolorit erhält, je nachdem dieses oder jenes Organ oder System des Körpers, in rascherer Ausbildung oder im Rückgang seiner Tätigkeit begriffen, durch die unzähligen wiederholten, im einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, sich in jenem Gefühle mehr oder minder geltend macht. Aber während die Zeit vorüber ist, bei diesen Dingen der schwarzen und der gelben Galle zu gedenken, ist die andere

Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerte verschiedener Funktionen zu verschiedenen Zeiten und sichere Kenntnisse über deren Einfluß auf das geistige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zustände des Körpers mit dauernden Gemütslagen zusammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechseleinflusses. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß wir liegend anders denken als stehend; eine erzwungene zusammengepreßte Körperstellung dämpft unsern Mut; bequem und nachlässig gelagert vermögen wir schwerlich andächtig zu sein; aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Sessel; die Hand, welche die Runzeln der Stirn glättet, beschwichtigt auch den Verdruß. Man kann fragen, ob nicht das ästhetische und sittliche Urteil, oder unsere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erst durch diese nebenher spielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Wertvolle zugleich in seiner Übereinstimmung mit den innersten Bedingungen unsers individuellen Daseins zeigen. Es gibt apathische Zustände genug, in denen diese begleitenden Gefühle fehlen; wir sehen noch so deutlich wie früher die objektive Trefflichkeit der einen, die Verwerflichkeit der andern Handlung ein und erkennen den rechtmäßigen Anspruch an, den ein anderer auf unsere Liebe und Teilnahme hat; aber es ist uns unmöglich, für irgend etwas die Herzenswärme aufzubringen, die seinem Werte gebührt. Wie oft begegnet uns Ähnliches bei dem Genuß der Schönheit! Ihr Verständnis ist nicht nur diese abstrakte Freude an harmonischen Verhältnissen; alle Freude überhaupt nicht nur ein geistiger Vorgang, sondern in dem lebhafteren freieren Atmen, dem beschleunigten Herzschlag und der elastischen Spannung der Muskeln fühlen wir unser ganzes Selbst gehoben und getragen; Reue um Vergangenes ist nicht bloß dies sittliche Verdammungsurteil, das innerlich ausgesprochen von der Seele nur vernommen wird; die Erschlaffung unserer Glieder, die Beklemmung der Brust, viel-

leicht im Ärger selbst krampfhafte Verengerung der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiseröhre, die den Bissen im Munde stocken macht, zeigen, wie auch die leibliche Organisation symbolisch ein Verschmähtes, unter dessen Druck sie seufzt, zu entfernen sucht. Selbst das Gefühl der Andacht ist nicht eine rein geistige Erhebung; sondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewohnte hastige Wesen läßt, die Bewegungen langsamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigentümliches Gepräge nicht der Erschlaffung, sondern sich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen diesen körperlichen Tätigkeiten ein Gefühl in das Bewußtsein der Seele, ihre intellektuelle Stimmung verstärkend, zurück. Man begreift, wie anders es sich lebt, wenn der Körper dieses Echo nicht vollkommen, oder mit krankhaft verändertem Klange gibt, wie überhaupt die gleichartigen Stimmungen verschiedener einzelnen doch nie ganz miteinander vergleichbar sein mögen. In der Blüte der Jugend finden wir diese Verschmelzung des geistigen Lebens mit seiner körperlichen Hülle am reizendsten und vollständigsten ausgebildet; das spätere Leben mit seinen allmählich wachsenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unstetigkeiten und Zusammenhanglosigkeiten in den verschwisterten Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele; die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geschehen mit teilnahmloser Fertigkeit, Essen und Trinken nicht selten mit unschön seelenloser Gier; und es ist überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menschen nicht in greisenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der sinnlichen Wärme des gegebenen Falles schweben.

Den Mangel sicherer Kenntnis von dem psychischen Werte der körperlichen Organe und ihrer Verhältnisse fühlen wir von neuem bei dem mißlichsten Teil unserer Aufgabe, der Erwäh-

nung der geistigen Geschlechtsunterschiede. Ich will mich nicht bei den wellenförmigen Umrissen des weiblichen, den eckigeren des männlichen Körpers aufhalten; möglich, daß man nicht mit Unrecht in den letzteren das Überwiegen eines charakteristisch individualisierenden Triebes gesehen hat, während zugleich die vielleicht wirklich größere Bildungsgleichförmigkeit weiblicher Körper ihr engeres Anschließen an ein allgemeines Muster bestätigte. Ich kann selbst hier, wo allerdings die erscheinende Körperform das innere Leben für andere ausdeuten soll, wenig Gewicht auf den bloß symbolischen Wert der Gestalt legen; von viel größerm Interesse würde es sein, nachzuweisen, wenn man könnte, welches eigentümliche Lebensgefühl die Gestalt selbst durch die besonderen Proportionen ihres Baues und ihrer Verrichtungen erlangt.

Man weiß wenig hiervon. In den Verhältnissen des Skeletts und der Muskulatur ist eine geringere Größe der Arbeitskraft des weiblichen Körpers begründet; weder Schultern und Brust sind günstig zur Erhebung, Tragung und Bewältigung großer Massen und Widerstände, noch Hüften und Beine zu schnellem Lauf oder unter bedeutender Last zu sicherem Gange gebildet; die Muskeln scheinen zu ununterbrochener Spannung weniger geschickt, wie groß auch ihre Leistung beim Wechsel von Ruhe und Tätigkeit sein mag. Diese Umstände mögen kaum verfehlen, sich in dem Gemeingefühl geltend zu machen, in welchem immer das Innewerden der Bequemlichkeit, Elastizität und eigentümlichen Sicherheit unserer Lage, Stellung und Bewegung einen sehr bedeutenden Bestandteil bildet. Daß der männliche Körper eine Ovale mit größtem Durchmesser in den Schultern, der weibliche dieselbe Ovale mit größter Breite in den Hüften bilde, würde an sich gleichgültig sein; aber in der Tat mag dem Lebensgefühl des Mannes sein Oberkörper wie eine Last erscheinen, deren Übergewicht durch schnellkräftige Stützen nach außen hin, allem Widerstand entgegen, bewegt zu werden drängt, während das Weib mit einer Empfindung größeren Gebundenseins natürlicher seinen Wirkungskreis in der Nähe findet und von dem Fernen erwartet, daß es zu ihm komme.

Dieſe geringere Größe der Kraft wird durch ein höheres Maß der Anbequemungsfähigkeit an die verſchiedenſten Umſtände ausgeglichen. Die leiblichen Bedürfniſſe der Frauen ſind weit geringer als die der Männer; ſie eſſen und trinken weniger; ſie atmen weniger und widerſtehen der Erſtickung, wie man behauptet, beſſer; alle Mühſeligkeiten, wenigſtens die, welche allmählich anwachſen und fortdauern, alle Entbehrungen ertragen ſie teils leichter als die Männer, teils wenigſtens weit glücklicher, als im Verhältnis zu ihrer körperlichen Kraft erwartet würde. Sie überſtehen bedeutende Blutverluſte und dauernde Schmerzen beſſer; ſelbſt die größere Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems, um deren willen viele unbedeutende Störungen ausgedehnte Nachwirkungen erwecken, ſcheint ebenſoſehr die ſchnelle und gefahrloſe Zerſtreuung der erfahrenen Erſchütterungen zu begünſtigen. So erreichen ſie ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden häufig ein hohes Alter, obgleich die Beiſpiele höchſter bis tief in das zweite Jahrhundert reichenden Lebensdauer faſt ausſchließlich auf Männer treffen. Allen ſehr heftigen Sinnesreizen von Natur abgeneigt, haben ſie doch gegen unangenehme Eindrücke weit mehr nur äſthetiſchen Widerwillen, wo der Mann ſeinen phyſiſchen Ekel mühſam bezwingt; ſind doch alle Operationen zur Herſtellung der Reinlichkeit an ſich unreinlich. Dieſelbe Anbequemungsfähigkeit zeigt ſich in den verſchiedenen Lagen des Lebens. Es iſt eine alte richtige Bemerkung, daß Frauen ſich weit leichter in neue Lebenszuſtände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter ſchicken, während der Mann die Spuren ſeiner Jugenderziehung kaum verwiſchen kann. Auch die erworbenen Gewöhnungen haften feſter bei ihm, und die Unterbrechung der hergebrachten Ordnung, der Mangel auf die Stunde beſtimmter Leiſtungen und Bedürfniſſe verurſacht ſeinem allgemeinen Behagen eine bemerklichere Störung. Mit dieſen Zügen verbindet ſich von ſelbſt das Gemiſch ſanguiniſcher Lebhaftigkeit und ſentimentaler Warmherzigkeit, das wir an Frauen entweder finden, oder deſſen Mangel wir als eine Unvollkommenheit der einzelnen beklagen. Die Unterſchiede der erworbenen Bildung verdecken

vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an schönen und harmonischen Verhältnissen werden wir kaum an den entgegengesetzten Extremen dieser weiblichen Bildung vermissen.

Aber es ist eine kaum beantwortete Frage, wie das höhere geistige Leben beider Geschlechter durch diese natürlichen Züge, oder durch welche andern überhaupt es charakteristisch entgegengesetzt wird. Die unzähligen teils geistreichen, teils zugleich wahren Bemerkungen, welche diese Frage zutage gefördert hat, hatten selten ein Interesse daran, zu scheiden, was als ursprüngliches Naturell, und was als ein sehr mittelbares Ergebnis der Lebensverhältnisse und der Bildungskreise anzusehen ist, die auf beide Geschlechter sehr verschieden, obgleich freilich selbst schon in Übereinstimmung mit ihren natürlichen Anlagen, eingewirkt haben. So oft man versucht, die Fülle dieser einzelnen Eigentümlichkeiten, die nur die Lebenserfahrung kennen lernen und nur die Poesie durch plastische Nachschaffung darstellen kann, auf einfache begriffliche Ausdrücke zurückzubringen, wird man immer darauf verzichten müssen, mehr als einen äußerst farblosen Umriß dessen zu geben, was in seiner unermeßlichen Farbenfülle unserer lebendigen konkreten Weltbetrachtung endlose Beschäftigung gewährt.

Ich glaube nicht, daß die intellektuellen Fähigkeiten der Geschlechter sich anders als durch die Eigentümlichkeit der Gefühlsinteressen unterscheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr vieles, wofür die Frauen sich nie interessieren lernen. Sagt man nun häufig, daß des Mannes Erkenntnis das Allgemeine, die des Weibes das Einzelne suche, so wird man in zahlreichen Fällen gerade die Individualisierungskraft der Frauen geringer und ihr instinktives Feingefühl für das Allgemeine größer finden; ohnehin würde jene Verteilung des Erkenntnisgeschäftes nicht zu den egoistischen Bestrebungen, die man dem männlichen Willen, und zu der Unterordnung unter das Allgemeine stimmen, die man der weiblichen Selbstbeschränkung

zuweiſt. Man würde vielleicht richtiger meinen, daß Erkenntnis und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet ſind. Es iſt männliche Philoſophie, die ſchönen einzelnen Erſcheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durchkreuzung allgemeiner Bedingungen jede, ein ſo vorbedachtes Lieblingserzeugnis der Wirklichkeit ſie auch zu ſein ſchien, doch nur mit unvermeidlicher unparteiiſcher Notwendigkeit hervorgegangen iſt; es iſt weibliche Art, die Analyſe zu haſſen und das entſtandene Ganze, ſo wie es abgeſchloſſen daſteht, in ſeinem unmittelbaren Werte und ſeiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen ſind alle Mechanismen, männlich die Freude, durch allgemeine Kräfte nach allgemeinen Geſetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblich iſt das eigene Handanlegen, das Verlangen, die tätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Übergang in die Leiſtung noch fortzuempfinden. Ein männlicher Gedanke iſt die tiefe Überzeugung, daß alles Größte und Schönſte der Welt ſeine mechaniſchen Bedingungen hat, und daß kein verfrühter, dieſem ſtarren Verwirklichungshergang vorweggenommener Erfolg Beſtand und Sicherheit hat; aus dieſem Gedanken floß alle große organiſatoriſche Ordnung des Lebens; ſie beruht überall auf dem Prinzip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daß zuerſt den allgemeinen überall gültigen Bedingungen der Wahrheit Genüge geleiſtet werden muß, ehe von dem Erfolg die Rede ſein darf, der im einzelnen Falle wünſchenswert iſt. Des Weibes richtiger und zum Glück des Lebens nicht minder notwendiger Glaube iſt es, daß kein Allgemeines, keine Form jemals einen ſelbſtändigen, unbedingten Wert habe, ſondern nur das Lebendige, zu deſſen Begründung beide führen mögen; aus dieſem Glauben fließt alle Verſöhnung und Schönheit des Lebens, denn ſie beruht überall auf dem Grundſatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieſer Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechtes brechen möchte, die ſeiner Abſicht hinderlich ſind.

Alle männlichen Bestrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; selbst Stolz und Ehrsucht des Mannes ist nicht befriedigt durch grundlose Gewährung, sondern sein Anspruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die er in sich zu vereinigen glaubt; er fühlt sich durchweg mehr als ein eigentümliches Beispiel des Allgemeinen, und verlangt mit andern nach einem gemeinsamen Maße gemessen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemütes ist ebenso andächtig dem Ganzen gewidmet; so wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinschaftlichem Maße mit der einer andern zu vergleichen ist, so wenig wünscht das Weib als ein Beispiel neben andern zu gelten; und wo der Mann gern im Dienste des Allgemeinen in die Menge Gleichgesinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als schönes, geschlossenes Ganzes, nur aus sich selbst verständlich, nur um der unvergleichlichen Eigentümlichkeit seines individuellen Wesens willen gesucht und geliebt sein. Denn allerdings Liebe eigentlich, und nicht vorzugsweise Achtung, ist das Gefühl, das man einem solchen Ganzen widmen kann; Achtung vorzugsweise, und nicht Liebe, verlangt der Mann für seine Eigenschaften, deren Wert er nach einem allgemeinen Maßstab zu messen nicht bloß zuläßt, sondern fordert. Niemand wird natürlich diesen Gegensatz so mißverstehen, als hätte das weibliche Gemüt, wirklich ganz nur wie der unzersetzbare Duft einer Blüte, keinen Anspruch auf das Gefühl der Achtung, das wir im Gegenteil den auch in ihm hervortretenden einzelnen und vergleichbaren Tugenden in so hohem Maße zu zollen haben.

Man muß sich im Leben umsehen, um in tausend Zügen die Belege dieser allgemeinen Verschiedenheit zu finden. Die geschäftlichen Verabredungen der Männer sind kurz, die der Frauen wortreich und selten ohne vielfache Wiederholung; sie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Festigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tausend kleine Hilfsmittel verstärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen.

Männer legen weniger Wert auf harmoniſche, räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer ſoweit ſie zugleich die augenblickliche und ſchlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel ſichert; aber ſie ſchätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Grade eine mechaniſche Bedingung alles Gelingens iſt; im Raume ſtellen die Frauen mit glücklich improviſierender Phantaſie eine Fülle von Gegenſtänden zu einem freundlichen Ganzen ohne ſtrengen Stil zuſammen, aber mit der Zeit, die man nicht ſehen kann, gehen ſie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen ſprechen, pflegen ſie meiſt ſehr Verſchiedenes zu verſtehen; dem weiblichen Gemüte liegt die Sorge nahe, die herauskommende ſichtbare Endgeſtalt irgend eines Wirkens zu einem anmutigen und widerſpruchsloſen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunſt, zu wiſſen was ſich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urteil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wiſſen will, ſind allgemeine Regeln geſetzlichen Verfahrens, die ſelbſt um den Preis einzelner herauskommenden Diſſonanzen durchgeſetzt werden müſſen. Die bekannte unjuriſtiſche Natur der Frauen hängt eng hiermit zuſammen. Sie liegt nicht in der Unfähigkeit, individuelle Anſprüche aufzuopfern, denn niemand würde die Frauen an Freudigkeit zu ſolchen Opfern übertreffen, ſobald ſie das fremde Gut vor Augen ſehen, zu deſſen Gunſten ſie dieſelben bringen ſollen. Aber ſie fühlen ſich verletzt, weil die Geſetze ſehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältniſſes nicht als Ganzes auffaſſen, ſondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verſtande willkürlich ſcheint, irgend einer allgemeinen Beſtimmung unterwerfen, die ihrerſeits nicht minder willkürlich ſcheint, weil in ihr, als einer allgemeinen Formel des Verfahrens, nicht unmittelbar das ſchließliche Gut zum Vorſchein kommt, zu deſſen Sicherung ſie dient. Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzuſehen iſt, widerſtrebt dem Manne nicht, ſobald es ſich um die Durchführung eines allgemeinen Prinzips handelt; Frauen bedürfen der anſchaulichen Ausmalung des künftigen Erfolges; ſie wollen die endliche Geſtalt des

Ganzen voraus ahnen, zu dem am Ende sich die Unruhe des Wirkens verdichten wird. Man kann nicht leugnen, daß in dieser Neigung, in dem liebenswürdigen Glauben, es lasse sich eben für alle Verwicklungen eine Lösung, für allen Streit eine Schlichtung, für alle zerstreuten Anfänge eine abrundende Sammlung finden, neben der günstigen auch eine schädliche Einwirkung liegt, welche der weibliche Einfluß auf die Erziehung des männlichen Geistes ausübt. Von den Müttern hauptsächlich kommt die zurückhaltende Überlegung des möglichen Ausganges der Handlungen in Augenblicken, wo es sich zunächst nach der unvermeidlichen Pflicht fragt.

Das Eigentum hält der Mann am häufigsten für das, was es wirklich ist, für eine Summe verwendbarer und teilbarer Mittel, und seine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zusammengehören derselben; die Verschwendung der Frauen besteht meistens in Anschaffungen, für welche sie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht selbst übernehmen. Das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigentum erscheint ihnen dagegen leicht als ein unantastbarer Bestand, dessen Teile, weil sie ein Ganzes bilden, voneinander zu reißen unrecht wäre. Es ist nicht eigentlich Unmitteilsamkeit, was ihrer Wirtlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, sondern zum Teil gewiß diese Ehrfurcht vor der innern Zusammengehörigkeit der Dinge, die ebensogut in der Scheu vor der Zersplitterung eines mit dem ganzen Leben verwachsenen Besitzes, eines teuren Andenkens, als in der mystischen Achtung vor dem vollen Dutzend sich ausspricht.

Ich möchte endlich die Behauptung wagen, daß für das weibliche Gemüt die Wahrheit überhaupt einen andern Sinn hat, als für den männlichen Geist. Den Frauen ist alles das wahr, was durch die vernünftige Bedeutung gerechtfertigt wird, mit der es sich in das Ganze der übrigen Welt und ihrer Verhältnisse einfügt; es kommt weniger darauf an, ob es zugleich reell ist. Sie neigen deshalb zwar nicht zur Lüge, aber zum Schein, und es liegt ihnen nicht daran, ob irgend etwas, was in einer bestimmten, ihnen wert gewordenen Beziehung den verlangten

Dienſt des Scheines tut, auch in andere Beziehungen verfolgt, ſich als ein ſolches ausweiſen würde, dem mit Recht ſo zu ſcheinen gebührt. Selbſt etwas ſcheinen zu wollen, ohne es zu ſein, iſt allerdings ein gemeinſames menſchliches Gebrechen; aber von dem wenigſtens, was er beſitzt, pflegt der Mann Solidität und Echtheit zu verlangen; Frauen dagegen haben eine ſehr ausgedehnte Vorliebe für Surrogate. Mit dieſen Neigungen ſind ſie wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nicht zugänglich, und ihre Gedanken haben einen künſtleriſchen anſchauenden Gang. So wie der Dichter nicht durch Analyſe und Berechnung Charaktere ſchafft, ſondern deren Wahrheit daran prüft, daß er ſelbſt ohne das Gefühl künſtlicher Selbſtverdrehung ihre ganze Weiſe in ſeinem eigenen Gemüt nachzuerleben vermag, ſo liebt die weibliche Phantaſie ſich unmittelbar in die Dinge hinein zu verſetzen, und ſobald ſie eine Vorſtellung davon erreicht, wie dem, was da iſt, ſich bewegt und entwickelt, in ſeinem Sein, ſeiner Bewegung und Entwicklung wohl zu Mut ſein möge, glaubt ſie ein volles Verſtändnis zu beſitzen. Daß eben die Möglichkeit, wie dies alles ſo ſein und geſchehen könne, ſelbſt noch ein wiſſenſchaftliches Rätſel einſchließt, iſt den Frauen ſchwer begreiflich zu machen. Man bemerkt leicht, wie große Güter des Lebens, wie die Sicherheit des religiöſen Glaubens und der Friede des ſittlichen Gefühles hiermit zuſammenhängen; aber auch in kleinen und unſcheinbaren Zügen findet man dies Übergewicht des lebendigen Taktes über die wiſſenſchaftliche Zergliederung. Tauſende von zierlichen techniſchen Handgriffen wenden die Frauen bei ihren täglichen Arbeiten an; aber was ſie geſchickt ausführen, wiſſen ſie kaum zu beſchreiben, ſie können es nur zeigen. Die analyſierende Reflexion auf ihre Bewegungen liegt ihnen ſo wenig nahe, daß man ohne Gefahr großen Irrtums behaupten kann, Worte wie rechts, links, quer, „überwendlich“ bedeuten in der Sprache der Frauen gar keine mathematiſchen Relationen, ſondern gewiſſe eigentümliche Gefühle, die man hat, wenn man im Arbeiten dieſen Beziehungen folgt.

Aber ich komme doch in die Gefahr, Unerschöpfliches erschöpfen zu wollen; ich muß sie um so mehr vermeiden, als die Betrachtung der konkreten Lebensverhältnisse uns überall auf den Anteil zurückführen wird, den beide Geschlechter an ihrer Gestaltung und ihrem Genusse nehmen. Die kurze Erwähnung der Schranken, die jedem von ihnen seine eigentümliche Anlage setzt, kann uns indessen in einer Vorüberlegung der abweichenden Entwicklungen leiten, die wir aus dem nationalen Naturell der verschiedenen Stämme und Rassen entspringen sehen. Selbst innerhalb eines und desselben Volkes finden wir neben den körperlichen auch geistige Eigentümlichkeiten, die nicht dem allgemeinen Stammcharakter angehören, oft mit großer Beständigkeit durch mehrere Generationen fortgepflanzt; am häufigsten die Talente für Künste, die sich in anschaulichen Kombinationen vieler Elemente bewegen. Die Beispiele der Vererbung mathematischer, musikalischer, malerischer und technischer Anlagen sind nicht selten, und ihnen schließen sich zunächst die Übertragungen der gleichen Temperamente an, in denen wir ebenfalls allgemeine formelle Eigentümlichkeiten des innern Lebens erkannten. Mit Überraschung sehen die Eltern häufig dieselben Fehler, dieselben kleinen Gewohnheiten, deren sie sich selber bewußt sind, in den Kindern sich wiederholen; und wenn allerdings in dem zivilisierten Leben, das so verschiedenartig ausgebildete Charaktere zu neuen Familien vereinigt, die Beispiele des Gegenteils ebenso häufig sind, oder wenn wir wenigstens das Naturell des Kindes oft auf keine Mischung der elterlichen Anlagen zurückzuführen vermögen, so ist dagegen in unkultivierten Stämmen eine größere Beständigkeit dieser Übertragung nicht nur zu erwarten, sondern die Erfahrung bestätigt diese Erwartung.

Man kann die nationalen Unterschiede gebildeter Völker auf die übermächtige und das ganze Leben von seinem Anfang an durchdringende Einwirkung ihrer eigentümlichen Bildungsverhältnisse, die zu großem Teil von geographischer Lage und geschichtlichem Zufall abhängig sind, zurückzuschieben versuchen; aber man wird dadurch den allgemeinen Eindruck nicht aufheben, den uns

die Beobachtung macht, und der für eine ursprüngliche oder doch wenigstens jetzt jedem neu geborenen Leben, auch abgesehen von seiner spätern Berührung mit der nationalen Bildungssphäre, unausbleiblich mitgeteilte Stammcharakteristik spricht. Es würde nutzlos sein, diese Erscheinung erklären zu wollen, da noch so viele Meinungsverschiedenheit der Beobachter über den Umfang herrscht, in welchem sie stattfindet. Wir können nicht endgültig darüber entscheiden wollen, ob alle Rassen zu gleicher Bildungshöhe befähigt sind; aber wir finden, daß auch die bevorzugtesten Nationen sich an der Entwicklung der Humanität mit ungleichen Anteilen und in eigentümlichen Formen beteiligen, und daß innerhalb desselben Volkes die Energie und Regsamkeit des geistigen Lebens den einzelnen in sehr verschiedenen Maßen verliehen ist; wir haben endlich allen Grund zu dem Glauben, daß die Verwilderung, in welcher wir die farbigen Menschenrassen antreffen, kein von ihrem Naturell durchaus unabtrennbarer Zustand ist. Aus diesen Betrachtungen entlehnen wir zunächst die Meinung, daß, alle ursprüngliche Verschiedenheit der Begabung leugnen zu wollen, ein überflüssiges Unternehmen ist, denn sie kehrt unerbittlich bei den einzelnen doch wieder, wenn wir sie von den großen Abteilungen des menschlichen Geschlechts verneint haben; und sie kann als eine angeborne Schranke den letztern doch nicht schwerer zu tragen sein als jenen. Nur darauf würde es ankommen, ob allen Arten der Menschen wenigstens insoweit gleichartige Fähigkeiten zukommen, als sie nötig sind, um alle zu dem Genusse der sittlichen Güter der Humanität zu führen und sie zu einer zusammenhängenden Menschheit zu vereinigen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Frage, die der Philosophie der Geschichte vorliegt, hier zu beantworten; aber eine Vorbereitung zur Antwort wird in der Überlegung der Art liegen, auf welche überhaupt durch die erziehende Einwirkung der Natur und der geselligen Verhältnisse das angeborne Naturell der Menschen zur Erzeugung der wesentlichen Güter des Lebens angeregt wird.

Drittes Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemütslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturflucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten.

Als wir in dem menschlichen Geiste nach dem fruchtbaren Keime seiner sittlichen Entwicklung suchten, glaubten wir nicht, in ihm eine ausführliche Offenbarung anzutreffen, die ihn unmittelbar befähigte, die Verhältnisse des Lebens, ja selbst sein gewöhnlichstes Benehmen mit den wahrhaften Geboten einer sittlichen Ordnung in Übereinstimmung zu setzen. Verbürgt doch selbst in einem ausgebildeten Bewußtsein das lebhafte Durchdrungensein von dem Werte eines Ideals keineswegs zugleich das nötige Feingefühl jener Urteilskraft, welche die Beispiele wahrhafter Verwirklichung desselben von unechtem Scheine scheiden soll, oder die schöpferische Phantasie, die das im allgemeinen wohlerkannte Vorbild ohne Verzeichnung und Mißgriff unter den Bedingungen eines besondern Falles der Anwendung zur Geltung zu bringen verstände. Mancher von dem Höchsten tiefbewegte Geist, dem doch seine Zeit keine künstlerisch vollendete Ausprägung seines Urbildes darbot, hat gemeint, es schon verwirklicht zu finden in Gestaltungen, über deren Kümmerlichkeit eine spätere entwickeltere Zeit erstaunt. Genötigt, seine Sehnsucht an dem zu stillen, was es besitzt, überschätzt das Gemüt leicht die dürftigen Linien, auf deren Magerkeit es die Wärme seines Gefühls überträgt und dadurch gewöhnt, den Willen für die Tat zu nehmen, wird es unempfänglich ängstlich und widerspenstig der reicheren Schönheit

gegenüber, die nun wirklich die Tat ist, und die, falls sie ihm nur verständlich wäre, seine Bedürfnisse weit wirksamer befriedigen würde. Es verhält sich sehr ähnlich mit der moralischen Entwicklung. Wohl dürfen wir dem menschlichen Geiste als einen ursprünglichen Besitz allgemeine Vorstellungen von einem Rechte zueignen, das da sein soll; aber der sittliche Takt, der uns befähigt, in jedem einzelnen Falle die bestimmte Form zu finden, in der dieses Recht verwirklicht sein will, ist entschieden ein Erzeugnis der fortschreitenden Bildung und wird keineswegs vollständig und hinreichend, sondern nur äußerst unvollkommen und fragmentarisch durch einzelne glückliche Züge des angebornen Naturells ersetzt.

Man wird dies selbstverständlich finden in bezug auf alle jene größern menschlichen Ordnungen, welche, wie der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, ihren künstlichen Aufbau auf die nur im Leben selbst zu erwerbende und nur allmählich zu vervollkommnende Kenntnis der tausendfältigen Beziehungen stützen müssen, durch welche die Glieder einer Gemeinschaft untereinander und mit den gemeinsamen äußern Lebensbedingungen verbunden sind. Aber da, wo noch ohne Rücksicht auf vielverwickelte Verhältnisse der Mensch dem Menschen, oder allein mit sich der äußern Natur gegenübersteht, da sollte man sein Benehmen unzweideutiger durch die angeborene Stimme des Gewissens geleitet vermuten, die ihm nicht nur die innere moralische Gesinnung, sondern auch entsprechende Sitten und Gebräuche als natürlichen Ausdruck derselben vorschreiben werde. Die Vergleichung menschlicher Lebensweisen lehrt jedoch auch hiervon das Gegenteil. Was dem Menschen zu tun und zu lassen zieme, wie ihm wohlanstehe, seine Umgebungen und sein geselliges Wechselwirken einzurichten, was er zu achten und zu scheuen habe, und was ihm gegenüber in der Tat rechtlos und ohne eigene Geltung sei, wie er endlich alle Bestandteile seiner Einrichtungen und alle Einzelheiten seines Tuns zu einem harmonischen Lebensganzen verschmelzen müsse: das lernen wir erst in einem langen Bildungslauf und lernen es nie ganz aus. Die Naturgüte des menschlichen Geschlechtes

dagegen ist weit entfernt, aus dem Stegreif zu dieser moralischen Entwicklung zu führen.

Wohl mag manche unbefangene Sitte noch naturwüchsiger Völker zu ihren Gunsten von den Verbildungen unserer Zivilisation abstechen, wohl mag das naive Hervortreten einzelner schönen Seiten ihres Naturells uns reizend anmuten: neben diesen einzelnen Lichtern pflegt doch um so tieferer Schatten zu liegen, und der allgemeine Charakter dieses naturalistischen Lebens und jedes Naturvolkes ist die Unstetigkeit, die Zusammenhangslosigkeit und die unberechenbare Inkonsequenz, mit welcher neben den liebenswürdigen Äußerungen einzelner sittlichen Gefühle die unerwartetsten Verkehrtheiten und unmenschliche Frevel gleich üppig aufwuchern. Uns imponieren an den Naturzuständen der Menschheit einige Vorzüge, welche die Zivilisation allerdings meistens, obwohl nirgends ganz unvermeidlich für höhere Zwecke aufgeopfert hat, und wir sehnen uns in die Einfachheit jenes Lebens zurück, indem wir vergessen, daß doch nur die Bildung es ist, die unsere Empfänglichkeit für dies Leben als für einen anmutigen Kontrast zu unsern Mißständen schärft, und daß in jener Anmut des Daseins zugleich eine Armut liegt, die eine große Menge der höchsten Güter weder kennt, noch erzeugen kann. Wir geben uns eben hier nur zu leicht derselben Mutlosigkeit gefangen, die uns so oft aus der Verwicklung großer und nicht völlig gelingender Unternehmungen, anstatt dennoch vorwärts zu treiben, lieber rückwärts zieht, um uns an dem reinlichen Gelingen unbedeutenderer Werke zu erbauen. Eine kleine Herde zu zählen ist leicht; und wer es vermeidet, sich auf das hohe Meer zu begeben und den tausend widerstreitenden Anforderungen eines geistig durch und durch bewegten zivilisierten Lebens gerecht zu werden, der kann leicht ein Idyll aufführen, auf dem einen Moment lang das Auge mit Wohlgefallen ruht, um sich bald gelangweilt von ihm abzuwenden. Glückliches Klima, ererbte Vortrefflichkeit der körperlichen Organisation und Mangel ernster Arbeit entwickeln bei Menschen, ebenso wie es den Tieren geschieht, ohne jedes tiefere Seelenleben

alle Schönheit und Gelenkigkeit der Gestalt und die natürliche Grazie des Benehmens; Wohlwollen und Gutmütigkeit, die wir gern zu den angeborenen Neigungen des Menschen rechnen, mögen leicht, wo einfache Verhältnisse keine Veranlassung zu dauernden und tiefwurzelnden Zerwürfnissen geben, das Dasein erheitern und durch manchen Zug geselligen Zartgefühls verschönern; aber an die Übersicht des ganzen menschlichen Lebens nicht gewöhnt, seiner Bedeutung unkundig und der Ziele, die ihm gesteckt sind, findet diese Natürlichkeit des Gemütes noch zu viel leere Stellen in unserer Existenz, zu viele Punkte, über die gar nichts sittlich festzustehen, zu viele Verhältnisse, die ganz gleichgültig so und auch anders bestimmbar scheinen, und die dann nach dem zufälligen Anstoß, den Temperament und äußere Gelegenheit geben, oft im schreiendsten Widerspruch mit jenen vielverheißenden schönen Einzelheiten zu völliger Unmenschlichkeit und Barbarei verbildet werden.

Diese sittliche Unzuverlässigkeit ist keineswegs allein den Naturzuständen unzivilisierter Völker eigentümlich. Auch in der Mitte unserer Kultur wird nicht nur viel böse Gesinnung durch den beständigen allseitigen Druck niedergehalten, den die Autorität der einmal anerkannten öffentlichen Institutionen ausübt, sondern auch die Beschränktheit der sittlichen Einsicht, der Mangel an zartfühlendem Verständnis für alle die Verzweigungen, mit welchen das sittliche Ideal jedes einfachste Lebensverhältnis zu durchdringen bestimmt ist, diese ganze Barbarei des subjektiven Naturells noch ohne Bosheit der Gesinnung würde auch unter uns in jedem Augenblicke verwirrend hervorbrechen können, wenn nicht die Überlieferung der Jahrhunderte in Wissenschaft, Kunst, Rechtsbildung und Religion große objektive geistige Gewalten bewahrt und gereift hätte. Diese sind es, welche den edlern Gemütern den Zusammenhang aller heiligen Güter der Humanität, den der einzelne aus eigener Kraft nicht finden würde, erkennen helfen, während sie die unedeln Herzen als eine Sammlung unverstandener aber einmal in Kraft befindlicher Satzungen in Schranken halten. Und endlich, dieses ganze weitläufige Gebäude mensch-

licher Gesittung ist zu keiner Zeit vollendet noch in allen seinen Teilen gleichmäßig ausgebaut. Es gibt überall noch Gegenden des Lebens, die einer durchdringenden sittlichen Kultur fähig sein möchten, und die doch auch uns noch als freie und gesetzlose, dem individuellen Belieben des subjektiven Temperaments anheimgegebene erscheinen; es gibt andere Punkte, in denen sich Gewohnheiten, die in der Tat gleichgültig sind, mit dem Anscheine schlechthin unüberschreitbarer Gebote, manchem Fortschritt zum Nachteil, festgesetzt haben; es fehlt endlich dem Ganzen unserer Sitte, und diesen Mangel wird sie nie völlig überwinden, noch auch überwinden sollen, an einer unzweideutigen theoretischen Einsicht in die Gründe der verpflichtenden Geltung ihrer Forderungen, einer Einsicht, welche imstande wäre, den Glauben an die Würde der sittlichen Institutionen jedem Wechsel der Stimmung und dadurch dem Skeptizismus zu entziehen, welchen in uns die Leidenschaften und große Störungen unserer Lebensschicksale nur zu leicht erwecken.

Wenn wir behaupten, daß dieser Mangel nicht völlig überwunden werden soll, so meinen wir damit nur dies, daß es nicht im Interesse der sittlichen Bildung sein würde, wenn die verpflichtende Wahrheit jedes einzelnen sittlichen Gebotes und der unlösbare Zusammenhang aller dem Verstande des einzelnen mit der theoretischen Sicherheit eines Rechenexempels vorläge, und wenn nicht eben die lebendige gläubige Tat und Anstrengung des einzelnen Herzens dazu gehörte, sich durch den Kampf des Lebens diese Klarheit der umfassenden sittlichen Anschauung zu erobern. Wie überall die offen gelassene Möglichkeit des Bösen eine Bedingung für die wertvolle Verwirklichung des Guten ist, so läßt auch diese Eigentümlichkeit der Gesittung dem Rückfall sowohl als dem ursprünglichen Abweg in Barbarei offene Wege. Die Würde irgend einer sittlichen Gewohnheit oder Einrichtung ist sehr selten überzeugend nachzuweisen, sobald man sie isoliert und nicht in ihrem Zusammenhang mit der ganzen durchgeistigten Bedeutung des menschlichen Lebens betrachtet; mit tausend

Wurzeln in dieſes Ganze verflochten, pflegt ſie eines kurzen ſyllogiſtiſchen Beweiſes, der nicht endlos ſeine eigenen Vorausſetzungen wieder zu beweiſen nötig hätte, meiſtens ganz unfähig zu ſein. Und eben deswegen iſt jedes ſittliche Gebot nicht nur der zerſtörenden Sophiſtik bloßgeſtellt, die alles, was unſerem gebildeten Gefühl als Greuel erſcheint, durch Losreißung von ſeinen Beziehungen zu dem Ganzen unſers Lebens in lauter harmloſen Tatbeſtand zu verwandeln weiß, ſondern es begreift ſich auch, wie wenig die ungebildete Reflexion eines ſogenannten Naturzuſtandes der Menſchheit es vermeiden kann, neben dem Guten, wozu ein glückliches Temperament anleitet, auch Verkehrtes und Barbariſches mit zu entwickeln.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, ſich einiger Beiſpiele des erwachenden ſittlichen Geſchmackes zu erinnern, mit welchem der Menſch ſich allmählich dem unmittelbaren Naturinſtinkt zu entwinden ſucht, ſowie der Fehltritte, denen ſeine Reflexion dabei ausgeſetzt iſt. Beginnen wir von den leiblichen Bedürfniſſen, die zuerſt zum Handeln und zum Erfinden einfacher Gebräuche auffordern, ſo bemerken wir, daß gegen den Genuß von Pflanzenſpeiſen nie ein Volk ein ſittliches Bedenken gehegt hat. Der vegetabiliſche Lebensprozeß iſt dem unſern ſo unähnlich, daß die reifenden Früchte ganz ausdrücklich als benutzbare, an ſich rechtloſe Mittel erſchienen, gleichweit von der unbrauchbaren Härte der unorganiſchen Stoffe wie von der tieriſchen Lebendigkeit entfernt, die unſer Verlangen durch ein natürliches Grauen einſchüchtert. Der fromme Einſiedler, der ſich von Wurzeln und Früchten und höchſtens von dem Honig nährt, den die tieriſche Regſamkeit zwar bildete, aber als unlebendiges Erzeugnis zurückließ, die Völker ferner, die in urſprünglicher Unſchuld ihr Leben durch die Geſchenke des Brotbaumes und der Palmen friſten, ſind unſerer Phantaſie vertraute und in ſich harmoniſche Bilder. Aber die beginnende Ziviliſation ſchämt ſich doch bald ſelbſt dieſer

harmlosen unmittelbaren Benutzung der Natur; es scheint ihr nicht recht wohlanständig, so frischweg von der Hand in den Mund zu leben; und wenn sie nichts weiter tut, so sammelt sie doch wenigstens die Früchte des Baumes und des Feldes vorher, ehe sie dieselben verbraucht, und speichert sie auf. Es ist, als wenn schon der Zeitverlauf zwischen dem Augenblicke, da die Natur sie reifte, und dem andern, da wir sie genießen, ihren Zusammenhang mit der Außenwelt lockerte, oder als wenn sie durch den Zeitraum, in welchem wir sie besessen haben, bereits mehr unserem eigenen Wesen assimiliert wären. Aber selten bleiben wir dabei stehen; die Erfindungen der Kochkunst mögen zum größern Teile wohl der Steigerung der sinnlichen Lust dienen, aber ein anderes versteckteres Motiv ihrer Geschäftigkeit liegt gewiß in dem dunkeln Triebe, die unmittelbare Naturgestalt, die Rohform der Nahrungsmittel zu zerstören, und sie, soweit es angeht, vor dem Genusse in Erzeugnisse unserer eigenen Phantasie zu verwandeln. Man würde mit Unrecht dagegen das Vergnügen einwerfen, das wir darin finden, mitten aus der zeremoniösen Anständigkeit unseres zivilisierten Lebens heraus selbst einmal auf die Bäume zu steigen und die Früchte vom Aste zu essen; eben die Sicherheit des gebildeten Lebensgefühls macht es uns erfreulich, uns auf einen Augenblick dessen zu entäußern, was wir immer wieder finden können, und uns unseres sinnlichen Wesens und seines Zusammenhanges mit der Natur auf einen Moment mit Behagen bewußt zu werden. Man fühlt dies leicht, wenn man sich den Eindruck denkt, den es machen würde, wenn der nachdenkliche Mensch täglich zur Mahlzeit auf das Feld ginge, um eine Rübe da sogleich zu verzehren, wo er sie aus dem Boden gezogen hat.

Über die Rechtmäßigkeit und Schicklichkeit tierischer Nahrung hat dagegen fast jede beginnende Zivilisation ihre Bedenklichkeiten gehabt. Leichname des Lebendigen zu verzehren hält ein so tiefes Grauen den Menschen zurück, daß er stets viel eher die absichtliche Tötung der Tiere auf sich genommen hat, die ihm zu großem Teil durch die Aufregung der Selbsterhaltung gegen

ihren Angriff erleichtert wurde. Aber in der Auswahl deſſen ſelbſt, was wir zur Nahrung benutzen, hat ein unzweifelhaft ſittlicher Geſchmack allmählich Grenzen gezogen, deren Wert und Bedeutung ſich ſchwer auf beſtimmte Begriffe bringen läßt. Kulturvölker verwenden zur Speiſe faſt ausſchließlich Wirbeltiere, und ſelbſt unter dieſen ſind die Amphibien wenigſtens niemals eine allgemein übliche Speiſe geworden; unter den wirbelloſen dagegen ſind nur ſehr vereinzelte Beiſpiele, wie die Krebſe und Auſtern, als Gerichte anzuführen, die man in ihrer natürlichen Form zu verſpeiſen ſich getraut, während andere, wie Schnecken, nur als unſichtbare Zuſammenſetzungsbeſtandteile anderer Zubereitungen geduldet werden. Dem doktrinären Verſtand iſt es ſehr leicht zu zeigen, daß im Grunde Fleiſch Fleiſch iſt, wenn ihm nicht vielleicht der noch größere Fund gelingt, nachzuweiſen, daß in der Tat unſer natürlicher Appetit nur ſoweit reicht, als im Tierreich die eiweißartigen Stoffe reichen und daß er da aufhört, wo in niederen Klaſſen dieſe Stoffe durch fremdartigere, anders zuſammengeſetzte vertreten werden; — aber der unbefangene Geſchmack des gebildeten Menſchen wird gegen alles Räſonnement hartnäckig dabei bleiben, daß zwiſchen den verſchiedenen Geſchöpfen allerdings ein Unterſchied der Reinheit und Unreinheit beſtehe. Inſekten und Würmer, Blutegel, Maden und Ungeziefer zu eſſen wird ſtets für einen Zug ſcheußlicher Barbarei gelten, wie groß auch der Nährungswert dieſer Speiſen gefunden werden möchte.

Teils iſt es die Formloſigkeit dieſer doch lebendigen Maſſen, was uns anwidert, teils manche unangenehmen äußern Eigenſchaften, wie die der ſchlüpfrigen Kälte, teils ſtört uns die Fremdartigkeit ihrer Geſtalt und ſelbſt ihre Kleinheit; denn wenn wir auch tieriſche Stoffe, maſſenhaftere Stücke von Fleiſch genießen mögen, ſo hat es doch etwas Abſchreckendes, ganze Organismen mit allen Apparaten ihrer Lebendigkeit, überhaupt etwas unzergliederbar Mannigfaches zu verſpeiſen. So werden wir durch einen natürlichen Inſtinkt zur Verzehrung der höhern Tierklaſſen gedrängt, deren Organiſation der unſern näher ſteht.

Wie bedenklich dieser Fingerzeig für sich sein würde, brauche ich nicht besonders hervorzuheben; seine logische Konsequenz ist offenbar Menschenfresserei. Und in der Tat ist kaum zu bezweifeln, daß der paradiesische Naturzustand der Menschheit häufig genug diese Konsequenz in aller Harmlosigkeit gezogen hat, ohne darin etwas Arges zu sehen, ja selbst bei eintretender Besinnung durchaus nicht um Vorwände verlegen, die einem Gebrauche, in welchem für unser Gefühl das Äußerste aller unmenschlichen Barbarei liegt, einen Anschein zartfühlender Rücksicht geben sollten. Welches Los könnte den organischen Resten geliebter Personen schicklicher widerfahren, als ohne den traurigen Rückfall in Verwesung sogleich im Fleisch und Blut ihrer Nachkommen wirksam fortzuleben? Während die Hand vielleicht mit den weißen Knöchelchen des verzehrten Freundes spielt, kann immerhin das Gemüt sich zärtlich in sein Andenken vertiefen und verwundert aufhorchen, wenn der zivilisierte Fremdling bei dieser Begehung schaudert. Man wird einwerfen, daß auch die Menschenfresserei vor Leichen Abscheu hat, und daß also überall im Grunde der Mord dem Genusse vorangeht. Aber was könnte den Naturmenschen ernstlich zurückhalten, entweder seine Feinde zu töten, oder selbst seine Umgebung, die er sonst ganz lieb hat? Man muß sich erinnern, wie uns selbst das gemästete Zuchttier ans Herz wächst, und wie wir, ohne bemerklichen sittlichen Widerspruch zu fühlen, es abends noch einmal liebkosen, um es morgens zu schlachten. Es verträgt sich auch in unserm Gemüte noch zu viel Widersprechendes miteinander, als daß wir zu maßlosem Erstaunen Grund hätten, wenn wir hören, daß wilde Völkerschaften ihre alternden Eltern einladen sich zu töten und verzehren zu lassen, oder wenn wir hinter der süßen Naturgrazie und der Liebenswürdigkeit in dem Benehmen ozeanischer Insulaner das Verlangen nach Menschenfleisch hervorschielen sehen.

Wenn man bedenkt, wie leicht es einem gewandten Verstande fallen würde, ganze Reihen sehr scheinbarer und schwer geradezu zu widerlegender Gründe vorzubringen, die so abscheuliche Gewohn-

heiten theoretisch rechtfertigten, so wird man um so mehr inne, welche sittliche Tat die Kultur schon durch das bloße Festhalten ihrer entgegengesetzten Überzeugung und durch ihr unbekümmertes energisches Abwenden von dieser Sophistik vollzieht. Die eigenen positiven Gründe ihres Glaubens würde sie schwer entwickeln, denn sie liegen nicht wie einzelne leicht aufzulesende Sätze auf der Oberfläche unserer Bildung, sondern sind aufs tiefste mit dem Ganzen unserer Weltansicht verbunden. Je höher unsere Einsicht in die Bestimmung des menschlichen Lebens steigt, um so heiliger wird uns jedes individuelle menschliche Dasein, um so unbedingter versagen wir es uns, über seinen relativen Wert irgend eine maßgebende Bestimmung zu treffen, etwa nach unserm Ermessen aburteilen zu wollen, ob es seine Aufgabe bereits erfüllt, sein Gutes genossen habe, und nun als rechtloses physisches Material beliebiger Vernichtung anheim gegeben werden dürfe; um so unerträglicher endlich wird unserm Gefühl gerade der Gedanke, daß der Leib, der einem persönlichen Geiste als seine unvergleichbar eigentümliche Hülle diente, durch andere Kräfte, als die der allgemeinen Natur, die ihn bildete, wieder aufgelöst werden solle, oder daß seine Substanz wie ein gleichgültiges Ersatzmittel der tierischen Lebendigkeit anderer zugute komme. Über das Bild der menschlichen Persönlichkeit soll in der Sinnesart der Zivilisation jenes Tabu gesprochen sein, das die Verkehrtheit des Naturzustandes zuweilen auf äußere Gegenstände legt, und überall, wo unser Handeln von diesem Grundgefühl nicht durchdrungen ist, wo der Mechanismus unserer Verwaltung die Individuen noch wie Sachen behandelt, leidet auch unsere Bildung noch an einem Reste der Barbarei, deren Prinzip sie nur im ganzen überwunden hat.

Daß diese Überwindung nicht leicht gewesen und daß sie nicht vollständig ist, daß mit einer bedeutenden Höhe ansprechender Kultur doch ein blutiger Hintergrund bald natürlich wilder, bald doktrinär kalter Grausamkeit nicht unvereinbar ist, davon überzeugen uns Blicke auf die verschiedensten Zeiträume der Geschichte. Ein Hang zur Tierquälerei ist sehr häufig Kindern eigen; der

Indianer Nordamerikas geht, erzählt man, an keinem Vogelneſt vorüber, ohne es zu zerſtören; in Naturvölkern verbindet ſich der phyſiſche Mut ſowohl, den ſie mit den Tieren teilen, als mancher Zug ſchwächlicher Wolluſt oft mit überlegter Grauſamkeit, und wenn auch Blutdurſt nicht ein Grundzug der menſchlichen Natur iſt, ſo iſt wenigſtens die Scheu vor Blut gar nicht in dem Maß, als manche optimiſtiſche Anſicht meint, ihr eingepflanzt. Die Blutrache finden wir am Anfange faſt jeder Ziviliſation, und eben daß ſie als Gebrauch, als ſyſtematiſierte Pflicht auftritt, lehrt uns, daß ein ſchon geordnetes Gemeinweſen dieſen wilden Trieb der Rache aus dem Naturzuſtande herübergenommen und ihn nicht hat bewältigen können. Ich will nur kurz der oſtindiſchen Thugs und der Aſſaſſinen erwähnen; denn dem myſtiſchen Fanatismus trauen wir am leichteſten ſelbſt in der Mitte einer ſonſt weit fortgeſchrittenen Kultur die völlige Verdunkelung der Humanität zu. Aber in den lichteſten Zeiten des griechiſchen und römiſchen Altertums finden wir auf das unbefangenſte die Ausſetzung ſchwächlicher Kinder in einer idealen Staatstheorie empfohlen, und in der Praxis des Lebens die Greuel der Sklaverei; nicht unterſtützt durch die Verachtung, welche jetzt dem weißen Herrn die ſchwarze Haut der für tieriſcher gehaltenen Raſſe einflößt, ſondern über Menſchen desſelben Stammes verhängt, an ſyſtematiſcher kalter Grauſamkeit weit reicher, und an leidenſchaftlicher ſchwerlich ärmer als die Sklaverei der Gegenwart. Das alles freilich umgeben von einer lächelnden Kunſtwelt und von der Glorie eines großen Weltſtaates.

Aber wir brauchen nicht in entfernte Jahrhunderte zurückzugehen, um zu ſuchen, was uns nahe liegt. Ich meine freilich nicht das Übel des Krieges an ſich, das zu allen Zeiten wieder aufflammt, und das durch Olivenblätter des Friedens zu beſchwören eine eitle Hoffnung ſein wird. Wenn eine hohe Ziviliſation zu dieſem letzten Mittel ſchreitet, ſo wird ſie doch zur zeitweiligen Entfeſſelung der tötenden Kräfte nicht durch die Luſt am Greuel bewogen, ſondern ſie bekennt, daß die Verwicklung

der Lage zu groß ist, um sie befriedigend durch die vorhandene menschliche Gesamtweisheit zu lösen. Niemand wird freilich leugnen, daß die Lösung trotz dieses Bekenntnisses häufig leicht zu finden wäre; aber eben dies, daß die richtige Ansicht nicht überall sich Geltung und Verwirklichung verschaffen kann, gehört mit zu den unvermeidlichen Mängeln aller menschlichen Zivilisation, die jenes Geständnis zugibt. So greift man denn zu der äußersten Auskunft, die Gesetze der Humanität augenblicklich zu suspendieren und der Kraft die Entscheidung zu übertragen, die der Einsicht unmöglich fällt; aber doch ist jene Suspension nur partiell, und überall werden wenigstens die Formen des Verkehrs als heilig angesehen, die dazu dienen, in jedem Augenblick die Rückkehr aus dem gewaltsamen Zustande in friedliches Verständnis zu ermöglichen. Wie beklagenswert es daher immer sein mag, diese Appellation der Kultur an die Gewalt immer wiederkehren zu sehen, so finden wir doch in ihr selbst noch das Gedächtnis des Gutes, zu dem sie wieder zurückführen soll; aber von dem Fortwirken einer barbarischen Weltanschauung mitten in der Zivilisation geben die Vorschläge Zeugnis, die wir noch in unserer Zeit unbefangen gemacht sehen: die Aufforderung zu Vernichtungskriegen, die Ermahnung zum Meuchelmord, die Aufreizungen, über das Bedürfnis der Verteidigung und der Rechtswiederherstellung hinaus zu ungemessener Blutrache fortzustürmen.

Kehren wir jedoch zu den einfachen Erscheinungen zurück, in denen die beginnende Bildung die allmähliche Steigerung des menschlichen Selbstgefühls verrät. Die Grenzen des eigenen Körpers von allem Anhängen der fremden Außenwelt zu befreien, dieser Trieb der Reinlichkeit bezeichnet überall den Anfang der Kultur oder doch ein glückliches Naturell, das ihrer Gründung günstig zu sein verspricht. Im ganzen kann man jedoch kaum behaupten, daß Reinlichkeit dem menschlichen Geschlecht in höherem Maße als den Tieren angeboren sei; sie findet sich von selbst

wohl bei Völkern ein, die eine ozeanische Umgebung zu häufiger Lust des Badens einlädt; aber wo diese Begünstigung fehlt, sehen wir nicht nur die Naturvölker in Schmutz versinken, sondern auch bei Nationen, die Anspruch darauf haben, der zivilisierten Welt zugezählt zu werden, verträgt sich Schmutz sehr wohl teils mit einer weichlichen Gutmütigkeit, teils mit lebhaftem ästhetischen Geschmack für die Schönheit äußerer Formen und Bewegungen; unerträglich wird er nur den Kulturvölkern, die vor allem in ihrem Innern, in dem System ihrer Gedanken, ihrer Gefühle und Bestrebungen Ordnung und Konsequenz suchen. Genialität sowohl als Wohlwollen haben in jeder Hinsicht eine wunderbare Verträglichkeit mit Schmutz und Liederlichkeit; Nationen dagegen, die weniger durch dieses Naturell sich auszeichnen, desto mehr aber in sich vollendete Charaktere erzeugen, werden an ihrem Körper dieselbe Sauberkeit und formelle Strenge lieben, die sie ihren Unternehmungen und ihren Lebensumgebungen mitteilen.

Ich glaube mehr als eine gesuchte Analogie auszusprechen, wenn ich mit dieser äußerlichen Tugend die innerliche der Wahrhaftigkeit sogleich zusammen erwähne. Der Wert der Wahrheit und die völlige Unmöglichkeit, mit lauter Lügen noch einen menschlichen Verkehr zu unterhalten, drängt sich auch dem rohesten Naturzustand so sehr auf, daß überall die Lüge wenigstens in gewissen Verhältnissen, in denen man auf Wahrheit rechnet, für den Keim alles Bösen gegolten hat. Allein mit der Anerkennung des Wertes der Wahrheit ist der Trieb sie zu sprechen gar nicht unmittelbar verbunden, und sich selbst erscheint der Lügner doch erst in der gebildeten Gesellschaft verdammlich, während das Leben der Naturvölker in vieler Hinsicht auf Hinterlist und auf technische Ausbildung der Heuchelei gestellt ist. Man kann dabei die Bemerkung machen, daß es einem sittlich gebildeten Gemüte besonders schwer fällt, eine einzelne Lüge aus dem Stegreif zu irgend einem einzelnen momentanen Zwecke zu machen; man fühlt sich durch sie gar zu deutlich aus der Konsequenz seiner Persönlichkeit herausgerissen und ist sich bewußt, daß man sich selbst

verleugnet; dagegen ist es viel leichter, sofort das konsequente Lügen zur Maxime seines Handelns zu machen; man fühlt sich dann wieder als eine kompakte Persönlichkeit, in welcher Methode ist. Im Grunde kommt dasselbe in bezug auf andere sittliche Verhältnisse vor; man scheut sich mehr, ein einzelnes Gesetz der geselligen Ordnung zu brechen, während man die andern noch anerkennt und durch diese Anerkennung sein eigenes Tun verurteilt; dagegen ist es um etwas leichter, sich in Opposition zu der ganzen geselligen Ordnung zu setzen, und als ein aus dem Ganzen geschnitztes Ungeheuer sie zu bekämpfen. Mißleitet auf das äußerste, drückt sich doch in diesen Vorgängen der Trieb der Persönlichkeit aus, nicht zum Teil von fremden Bedingungen abzuhängen, sondern sich die Basis ihres Handelns in völliger Übereinstimmung mit sich selbst, prinzipmäßig, festzustellen.

Um diese doch immer seltenen Fälle bewußter, großartiger und systematischer Unwahrheit gruppiert sich die unglaubliche Masse kleinlicher, unzusammenhängender Lügenhaftigkeit, die in den verschiedensten Formen alle Schichten der zivilisierten Gesellschaft durchdringt und bei der ich weit weniger an den gewöhnlichen Begriff der Lüge, als an jene allgemeine Unreinlichkeit und Unwahrheit des innern Lebens denke, die in Naturzuständen der Menschheit das regelmäßige, durch schönen Schein unvollkommen verdeckte Vorkommen ist. Dem sittlich durchgebildeten Charakter ist jede unentschiedene Verwicklung der Verhältnisse, jede Ungewißheit über Ansprüche, die er zu machen oder zu befriedigen hat, jede Unklarheit seiner Beziehungen zu andern ebenso zuwider wie eine Unreinlichkeit seines Körpers. Man darf damit nur die Lieblingsneigungen der niedern Stände vergleichen, um die schwer vermeidlichen sittlichen Mängel einer beschränkten Bildung zu bemerken: die Schwierigkeit, sie zu einer entschiedenen, festen Zusage zu bringen, ihren beständigen Hang, so vieles als möglich dahingestellt, unsicher und schwebend zu lassen, die Unzugänglichkeit für den Gedanken, daß ein gegebenes Wort binde, und in weiteren Kreisen das beliebte unklare Hinschleppen unhaltbarer Verhältnisse, die

Hoffnung, wenn man nie einen bestimmten Schritt tue, in dem Wirrwarr der Ereignisse irgend einen jetzt noch ganz unvorstellbaren Vorteil zu erhaschen, kurz die ganze endlose Geduld gegen alles Verworrene und das Behagen, sich durch Verzögern, Abwarten, halbes Zugestehen und Wiederzurücknehmen, durch Unzuverlässigkeit überhaupt in dem ebenso unzuverlässigen Weltlauf fortzuwinden. Die größere Intelligenz der höhern Stände wiederholt diese Mängel nur in andern Formen, oder selbst in denselben, nur auf Verhältnisse anderer Art bezogen; in ihnen, wie in allen minder begünstigten Lebenslagen gibt es der edeln Gemüter nur wenige, aber auch in allen Lebenslagen gibt es deren doch wirklich, die mit unabläßigem Wahrheitstrieb sich selbst alle die Vorwände nehmen, mit denen die Faulheit des Herzens diese innere Haltlosigkeit zu beschönigen sucht, und die aus der Wärme und Strenge einer sittlichen Überzeugung heraus das Ganze ihrer Pflichten in jedem Augenblicke des bewegten Lebens nicht nur klar vor sich sehen wollen, sondern auch unmittelbar und entschieden jeder deutlichen Aufforderung zum Handeln nachkommen.

Unerwartete Treulosigkeit und ganz plötzliche unbegreifliche Umschläge der Gesinnungen sind immer die ersten Zeichen gewesen, welche gegen die bestechende Freundlichkeit der Naturvölker mißtrauisch machten. Dem Tiere steht es an, sich durch den augenblicklichen Affekt lenken zu lassen; der Mensch soll die leidenschaftlichen Anregungen zur Tat, die ihm sein momentaner Gemütszustand zuführt, durch die gegenwirkende Kraft der andern sittlichen Motive mäßigen, die ihm die Erinnerung seiner Lebenserfahrung angesammelt hat. Kindern und Naturvölkern fehlt dies verzögernde oder regelnde Gegengewicht, das wie in den Maschinen den hastigen Ablauf der einmal in Wirksamkeit versetzten Triebfedern hindern könnte, und auf die Beständigkeit ihrer Gesinnungen ist so wenig Verlaß, wie auf den Gang des Wetters. Man muß in sein eigenes Innere greifen, um dies lebendig zu verstehen. Wie leicht ist man für den Augenblick von einem schönen Gedanken, für den Vorsatz einer großen Tat begeistert! Aber der

Aufregung folgen Zustände nervöser Abspannung oder aufrichtiger und einfacher, der Faulheit; tausenderlei kleine Neigungen und Abneigungen werden wach, die vorher übertäubt waren, und am Ende, wenn auch die Sache recht schön wäre, wie man sie sich vorgesetzt hatte, so findet man doch, daß es auch ohne sie geht, und dann, wer dankte es uns? Das ist die sittliche Schwäche, die so gern ein vornehmes Gewand anzieht, die nicht ausdauernde Kraft hat, Ideale der Jugend festzuhalten, und die dann kühl, als wenn sie ja längst alles überlegt hätte, als eiteln Traum abweist, was sie aus Traum zur Wirklichkeit zu machen zu träg ist. Ein Gemüt, dem weder Erziehung noch ein reicher Lebensinhalt Gegenkräfte genug an die Hand geben, um dieser alles Gute verdunkelnden Trägheit zu widerstehen, das aber in seiner Natürlichkeit reizbar genug ist für jeden augenblicklichen Vorteil und Nachteil, wird fast notwendig diese Schwäche zur Treulosigkeit steigern. Irgend ein querer Einfall, eine verkehrte Ideenassoziation weckt das Mißtrauen und stört das Gleichgewicht dieser armen Seelen, und jeder stetige sittliche Verkehr scheitert an der Unmöglichkeit, ihre keinem allgemeinen Maßstab der Billigkeit, der Grundsätze und der Selbstbeherrschung unterworfenen innern Regungen zu berechnen und zu leiten. Man findet diese Wildheit des Gedankenlaufes und des Gefühlswechsels ebensowenig wie die übrigen sittlichen Mängel nur in den Naturzuständen der Menschheit; man findet sie vielmehr bei allen Völkern, die nicht durch eine lange, alle Gebiete der Humanität gleichmäßig umfassende Entwicklung sich zu eigentlichen Trägern der menschlichen Kultur gemacht haben; und leider, dem stillern, gesammelten und von tausend selbstgesteckten Grenzen eingeschränkten Genius der Zivilisation imponiert nur zu oft diese noch unverbrauchte Naturkraft. Denn solche und andere Schmeichelnamen sind zuvorkommend bereit für diese unbezähmte und unerzogene Wildheit, die bald mit dem heroischen Lärm ungemessener, rücksichtslos sich äußernder Leidenschaft, bald mit dem andern Reiz des Seltsamen, Inkommensurabeln und Dämonischen unser ästhetisches Urteil besticht. Wir vergessen dann

zu leicht, daß manches als Tableau sich vortrefflich ausnimmt und in der Poesie Figur macht, was in dem Verkehr des Lebens, wo es sich nicht in einem günstigen Augenblick, sondern in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Konsequenzen zeigen soll, unser gutes Vorurteil sehr beschämen würde. Der Reiz des Fremdartigen, des charakteristisch Ausdrucksvollen und einseitig Originalen ist zu groß, als daß nicht jeder zuweilen um seinetwillen ungerecht gegen die weniger farbenreiche, aber unendlich wertvollere Konsequenz, Besonnenheit und Stetigkeit zivilisierter Lebensordnungen würde.

Noch einmal kehren wir zu den ursprünglichsten Naturverhältnissen der Menschen zurück: zu dem großen Mysterium, das unser geistiges Leben an die körperliche Gestalt und die innern Regungen an äußere Gebärden und Bewegungen knüpft, das die Fortdauer unserer persönlichen Lebendigkeit an die beständige Arbeit einer physischen Maschine bindet, dieses Leibes, der uns so vertraut ist, solange er uns dient, und so seltsam grauenhaft, sobald ihn das Leben verließ; das endlich unser Dasein überhaupt an das unbegreifliche Geheimnis der körperlichen Fortpflanzung gefesselt hat.

Je tiefer der Geist sich seiner selbst und seiner Bestimmung bewußt wird, desto mehr nimmt sein Selbstgefühl an der unmittelbaren Einheit Anstoß, in welche er sein inneres Leben mit diesem Wunder des materiellen Organismus verschmolzen findet, dessen Regungen er in intensiver unabweislicher Lust und Unlust mitzuempfinden, und dem er seine eigenen Strebungen zum Ausdruck, zur Ausführung, ja selbst zur Belebung zu überlassen genötigt ist. Denn wirklich ein volles und warmes Leben, wie es ihm genügte, führt doch der Geist nur, wenn zu dem übersinnlichen Spiel seiner Zustände und Tätigkeiten als eine begleitende sinnliche Resonanz die Summe aller jener Gefühle hinzutritt, welche uns die Kraft und Elastizität, die Spannung oder Schlaffheit, die Ruhe oder die sehnsuchtsvolle Miterschütterung unsers irdischen Teils zu verraten scheinen. Die allgemeine

Schämigkeit der Geisterwelt, sich in unauflöslicher Verbindung mit der Sinnenwelt zu finden, das Bewußtsein, daß ihre eigenen Ziele ihren Wert in sich selbst haben und weit abliegen von den Vorgängen dieser andern, und das gleichzeitige Bewußtsein, daß wir dennoch an die mechanische Gesetzlichkeit der Natur gebunden sind und daß nichts von unserer ganzen Bestimmung sich verwirklichen würde ohne die Naturtriebe, die unsern Bestrebungen sichtbare Ziele und Mittel der Ausführung geben: dieses dunkle Gesamtbewußtsein hat in der beginnenden sittlichen Ausbildung die verschiedenen Arten der Scham erzeugt, durch die das menschliche Geschlecht überall die Naturbasis seines geistigen Daseins zu verhüllen sucht, und da am meisten, wo sie zu den zartesten und geistigsten Gütern der Liebe und des Lebens die allersinnlichste Vermittlung bildet.

Ich lasse dahingestellt, in welchem Sinne Spuren von Schamhaftigkeit auch in der Tierwelt vorkommen und in welcher Ausdehnung sie dem menschlichen Geschlechte als natürlicher Zug angeboren sein mag. Die Beobachtungen der Naturvölker haben zuweilen eine rücksichtsvolle Zartheit und Keuschheit des Benehmens, viel öfter aber eine tierische Rückhaltslosigkeit in der Befriedigung aller sinnlichen Bedürfnisse bemerken lassen; es bleibt zweifelhaft, welches von beiden wir als ursprünglich, welches als Ergebnis entweder einer schon begonnenen Kultur oder einer fast vollendeten Verwilderung betrachten, oder ob wir die Unterschiede der Völker in dieser Beziehung überhaupt auf Eigentümlichkeiten nicht allgemein menschlicher Stammnaturelle zurückführen sollen. Die Reflexion und Sophistik der Bildung aber hat neben dem sittlichen Gefühle, das im ganzen und großen sich hierüber bleibend bei allen Kulturvölkern entwickelt hat, zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten zum Vorschein gebracht: die überspannte Verachtung einerseits, mit der ein fanatisierter Spiritualismus auf alle Natur, wie auf an sich Unreines, Schmachvolles und Schimpfliches, durch alle Mittel finsterer Askese zu Bekämpfendes herabsieht; den kühlen Grundsatz anderseits, daß alles Natürliche rein sei. Weder jener

Naturhaß noch die gemächliche Indolenz der letztern Meinung hat das sittliche Gefühl der gebildeten Menschheit im ganzen zu verleiten vermocht; beide haben indessen doch teils in das Gemütsleben einzelner Zeiten bedeutend praktisch eingegriffen, teils haben sie die theoretischen Überzeugungen über die Gründe jenes Gefühls und seiner Forderungen mannigfach getrübt.

Es ist nicht wahrhaft menschliche Schamhaftigkeit, die seligen und tiefsinnigen Güter des Lebens, deren Verwirklichung für uns nur durch das Mittelglied der Sinnlichkeit möglich ist, zu verachten und abzulehnen eben um dieses Mittels willen, an welches die Naturordnung sie gebunden hat; es ist im Gegenteil eine unbewußte Schamlosigkeit, die sich vergebens mit dem Vorwande eines der Wissenschaft zu leistenden Dienstes zu rechtfertigen sucht, sich mit Absicht in die dunkeln Regionen jenes mysteriösen Zusammenhanges zu vertiefen, zur Stärkung christlicher Demut die Fülle von Schmutz und Fäulnis zu analysieren, auf der unsere Schönheit und unser stolzes fröhliches Leben ruhe, überhaupt ausschließlich das Unreine und Sündhafte aufzusuchen, dessen man um so mehr finden wird, mit je verderbterer Phantasie man danach forscht. Das wahrhaft sittliche Gefühl sieht zuerst das Reine, Große und Göttliche; die unauflösliche Verbindung aber, in der dies alles mit der Welt der Sinne steht, erscheint ihm als ein Verhängnis seiner eigenen Endlichkeit, das nicht vermag, die Zuversicht zu dem Werte der Güter aufzuheben, die nur in dieser Vermittlung uns zugänglich sind.

Aber anderseits führt der Grundsatz, alles Natürliche für rein zu erklären, zu einer Auffassung und Handlungsweise, die nicht minder von dem gebildeten sittlichen Gefühl zurückgewiesen wird. Den Notwendigkeiten der körperlichen Organisation unterworfen zu sein, kann natürlich für das endliche Wesen keinen Vorwurf bilden, und es würde eine sehr wohlfeile Weisheit sein, nur dies allein sagen zu wollen. Aber diese Natürlichkeiten als etwas zu behandeln, das in dem Ganzen des menschlichen Lebens unbefangen mit hervorzutreten und sich unverhüllt mit dem sitt-

lichen Inhalte der Bildung zu miſchen berechtigt wäre, darin liegt eine Zumutung, die wir überall als einen Zug inhumaner Barbarei zurückweiſen müſſen. Es iſt eine ſchwierig zu entſcheidende Frage, auf welche Weiſe gegen dieſe Forderung der ſittlichen Kultur im Leben und in der Kunſt ſchwerer geſündigt wird, ob durch die leidenſchaftliche Wolluſt, die häufig die Schranken der Sitte durchbricht und die Mittel der Poeſie zu ihrer eigenen Verklärung mißbraucht, oder durch den kalten objektiven Humor, der ſich viel damit weiß, über alle wirkliche Verſuchung hinaus zu ſein, und der ſtatt des Verführeriſchen nur noch das Gemeine kennt, aufſucht und mit nackter Deutlichkeit als menſchliche Natur oder zu ihr gehörig ſchildert oder ausübt. Mag das Beiſpiel der Üppigkeit raſcher zur Überſchreitung der ſittlichen Grenze verlocken, ſo liegt in ihr ſelbſt doch wenigſteus noch die Erinnerung an einen naturwüchſigeu Reiz, dem der menſchliche Trieb unterworfen iſt; in jenem bald rohen, bald höhniſchen Realismus dagegen, der ſich gefällt, an allem Schönen und Edeln das unvermeidliche Irdiſche hervorzuheben und den Schmutz ausdrücklich anzuerkennen, den unſere Natur nicht abſchütteln kann: in ihm liegt eine Verderbtheit der Phantaſie, die vielleicht weniger ſchnell, aber weit vielſeitiger alles Zartgefühl des ſittlichen Benehmens abſtumpft. Freilich wird neben dieſen beiden Auswüchſen jener Grundſatz der Naturreinheit am meiſten eine mittlere Meinung empfehlen; er wird einer ſchamhaften Wohlanſtändigkeit im allgemeinen ihre praktiſche Geltung laſſen, aber es doch übertrieben ſentimental ſchelten, Natürlichkeiten verleugnen zu wollen, die doch nicht zu leugnen ſind. Mit dieſer Meinung, deren biedere Aufrichtigkeit alles beim rechten Namen zu nennen anrät, ſtimmt am meiſten das Benehmen der Erwachſenen überein. Je älter der Menſch wird, um deſto rückſichtsloſer, wenn nicht eine hohe Bildung des Herzens ihn behütet, läßt er die natürliche Seite ſeines Weſens hervortreten; die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Körpers führen unzählige Gelegenheiten herbei, den Verrichtungen des tieriſchen Lebens Aufmerkſamkeit zuzuwenden und für ſie Rat und Beiſtand

zu verlangen; lauter Veranlassungen, durch die nach und nach die stolze und spröde Verschämtheit des persönlichen Geistes zerbrochen wird, der allmählich sich von dieser zerfallenden Hülle zu lösen beginnt. Erinnern wir uns dagegen der Empörung eines edeln jugendlichen Gemütes, wenn es im Leben und im Verkehr der Erwachsenen Verhältnisse mit lässiger Gleichgültigkeit behandelt, erwähnt und sich nahe gebracht sieht, die es vor sich selbst zu verbergen die Pflicht fühlt, so werden wir nicht leugnen können, daß auch jene gutmütige mittlere Meinung der gesetzten Leute doch nur einen empfindlichen Rückschritt des sittlichen Zartgefühls einschließt, und daß von allen Arten der Aufklärung keine bedenklicher ist als der Streit gegen die Vorurteile der Schamhaftigkeit.

Wir pflegen die Betätigung dieses Gefühls am meisten in dem Verkehr der beiden Geschlechter zu erwarten, und in der Tat sind die Formen, in welchen derselbe geordnet ist, um so wesentlichere Kennzeichen für die Höhe der sittlichen Kultur, je weniger die natürlichen Verhältnisse an sich schon eine bestimmte Form dieser Lebensordnung vorzeichnen. Nur die Ehe zwischen Eltern und Kindern würde um der Ungleichheit des Alters willen überall unnatürlich erscheinen; aber keinen Einspruch täte die Natur gegen die Geschwisterehe und durch zahlreiche Analogien würde sie Polygamie ebensogut empfehlen, wie durch andere Monogamie; ja aus Gründen der Natureinrichtungen würde überhaupt kein Motiv fließen, eine für das Leben dauernde Vereinigung an die Stelle einer vorübergehenden Verbindung zum Zwecke der Lust treten zu lassen. Alle Schranken, die in dieser Beziehung das menschliche Geschlecht seinem Verlangen gezogen hat, sind Erzeugnisse seines allmählich erwachenden sittlichen Geistes; sie werden weder heiliger noch verständlicher dadurch, daß man für sie eine Naturbegründung sucht, die es nicht gibt. Denn nichts würde uns an sich berechtigen oder verpflichten, Fingerzeigen der Natur zu folgen, nur weil sie solche sind; frevelhaft und nutzlos würde uns nur das Beginnen sein, gegen die Gebote der Natur zu handeln, auf deren Befolgung alles Gelingen

unſers Tuns beruht; aber von dem, was ſie erlaubt und möglich läßt, hat der ſittliche Geiſt eine engere Auswahl zu treffen, deren ausſchließliche Berechtigung nur in ſeiner idealen Beſtimmung liegt. Aus den verſchiedenen Graden der Klarheit, mit welcher der Wert der menſchlichen Perſönlichkeit und des individuellen Geiſtes verſchiedenen Zeiten und Nationen vorſchwebte, iſt die Mannigfaltigkeit der Sitten zu begreifen, die in bezug auf keinen andern Punkt der Lebensordnung in ſonderbarere Abweichungen auseinandergegangen ſind. Einzelnen Völkern des Altertums ſchien die Ehe zwiſchen Geſchwiſtern zuläſſig; unſerem Gefühl iſt ſie ſo unbegreiflich, daß eben die Unvermeidlichkeit dieſes Falles als ein hinlänglicher Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer Abſtammung der Menſchheit von einem Paare geltend gemacht wird. Dies letztere ohne Zweifel mit Unrecht; denn gewiß iſt es ein Irrtum, daß dem Menſchen unmittelbar eine angeborene Naturſtimme die Sündhaftigkeit dieſes Verhältniſſes zuriefe. Vielmehr iſt es eine Stimme der gebildetſten ſittlichen Einſicht, die ihm die Scheu vor der Vermiſchung zweier menſchlichen Verhältniſſe einprägt, deren jedes nur rein für ſich erhalten und getrennt von dem andern in der ganzen ſchönen Fülle ſeines ethiſchen Inhalts erlebbar iſt. Dieſe Mahnung konnte den Urgeſchwiſtern nicht gelten, die noch keine andere Menſchheit um ſich ſahen.

Ähnlich wie wir der körperlichen Sauberkeit eine Reinlichkeit des innern Lebens zugeſellten, möchten wir auch der Schamhaftigkeit ein ausgedehnteres Gebiet zueignen, als das iſt, in welchem wir ſie gewöhnlich heimiſch glauben. So gewiß es eine Einſeitigkeit der Bildung iſt, die Entwicklung der leiblichen Geſtalt und ihrer Fähigkeiten zu vernachläſſigen, ſo wenig ſagt es einem wahrhaft ſittlichen Gefühle zu, mit der körperlichen Erſcheinung hervorzutreten und mit ihr gelten zu wollen. Dem Anſtand höher ziviliſierter Völker und Stände kommt es vor allem auf eine Korrektheit der äußern Erſcheinung an, die weder Tadel erweckt noch Vorzüge zur Schau trägt, und die dadurch am

meiſten geeignet iſt, die körperliche Individualität jeder ungehörigen Aufmerkſamkeit zu entziehen. Es verrät dagegen eine geringere Bildung, phyſiſche Kraft und Gewandtheit außerhalb der Arbeit, der ſie zu dienen beſtimmt ſind, in Szene zu ſetzen und mit geräuſchvoller Anwendung körperlicher Naturgaben ſeine Stelle in der Welt füllen zu wollen.

Nationen und Individuen teilen ſich in dieſer Beziehung in zwei verſchiedene Gruppen, deren Eigentümlichkeiten alle Gebiete der Bildung durchdringen und färben. Es gibt ein Naturell, das — um eins der widrigſten Worte hier anzuwenden, die unſere Zeit erfunden hat — die Aufgabe ſeines Lebens darin ſieht, „ſich darzuleben“; es gibt ein zweites, das, ſich ſelbſt vergeſſend und vernachläſſigend, in irgend einem geſchaffenen Werke, einer Arbeit, einer äußern Ordnung ſeine Ideen wiederfinden will; beide hegen gegeneinander eine Antipathie, die nur dann gegenſeitiger Bewunderung weicht, wenn ſie einander aus einiger Ferne betrachten und jedes die eigenen Mängel durch die Eigentümlichkeiten des andern ergänzt ſieht. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir im Intereſſe der menſchlichen Kultur entſchieden für das letzte mit allen ſeinen Mängeln Partei nehmen. Die tiefeingewurzelte Scheu, irgend ein hartes, ſchwer zu bewältigendes Werkzeug zur Hand zu nehmen und eine ernſte Arbeit zu tun, pflegt ſich in jener erſten Sinnesweiſe mit der Neigung zu unermeßlichem Lärm zu verbinden, der mit der eigenen Erſcheinung und mit allen den phyſiſchen Kräften getrieben wird, welche die Organiſation des Körpers zuvorkommend und mühelos den Einfällen der Seele zu Gebot ſtellt. Beſtändige neugierige Aufregung der Sinne und ſchnelle Empfänglichkeit macht dieſe Menſchen zu guten Beobachtern für den Augenblick, nur daß ihre leicht zerſtreute Aufmerkſamkeit faſt nur die oberflächliche Harmonie der äußern Formen oder ihre Widerſprüche, das Anmutige und Lächerliche auffaßt. Ein ebenſo fortwährendes Bedürfnis, ihr Inneres und ſeine momentanſten und bedeutungsloſeſten Regungen zu äußern, nötigt ſie, teils in jedem Augenblicke mit ihrem

Körper Figur zu machen und ihren Schmuck oder ihre Lumpen maleriſch und heroiſch zu drapieren, teils ſelbſt ihr Gemüt im ſtillen in eine dramatiſche Attitude zu bringen, an der ſie ſich verſtohlen freuen und erbauen. Zu eigentlicher Anſtrengung wenig geneigt, verwenden ſie ihre körperlichen Mittel theatraliſch auf das vollſtändigſte; beredt und in ihren Reden über alles Bedürfnis hinaus mit weitläufiger Sonorität beſchreibend, malend und ausſchmückend, geſangreich und lärmvoll, fügen ſie dem allen einen Luxus ausdrucksvoller Geſtikulation hinzu. Es ſind hauptſächlich die ſüdlichen Länder der gemäßigten Zone, deren glückliches Klima in ihren Bewohnern mit der kräftigen Schönheit der körperlichen Organiſation auch dieſes Behagen an ihr und ihren urſprünglichſten Leiſtungen, ſowie die Glut und Lebendigkeit erzeugt hat, mit welcher jede Situation der Freude, der Bewunderung, der Liebe und des Haſſes, der Andacht und Verzweiflung von ihnen ausgenoſſen wird. Fügen wir hinzu, was eine philoſophierende Reflexion ſchon längſt gern als die Formel ihres Weſens rühmend ausgeſprochen hat, daß in ihnen und ihrer Bildung ſich die lebendige Menſchengeſtalt in ihrer höchſten Entwicklung entfalte, ſo glauben wir damit den Mangel bezeichnet zu haben, den die Sinnesweiſe des entgegengeſetzten Naturells an ihnen zu finden meint.

Denn ſich ſelbſt auszubilden und aus ſich einen vollkommenen Menſchen zu machen, mag allerdings leicht als der Inbegriff aller menſchlichen Aufgaben erſcheinen; nichtsdeſtoweniger werden wir doch zugeben müſſen, daß dieſer Sinnesart, die teils mit inſtinktiver Unbefangenheit, teils mit doktrinärem Selbſtbewußtſein nur das eigene Weſen zu einem plaſtiſch ſchönen Ganzen auszugeſtalten ſucht, das eine Element der Sittlichkeit, die Hingebung und Selbſtaufopferung fehlt. Und dieſe Bemerkung gilt keineswegs bloß der ſogenannten geſunden und naturwüchſigen Sinnlichkeit gegenüber, die mit den phyſiſchen Gaben der Organiſation prunkend im Grunde nicht weiter kommt, als ein vorzügliches Exemplar des naturgeſchichtlichen Gattungsbegriffes der Menſchheit herzuſtellen; ſondern als ein Egoismus feinerer Art muß doch auch jene beſtechende

Selbsterziehung gescholten werden, welche zwar überall das Gute und Edle sucht, aber doch nur darum, damit alle Ornamente der Tugend sich an dem besonders lieben Punkte vereinigen, den wir unser Ich nennen. Alle Pflichten, die diese Gesinnung sich selbst auferlegt, erscheinen ihr als Pflichten, die sie auch nur gegen sich selbst zu erfüllen hat; die Würde der eigenen Persönlichkeit ist der Zweck, dem jede Anstrengung des Lebens gewidmet wird.

Man kann nicht sagen, daß die andere Sinnesart, die wir dieser entgegensetzten, nicht zur Erfüllung derselben Aufgaben gelangte, aber indem sie nicht zunächst auf dieses Ziel, sondern selbstverleugnend und selbstvergessen auf die allgemeine Verwirklichung des Guten in aller Welt ausgeht, fällt ihr mehr als eine nebenherreifende Frucht, das Bewußtsein ihrer persönlichen Würde zu. Oder vielmehr weniger das Bewußtsein derselben, als die Gewohnheit, ihr gemäß zu fühlen und zu handeln, und damit auch weniger die Virtuosität der äußern ausdrucksvollen Erscheinung, die natürlich dem in höherem Maße eigen sein wird, der sich selbst als ein zu höchster Vollendung zu steigerndes Kunstwerk betrachtet. Ein nützlicher Mensch zu werden und durch den Dienst für das allgemeine Gute seine Stelle in der Welt zu füllen, ist der weit prosaischer erscheinende Wahlspruch dieser Gemütsart, und die eigene Persönlichkeit wird nur als einer der Teilnehmer geachtet, die an dem Segen dieses Allgemeinen sich zu erfreuen haben. Überall wo in einzelnen Zeiten und Nationen diese Sinnesart überwiegt, sehen wir die Lust an der Arbeit erwachen, die ebensowohl den Zuständen der Gesamtheit zugute kommt, als auch in ihren Erzeugnissen der Persönlichkeit des einzelnen ein objektives Abbild gewährt, in dessen charakteristischen Formen er den Wert und die eigentümliche Phantasie seines Wesens verkörpert sieht. Nicht sich selbst, sondern das, was er geschaffen hat, nicht seine Person, das Erzeugnis des Weltlaufs, sondern den Widerschein, den er von seinem eigenen Wesen durch leibliche und geistige Arbeit und Hingabe in seiner Umgebung hervorgebracht hat, stellt dann der Mensch als das hin, um deswillen er in der Welt

mitzählt, und in demselben Maße wächst seine Abneigung gegen jede Ostentation, die mit der naturwüchsigen Kraft und Schönheit der Erscheinung getrieben wird. Lauter zu sprechen als das Bedürfnis der Mitteilung verlangt, erscheint ihm als ungebildetes Prahlen mit den Stimmitteln; sich heftiger aufregen zu lassen als der Wert eines Eindruckes rechtfertigt, als unbesonnene Nachgiebigkeit gegen die bloße Gewalt des äußern Reizes; unerträglich wird ihm die Lebhaftigkeit der Gebärden, die Grimassen der Fingersprache und des Mienenspiels, die alle als völlig nutzloser unproduktiver Luxus von Lärm den einfachen Ausdruck begleiten, widerwärtig ebensosehr das überfließende und unmotivierte Aussprechen von Gemütszuständen als das Bedachtsein auf effektvolle Haltung. Man sieht leicht, wie an diese Antipathien des äußern Benehmens sich Vorteile und Nachteile für das geistige Dasein knüpfen, und wie mit einer weitern Vertiefung dieser idealistischen Gemütsrichtung in sich selbst die Schönheit des Lebens und der Kunst allerdings in Gefahr kommt, einer Abgeschlossenheit, Verinnerlichung und Sprödigkeit zu verfallen, die im Grunde doch nur sehr wenig in der ursprünglichen Richtung dieser selbstvergessenen hingebenden Sinnesweise lag.

Ich muß es aufgeben, innerhalb des engen Rahmens dieser Betrachtungen auf die andern zahllosen Eigentümlichkeiten des sittlichen Gefühls einzugehen, die sich in den Formen des täglichen Umganges zwischen den Menschen aussprechen, und zu deren Entwicklung teils die eigentümliche Lebenslage, teils das ursprüngliche Naturell der einzelnen Nationen beigetragen hat. Man wird im allgemeinen bemerken können, daß mit der beginnenden Kultur sich ausdrücklich festgestellte Regeln der Etikette in steigender Anzahl einfinden, nicht nur um das Betragen der Geringern gegen Höhere zu regeln, sondern auch um in dem gewöhnlichen Umgange die natürliche Leidenschaftlichkeit und Neugier von der Verletzung des persönlichen Selbstgefühls abzuhalten, oder Leistungen der Menschlichkeit, denen Faulheit und Egoismus widerstrebt, durch die Heiligkeit einer bis ins kleinste unabänderlich festgestellten

Sitte zu sichern. Je weniger der Willkür ein Spielraum in der Bestimmung der Form einer Leistung gelassen wird, desto unverweigerlicher pflegt ihr die Leistung selbst zu erscheinen. Doch soll damit keineswegs geleugnet werden, daß die Zartheit und Höflichkeit des Umganges, die Tugend der Gastfreundschaft und andere, die wir in einfachen Kulturzuständen geübt finden, nicht zugleich auf dem Grunde einer natürlichen Gutherzigkeit beruhen mögen. Der weitere Fortschritt der Bildung pflegt diese Fesseln des Benehmens zum Vorteil und auch zum Nachteil zu brechen. Selbst da, wo noch in unsern Verhältnissen die Etikette am meisten gilt, pflegt sie doch entweder die Bedeutung einer rechtlichen oder politischen Zeremonie zu haben, die nicht dem persönlichen Verkehr, sondern der Symbolisierung einer alle Subjektivität übersteigenden objektiven Ordnung dient, oder wo sie allerdings Form des Umganges ist, ist sie doch selten so bestimmt, daß nicht dem gebildeten Geiste erlaubt wäre, an die Stelle der einen Form eine andere gleichbedeutende zu setzen. Die Kultur läßt also hier die bestimmten spezialisierten Vorschriften fallen und vertraut mehr dem freien sittlichen Geschmack, durch dessen Herrschaft die Geselligkeit gebildeter Völker allerdings den zeremoniösen Begegnungen weniger entwickelter Nationen überlegen ist. Aber ebensosehr muß man zugeben, daß mit dem Wegfall jenes Zügels der gesellige Umgang in den bildungsloseren Ständen der Kulturvölker jeden Halt verliert; täppische Neugier, zudringliche Indiskretion aller Art und Mangel jedes Zartgefühls für die innere Persönlichkeit des andern setzen diesen täglichen Verkehr weit an Würde herab unter die Zurückhaltung, mit welcher die Gastfreundschaft einfacherer Völker den Wanderer aufnimmt und verpflegt, ohne vorlaut nach Namen, Herkommen und Absicht zu fragen. Immer sparsamer sind jetzt noch die Lebenskreise zu finden, in denen eine althergebrachte Sitte mit allen ihren Umständlichkeiten und Kleinigkeiten der Überlieferung doch auch dem Umgange eine bestimmte, schonungsvolle und ehrbare Haltung gibt.

Viertes Kapitel.

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Kultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; seßhafte Ansiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Gesellschaft. — Teilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Gesellschaft. — Die Zivilisation. — Die Geschichte.

Wer hätte nicht schon zuweilen aus der Mitte von tausenderlei Sorgen und Verlegenheiten des Lebens heraus aufgeseufzt: wozu doch alle die Not und Pein? wozu alle die Konvenienz, die uns bald zu nutzlosen Anstrengungen nötigt, bald uns ebenso unbequeme Zurückhaltungen auflegt? wozu das Streben nach Besitz, da doch unsere Organisation uns keinen andern als eingebildeten Genuß von seiner anschwellenden Menge gestattet? wozu die reizbare Rücksicht auf Ehre, da doch die Geltung, in der wir bei andern stehen, unmittelbar wenigstens unserm Wohlbefinden so Geringes hinzufügt? warum sollen wir uns nicht auf die einfachen natürlichen Bedürfnisse unsers Wesens zurückziehen und das Trachten nach allem aufgeben, was doch Wert nur hat als Mittel zu einem Zweiten oder Dritten, welche beide, näher betrachtet, auch wieder nur eingebildete Güter sind? In solchen Stimmungen scheint uns Diogenes in seiner Tonne die richtige Lebensweisheit gefunden zu haben und alle die weitläufige Kultur, die uns umgibt, am besten zu tun, wenn sie sich selbst aufhöbe und die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse, welche die menschliche Natur unabweisbar fühlt, nicht durch die unnützen Schranken unzähliger Künstlichkeiten erschwerte.

Gleichwohl hat schon Diogenes erfolglos gegen die Bildung seiner Zeit protestiert, und alle die einzelnen, die nach ihm der menschlichen Kultur den Rücken wandten, haben doch ihre Ein-

samkeit stets nur mit den Gedanken, Kenntnissen und Reflexionen sich erträglich zu machen gewußt, die sie eben dieser verachteten verdankten. Die Opposition gegen die Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten der Bildung hat nur Reiz, solange sie Opposition bleibt; entschlösse sich die Menschheit in einem Augenblicke, zu der Einfachheit der natürlichsten Verhältnisse zurückzukehren, so würden ohne Zweifel dieselben Kräfte des Gemütes, die zu diesem Entschlusse führten, im nächsten Augenblicke schon geschäftig sein, alle die hinweggeworfenen Überflüssigkeiten der Kultur der Reihe nach wiederzuerzeugen. Man kann gern einräumen, daß gar vieles an unsern verwickelten Lebensverhältnissen müßig und bedeutungslos an sich ist, und daß wir klüger täten und glücklicher wären, wenn wir gewisse Bedürfnisse nicht hätten. Aber wir haben sie einmal und die bloße Einsicht, daß sie im allgemeinen mit der menschlichen Natur nicht notwendig zusammenhängen, ändert nicht im mindesten die Tatsache, daß sie um desto fester an unserer bestimmten durch geschichtliche Entwicklung und Erziehung ausgeprägten besondern Natur haften. Wir, so wie wir einmal sind, würden durch ihre Nichtbefriedigung leiden, und dieselbe Höhe des Lebensglückes, welche der Naturzustand durch wenige Mittel erreichte, ist für uns nur durch die gleichzeitige Erfüllung vieler Bedingungen oder durch bewußte und willkürliche Verzichtleistung auf viele einzelne Befriedigungen wiederzugewinnen. Willkürlich dagegen zu vergessen, wonach unser Herz sich sehnt, ist uns nicht gegeben; nur große geschichtliche Umwälzungen der Schicksale mögen einer Nation zuweilen die Erinnerung an die tausendfach verwickelten Ansprüche, die sie an das Leben machte, verdunkeln und sie befähigen, in wiederkehrender Barbarei mit den einfachsten und elementarsten Lebensgenüssen sich zufriedenzustellen.

Haben wir aber ein Recht so zu sprechen und jene Kultur dieser Barbarei vorzuziehen? ist nicht jene Höhe der Bildung, eben weil ihre Zufriedenheit an so sehr vielen Bedingungen hängt, und weil sie so sehr vieles durch Entsagung ersetzen muß, ein

unglücklicherer Zustand, als dies natürlichere Leben, das sein leichter herzustellendes Gleichgewicht sicherer erlangt und fast nur noch den unentrinnbaren Übeln des Naturlaufes ausgesetzt erscheint? Die Antwort auf diese Fragen finden wir indessen leicht. Denn je lebhafter wir uns in jenen einfachsten Naturzustand zurückdenken, um desto klarer wird es uns, nicht nur daß er nie hinreichen würde, unsere Seele auszufüllen, sondern auch, daß die in uns lebenden Strebungen, die ein solches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeschick jener friedlichen Armut des geistigen Daseins vorgezogen zu werden, die nur als Pause unsers bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswert erscheint. Das Glück, das dem menschlichen Geiste bestimmt ist, besteht keineswegs nur in der Abwesenheit aller Störungen, welche die ersten, am unmittelbarsten aus seiner Natur hervorgehenden Strebungen hemmen könnten, oder in der Unterhaltung günstiger Bedingungen, die denselben Strebungen eine ununterbrochen gleichförmige Befriedigung verschafften; der Lauf der Bildung ist nicht bloß eine Reihe ausgleichender Bemühungen, die ein verlorenes Gleichgewicht und eine früher mögliche Größe des Wohlbefindens unter ungünstiger gewordenen Bedingungen durch ein Aufgebot größerer Mittel nur wiederherzustellen wüßten. Durch den Widerstand vielmehr, welchen der Gang der Dinge einer allzuleichten Sättigung der natürlichen Triebe entgegenstellt, durch die Arbeit, zu der der Mensch genötigt wird, und in deren Verfolg ihm Kenntnis und Beherrschung der mannigfachsten Verhältnisse zufällt, durch das Unglück endlich selbst und durch die mancherlei schmerzhaften Spannungen, welche er unter dem Druck allmählich sich vervielfältigender Lebensbeziehungen erfährt: durch dies alles wird ihm teils ein weiterer Gesichtskreis vielförmigeren Genusses aufgetan, teils wird ihm nun erst die unerschöpfliche Bedeutung der sittlichen Ideen klar, die mit jedem neuen Verhältnis, auf welches sie sich maßgebend und organisierend erstrecken, einen Zuwachs ihres eigenen Wertes zu erhalten scheinen. Es liegt eine flüchtige Überschätzung

des bloß ſinnlichen Wohlſeins in jener Sehnſucht nach Rückkehr zu einfacherer Geſtaltung des Lebens, und wir beſinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüt weit zahlreicher ſtrömen, und oft mit geheimnisvollem Urſprung. Möchten wir doch ſelbſt die Schmerzen der Entſagung nicht ernſtlich miſſen; und unzählige ſchwer auszuſprechende Gefühle, aus der Empfindung eines Leidens, deſſen Bitterkeit nur aus den feinen Beziehungen des geſelligen Lebens verſtändlich iſt, und aus dem Bewußtſein einer Überwindung und Verſöhnung gemiſcht, die nur aus einer vielfach geübten ethiſchen Einſicht entſpringen kann, durchdringen unſer ganzes Leben als ein edler Duft, auf den wir unter keiner Bedingung Verzicht leiſten möchten. Man täuſcht ſich gern, indem man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft: die Einfachheit des naturwüchſigen Daſeins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion erzogen, der äußern Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir dieſe Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzuſtand zurückverlangen; aber ſie alle ſind Erzeugniſſe einer Kultur, die undenkbar iſt ohne den ganzen vielverzweigten Mechanismus, durch deſſen Geräuſch und Härte wir uns zuweilen geſtört fühlen. Man würde nur das eine oder das andere wählen können: entweder den einfachen, ſtets gleichgehaltenen Akkord eines naturmäßigen Stillebens, oder die volle, gegliederte, durch mancherlei Diſſonanzen hindurch ſich entwickelnde Melodie der Bildung; und niemand wird bezweifeln, daß die letztere die höhere Schönheit bietet, und daß die Kultur nicht nur ein umſtändlicheres Mittel iſt, um unter verſchobenen Bedingungen die Genußgröße des Naturzuſtandes wieder möglich zu machen, ſondern daß vielmehr ſie erſt die Kraft iſt, welche den vollen Wert und das volle Glück jedes einzelnen ſittlichen Verhältniſſes zur Blüte entfaltet.

Nur wenige einfache Bemerkungen habe ich dieſem Gegenſtande hinzuzufügen. Ich will hier nicht auf die Frage nach der erſten Entſtehung der Kultur eingehen; welche beſtimmten Veranlaſſungen teils in dem Geiſte der einzelnen und der Völker,

teils in den äußern Umständen den Trieb zum Fortschritt erweckten und lenkten, welche andern Hindernisse bald die Lebenslage bald auf rätselhaftere Weise das eigene Naturell der Nationen entweder der Entwicklung überhaupt oder einzelnen Richtungen derselben entgegensetzten, das wird zu großem Teil uns stets unbekannt bleiben, und was davon klar werden will, überlassen wir der spätern Betrachtung der Geschichte. Es ist ebensowenig hier meine Absicht, einen Vergleich zwischen den verschiedenen Kulturepochen zu ziehen, welche die Menschheit bisher erlebt hat, obgleich dieser Versuch zu einer auch hier schon nützlichen Vorsicht in manchen Behauptungen ermahnen könnte. Denn er würde uns zunächst auf die früher gemachte Bemerkung zurückführen, daß nicht immer ein deutlicher Fortschritt im Wissen und Können und in allem äußern Zubehör des Lebens zugleich eine augenblickliche Vermehrung der wahren Güter des Lebens herbeibringt, zu deren Gunsten doch alle Mühe der Bildung überhaupt aufgewandt wird. Mit der Steigerung der Kultur und ihrer Macht über die Außenwelt entspinnen sich zwar überall neue Verhältnisse mit neuen Quellen des Genusses; aber die damit verbundene Veränderung der geselligen Zustände vernichtet unvermeidlich auch manche althergebrachte Lebensform, zu deren eigentümlichem Glück und Wert die Wirklichkeit nie mehr, sondern nur die Poesie noch einen Zugang findet. Ob wir dies zu bedauern haben, oder ob im ganzen unserer Geschicke überall das Gute nur dem Bessern weicht, ist eine Frage, deren Beantwortung wir nur in der Betrachtung der geschichtlichen Schicksale des menschlichen Geschlechts suchen können. Aber der Wert der Kultur überhaupt im Gegensatz zu den Naturzuständen, die wir bald als den Stand der Unschuld, bald als Barbarei bezeichnen zu müssen glauben, wird hierdurch nicht in Frage gestellt. Und obgleich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden überhaupt nur möglich wäre, wenn wir eine nirgends verwirklichte vollkommene Humanität einer völligen Vertierung entgegensetzten, so werden sich doch einzelne Züge der Lebensordnung hervorheben lassen,

auf deren Gegenwart überall das Gute jeder Kultur, und auf deren mehr oder weniger organisierter Verbindung zu einer ineinandergreifenden Gliederung der Vorzug der einen Stufe der Ausbildung vor der andern beruht.

Der Mensch bedarf es zunächst, durch Heimat, Eigentum und Wirkungskreis an seine bestimmte Stelle in dem Zusammenhange der Welt gestellt zu sein; er bedarf es ferner, nicht nur zufällige Begegnungen mit andern seinesgleichen zu erfahren, sondern mit einem wenigstens in einer dauernden Gemeinschaft des Lebens zu stehen, die dem Ganzen seiner Persönlichkeit Verständnis und Teilnahme sichert; die enge Gruppe der Familie bedarf es weiter, daß um sie sich der umfassendere Hintergrund einer Gesellschaft ausdehne, an deren gemeinschaftlicher Überzeugung, Sitte und Rechtsbildung ihr eigenes Leben und Streben gemessen und von der sie, wie von ihrem Allgemeinen, getragen, unterstützt und gerichtet wird; überall endlich ist es unvermeidlich, daß der Geist eben dieser Gesellschaft ihr Gesamtleben und das Dasein jedes einzelnen teils durch das Bewußtsein einer irdischen Geschichte mit Vergangenheit und Zukunft verknüpfe, teils durch einen gemeinsamen religiösen Glauben die Summe des Erdenlebens an den noch umfassenderen Zusammenhang einer Weltgeschichte ankette.

Nicht einmal die Tiere schwärmen völlig heimatlos über die Oberfläche der Erde umher; auch wo ein weiter Landstrich ihnen die Mittel ihrer Existenz überall gleich hinreichend darbietet, beschränken sie doch ihre Beweglichkeit auf ein begrenztes Revier, über welches sie nicht der eigene Trieb, sondern nur Gewalt und ungewöhnliche Ereignisse hinausführen. Es ist als genösse jedes Gemüt nur dann Ruhe und Behagen, wenn es sich selbst nicht in einer rastlos veränderlichen Fülle neuer Eindrücke verloren gehen fühlt, sondern wenn um das beständige Bild einer vertraut gewordenen Umgebung sich die entferntere Mannigfaltig-

leit der Welt in abnehmender Klarheit gruppiert. In dem Menſchen hält der Luſt am Abenteuer, die ihn leichter als das Tier über dieſe Selbſtbeſchränkung hinaustreiben würde, ein anderer tieferer Drang das Gegengewicht: der Drang des handelnden Geiſtes, der die Ergebniſſe ſeiner Tätigkeit nicht in der Flucht veränderlicher Objekte, an die er ſie verſchwendet, mit verſchwinden, ſondern ſie an beſtändigen Gegenſtänden ſeiner Arbeit allmählich ſich ſammeln und zu dem anſchaulichen Bilde eines zuſammenhängenden Lebensgewinnes ſich verknüpfen ſehen will.

Die natürlichen Verhältniſſe begünſtigen oder hindern dieſe Neigung in verſchiedenen Graden. Wo die üppige Fülle der Tierwelt und die Notwendigkeit, ſich ihrer Angriffe zu erwehren, den noch heimatloſen Menſchen zunächſt zu der Lebensweiſe des Jägers drängt, findet der Anfang höherer Geſittung mehr verzögernde Hinderniſſe als ſchnelle Förderung. Die Nötigung, dem unſteten Wilde zu folgen, läßt an die Stelle der eigentlichen Heimat nur die weitläufigere Vorſtellung eines Jagdgrundes treten, und die Leichtigkeit, mit welcher die gemachte Beute nach geringer Zubereitung die natürlichen Bedürfniſſe befriedigt, ſo wie die Spurloſigkeit, mit welcher die Frucht aller Anſtrengungen bei dieſem Leben von der Hand in den Mund verſchwindet, läßt keinen Gedanken an die Aufſammlung des Getanen zu einem abgeſchloſſenen Lebenswerk, oder an eine Lebensführung entſtehen, welche die zerſtreuten Anwandlungen des Handelns zu einem planvollen Ganzen der Entwicklung verknüpfte. Hinterliſtige Geduld und leidenſchaftliche Wut des Angriffes ſind die beiden Fähigkeiten, die dieſes Leben abwechſelnd verlangt und übt; beide der höhern menſchlichen Geſittung wenig förderlich. Nur die Ruhe, mit welcher der Indianer Nordamerikas der Rede des andern ohne Unterbrechung lauſcht, und der paſſive Mut, den er im Leiden bewährt, ſind nützliche Elemente, welche die Schule dieſer wilden Lebensweiſe ausbildete, indem ſie zahlloſes Ungemach und Mißgeſchick ruhig auszuhalten nötigte, und ſchon früh lehrte, ſchweigſam und zurückhaltend auch jede Bewegung des Jaguars

oder des Büffels abzuwarten, ohne durch ihre Unterbrechung sich selbst zu früh zu verraten. Wenn endlich nicht andere unvertilgbare Triebe der menschlichen Natur zu einigem Zusammenschluß der einzelnen drängten, so würde in der Eigentümlichkeit dieser Lebensweise wenig liegen, was die heimatlosen Jäger zu geselliger Vereinigung und zur Ausbildung eines menschlichen Verkehres führen könnte; zu gleichförmig sind die Beschäftigungen aller, als daß der eine in dem andern eine eigentümliche Ergänzung seines eigenen Wissens und Könnens suchen möchte.

Die Lebensweise der Hirtenvölker bringt etwas günstigere Bedingungen der Entwicklung mit sich. Sie kann nicht ganz der Tapferkeit und Rüstigkeit zum Schutze ihrer Herden entbehren; aber sie ist doch nicht auf Vernichtung, sondern auf Pflege des tierischen Lebens gegründet; so wird sie neben einer nicht unmutig lauernden, sondern ruhig ausharrenden Geduld mancherlei voraussehende und vorausſorgende Gedanken erwecken und bei der wachsenden Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse zu dem Anfange einer Arbeitsteilung zwischen einer kleinen Gesellschaft einander unterstützender Hände führen. An die Stelle einer plötzlichen Abwechslung von völlig tatloser Muße und erschöpfender Anstrengung, wie sie dem Jägerleben gewöhnlich ist, tritt eine stetige Reihenfolge einander ablösender und aufeinander berechneter Geschäfte; an die Stelle der Vereinzelung ein Zusammenleben, in welchem die Beziehungen zu dem gemeinschaftlichen oder gesonderten Eigentum, mit dessen Verwaltung alle beschäftigt sind, von selbst einfache Unterscheidungen der geselligen Geltung hervorbringen. So entstehen mit diesem beweglichen Besitz die ersten Anfänge zweier dem Jägerleben fremden Begriffe: der Ökonomie und der Gesellschaft. Zwar nicht notwendig feste Niederlassungen, aber doch Niederlassungen überhaupt, und auf längere Zeit, werden unentbehrlich, und wenn auch die Gewohnheit, die Herden nur durch Abweidung der Triften zu nähren, zu einem periodischen Wechsel der Aufenthalte nötigt, so wird doch immer die Rückkehr zu bekannten Plätzen dem ungewissen Schweifen in die Ferne vor-

gezogen. So verschmilzt das Gemüt mehr und mehr mit dem Lande, dessen Umkreis nun erst zur Heimat zu werden anfängt, an dessen Quellen, Hügel und Haine sich nun eine geordnete Erinnerung des früher Erlebten anzuknüpfen beginnt, und das nicht mehr als Schauplatz erfahrener Abenteuer, sondern einer zusammenhängend geleisteten Arbeit den orientierenden Hintergrund aller Phantasien bildet. Gleichwohl wird das Hirtenleben an sich allein nicht überall jene schönen Anfänge der Kultur hervorbringen, die uns an einigen seiner Beispiele erfreuen. Teils die Natur und Leistungsfähigkeit der gezähmten Tiere, die Art ihrer Abwartung und der Grad ihrer Anschließung an den Menschen, teils die klimatische und soziale Umgebung, in der dies Leben geführt wird, endlich die unberechenbare Eigentümlichkeit des nationalen Naturells modifizieren sehr die Höhe seiner Entwicklung. Die Hirtenvölker der Polargegenden, durch die Ungunst der Natur gedrückt und durch weite Räume von der Berührung mit einer anders gearteten und höheren Zivilisation abgeschnitten, bieten ein kümmerliches Bild neben dem Leben der semitischen Patriarchen, in dessen einfacher Hoheit wir doch deutlich die Spuren eines Wechselverkehrs und ziemlich mannigfacher Berührungen mit der Kultur seßhafter Nationen wahrnehmen. Nicht allein, daß ein beginnender Handelsaustausch die Erzeugnisse fremdartiger Industrie den Hirten zur Erleichterung und Ausschmückung ihres Daseins zuführt: schon das bloße Wissen darum, daß außerhalb ihres unmittelbaren Gesichtskreises sich noch anderes menschliche Leben in andern Formen und Gewohnheiten bewegt, muß die Anschauungen und Gedanken über jene Monotonie hinaus erweitern, die in abgeschlossenen Stämmen durch den Mangel des Begriffs einer menschlichen Gesellschaft entsteht. Denn allerdings fehlt dieser Begriff da noch, wo eine selbst größere Vereinigung von Familien doch in jeder derselben nur dieselbe Lebensweise, denselben Beruf und dieselbe kleine Organisation des Haushaltes wiederholt.

Den eigentlichen Beginn einer höhern menschlichen Sittigung hat schon das Altertum mit einem frischeren Nachgefühl,

als wir es besitzen können, überall in der Wendung des nomadischen Lebens zur seßhaften Niederlassung gefunden. Zu ihr mußte notwendig das Bedürfnis führen, die Mittel des Unterhaltes aus der ergiebigeren und gleichmäßiger fließenden Quelle des vegetabilischen Lebens zu ziehen. Nur eine üppige tropische Landschaft gewährt jedoch alle diese Mittel mühelos und in weitverbreiteter Fülle; und eben in diesen Gegenden würde der Mensch am vollständigsten ein Parasit seiner brottragenden Baumwelt geblieben sein, wenn nicht wenigstens der Trieb zu geselligem Lebensgenuß und manche fesſellos aufglühende sinnliche Begierde in der dicht aufwachsenden und sich gegenseitig drängenden Bevölkerung eine notdürftige Ordnung des Zusammenlebens gestiftet oder durch deren gewaltsame Unterbrechungen dem Leben wenigstens einen leidenschaftlichen Inhalt gegeben hätte. Wo die segenspendenden Pflanzen sparsamer verteilt sind, bezeichnen ihre zerstreuten Gruppen auch die Wohnstätten des menschlichen Lebens, das an ihrem Fuße sich ansiedelt, aber eine zusammenhängende Kultur entwickelt sich doch erst da, wo die Natur die Arbeit vor den Genuß gesetzt hat. Die Wohltaten, welche die Pflanzenwelt in dem Wuchse der Banane, des Brotbaumes, der Dattel und der Kokospalme dem Menschengeschlecht erzeigt, werden gewiß nicht gedankenlos von ihm hingenommen, und die Phantasie der Völker, die von ihnen zehren, ist empfindsam genug, um mit dankbarer Verehrung an ihre großartigen Bilder die erwachenden poetischen Reflexionen ihres einfachen Lebens zu knüpfen. Aber diesen Anregungen weit überlegen ist die gemütbildende Kraft, die überall von den mannigfachen Geschäften des Anbaues der Zerealien ausgeht. Es ist die eigene Kraft und Anstrengung, welche der ackerbauende Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse einsetzen muß; Natur und Boden, mit denen er verkehrt, lassen sich ihre Gaben weder abschwindeln, noch bieten sie dieselben freiwillig dar, aber sie gewähren sie dem unablässigen und genauen Fleiße. Die notwendige Beachtung vieler kleinen Bedingungen, die alle den Erfolg sichern helfen, die Unerläßlichkeit einer bestimmten

Reihenfolge von Geschäften, welche weder die Willkür umkehren, noch der leichtsinnige Übermut sich ersparen kann, die Geduld nicht nur im Kampfe mit Wetter und Jahreszeit, sondern auch im Abwarten des langsamen Reifens, das keine Hast der Begierde zu beschleunigen vermag, der Anblick endlich der Gleichförmigkeit, mit welcher im ganzen das Werk der natürlichen Kräfte fortschreitet: alle diese Dinge lehren den Geist, sich aufgenommen und mit verwickelt zu fühlen in einen treuen folgerichtigen und vielverzweigten Zusammenhang der Naturgesetzlichkeit, und sie werden nicht verfehlen auch in dem ärmlichsten Gemüt das Bewußtsein zu erzeugen, wie notwendig zum Gelingen jedes Werkes die Vollständigkeit einer zusammenhängenden formalen Vermittlung ist, und wie wenig ein aus dem Stegreif geführtes Leben auf Erfolg und Befriedigung rechnen darf.

Mit den wachsenden Mühen des Feldbaues ist nun die Gründung der nicht mehr beweglichen, sondern festen Niederlassung verbunden, und mit ihr zuerst ist der Mensch zu der Natur in ein Verhältnis beziehungsreichen Gegensatzes getreten, auf welchem alle spätern Fortschritte seiner Bildung beruhen. Denn in der Tat ist nicht die Fesselung an den Erdboden, die an dem seßhaften Leben zunächst ins Auge fällt, das Überwiegende an diesem Verhältnis und nur mit wenigem Recht mag der freihinschweifende Nomade auf diese Gefangenschaft verachtend herabsehen; er selbst steht vielmehr in einer weit größeren Abhängigkeit der Natur gegenüber, zu deren Szenerie er fast ebensosehr als die Herde gehört, die er führt, oder als das Wild, welches er verfolgt. Die Wände des Hauses dagegen, innerhalb deren der Mensch beginnt, teils in müßiger Zeit, abgeschlossen von allen äußern Eindrücken, das heimlich zusammengedrängte Leben der Familie zu genießen, teils die technischen Hilfsmittel vorzubereiten, mit denen er dann wieder in die weite Umgebung hinaustreten und ihre Erzeugnisse ernten und bearbeiten wird: diese Wände befreien ihn weit kräftiger von der Außenwelt als den Nomaden die flüchtige Eile, die wohl rastlos Ort mit Ort ver-

tauſcht, ohne den Zugang zu einer innern Welt anderswo, als eben wieder am Ende der Bahn in dem ſtillen Innern des Zeltes aufzufinden. Die Wände des Hauſes umſchließen ein neues Reich menſchlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachſende Geſchlecht eine Umfriedigung ſeines Daſeins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Vorfahren, mit deren dahingegangenen Geſtalten jetzt zum erſtenmal das gegenwärtige Leben ſich in einer unabgebrochenen Gemeinſchaft fühlt, und zu deren nachgelaſſener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgeſtaltend und fortführend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. Aber wie unnötig würde es ſein, die Stimmungen und Gefühle zu ſchildern, die jeden bei dem Namen des Hauſes ergreifen und die noch jetzt in ihrer ganzen Friſche ſich bei der Gründung jeder feſten Niederlaſſung wiederholen, die beſtimmt iſt, auf ungerechnete Zeiten hinaus der anſchauliche Übungsplatz einer ineinander verſchlungenen Reihenfolge menſchlicher Freuden, Leiden, Hoffnungen und Erinnerungen zu werden. Genug, daß in der beginnenden Kultur der Gegenſatz der geiſtigen Welt zur Natur zuerſt und in ſeiner ausdrucksvollſten Anſchaulichkeit als der Gegenſatz der Häuslichkeit gegen die Unbegrenztheit der Außenwelt zur Erſcheinung kam.

Auch in unſerem gegenwärtigen Leben, in welchem der vielverzweigte Zuſammenhang geiſtiger Intereſſen das Verhältnis zur Natur vielfach verdunkelt, können wir leicht bemerken, welchen bedeutenden Einfluß die anſchauliche Ausprägung unſerer Beſtrebungen in äußerlichen Werken auf unſer Gemüt ausübt. Der Arbeiter, der ein Werk ſeiner Hände geſtaltet, und dem nicht andere Mängel der ſozialen Einrichtung die Freude daran ſchmälern, bewahrt faſt überall eine gleichmütigere und zufriedenere Stimmung als der Forſcher, der ſich beſtändig in einer überſinnlichen Welt nur intellektueller Angelegenheiten bewegt. Wohl mag für lange Kämpfe der Augenblick entſchädigen, in welchem ihr Ergebnis die Geſtalt eines künſtleriſch abſchließbaren Reſultates erreicht; aber ſelten iſt doch dieſes Reſultat ſelbſt ſo zweifel-

los und in sich vollendet, wie das äußerliche Werk, das mit allen seinen Vorzügen und Mängeln völlig beurteilbar und gewiß vor unsern Augen steht, und dessen Entstehen selbst in jedem Augenblicke die anschauliche Einsicht in die Überwindung der einzelnen Schwierigkeiten gewährte. Um so mehr muß im Anfang der Kultur, wie es ja noch im Beginn jedes individuellen Lebens geschieht, das Selbstgefühl ein fröhliches Erwachen feiern, sobald es in seinen Erstlingswerken sein inneres Dichten und Trachten in der Gestalt eines von ihm geschaffenen nun fertig dastehenden Werkes verkörpert sieht. Jedes Gerät, das der Mensch gebaut hat, ist ihm die Ausprägung eines seiner Gedanken geworden und er sieht in ihm zugleich die künftige Leistung, die Macht, mit welcher der eigene Geist jetzt kräftiger und umfassender als mit den bloßen Hilfsmitteln seiner körperlichen Organisation auf die Außenwelt einzuwirken befähigt ist. Dieses tiefe Bedürfnis, unser Leben in einer durch uns umgestalteten Umgebung widerscheinen zu sehen, beherrscht unsere Schritte überall. Nicht nur Haus und Hof sollen die Geschichten der vergangenen Tätigkeit und die Mittel der künftigen uns vor Augen stellen; auch wo es geistigeren Interessen gilt, denen keine räumliche Erscheinung genügend entsprechen kann, lieben wir wenigstens eine bestimmte Stätte als den Mittelpunkt zu bezeichnen, von welchem aus immer dieselbe menschliche Tätigkeit ihren Ausgang nimmt. Es ist wahr, daß Gott uns überall nahe ist, aber jeder früheste Anfang der Kultur gründet doch örtliche, beständige Heiligtümer und Altäre und will nur da vorzugsweise beten, wo er durch die Gebete seiner Vorfahren und durch die gemeinschaftliche Andacht seiner Mitwelt eine Stelle der Erde vorzüglich geheiligt fühlt. Nicht das drängende Bedürfnis des Lebensunterhaltes allein führt zur Gründung der festen Niederlassung, sondern mit dem Hause zugleich wird die ganze Umgebung in diesen geistigen Besitz genommen, oder eben das geistige Leben vielmehr zu örtlicher Erscheinung gebracht.

Mit der Stiftung eines beständigen Wirkungskreises und seines Mittelpunktes erlangen auch die übrigen sittlichen Verhältnisse die erste Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung. Der Verkehr der beiden Geschlechter kann in dem wilden Jägerleben kaum eine tiefere Bedeutung gewinnen als die, welche wir ihn wirklich erreichen sehen. Eine beständige Teilnahme an den Anstrengungen des Mannes macht dem Weibe die Natur unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie doch nur eine Genossenschaft sein, die dem verschiedenen geistigen Naturell beider sehr geringe Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigentümlichkeiten gäbe. Dieses Leben ist zu arm und bietet zu wenige das Gemüt berührende, gemeinsame Erlebnisse und bei seinem Mangel an zu verwaltendem Besitz zu wenig gemeinschaftliche Sorge und Arbeit, als daß die männliche Kraft in der weiblichen Seele eine wesentliche Ergänzung ihrer eigenen Unzulänglichkeit sehen könnte. Auch die übrigen Familienbande leiden unter dieser Abwesenheit eines Lebenszweckes. So wie in der Tierwelt eine aufopferungsfähige Liebe der Eltern das junge Leben umgibt und dann rasch erkaltet, wenn dessen Hilfsbedürftigkeit abnimmt, so zeigt allerdings auch dieser Naturzustand der Menschheit ergreifende Beispiele der Hingabe der Eltern für die Kinder, aber auch die leichte Lösbarkeit dieses Verhältnisses nach erreichter körperlicher Ausbildung der letztern. In der Tat, wo keine spätere Generation die Arbeit der frühern zur Fortführung übernimmt, sondern jede wie atomistisch vereinzelt und von vorn anfangend sich wieder an die allgemeine Natur wendet, um ihre Bedürfnisse auf längst bekannten Wegen zu befriedigen, da fehlt begreiflich jenes Ineinanderverwachsen der Seelen mit ihren gemeinsamen Lebensinteressen und doch individuell verschiedenen Charakteren und Phantasierichtungen, jene Gemeinschaftlichkeit und zugleich jener Widerstreit der Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche in der Welt der Kultur aus den natürlichen Banden des Blutes erst eine sittliche Zusammengehörigkeit der Herzen entwickeln. Man hat oft beobachtet, wie leicht und leidlos sich der Indianer

auf ewig von seinen Eltern trennt; die Bedeutsamkeit und Schönheit des geschwisterlichen Verhältnisses aber rührt noch viel weniger das Gemüt des Naturmenschen.

Ich könnte fortfahren und an dem Hirtenleben die höhere Bedeutung rühmen, die in den Familienbanden empfunden wird, die freiere Stellung des Weibes, das aus der Dienerin zur Lebensgenossin des Mannes erhoben ist, die Freude an der Fortführung der Stammtafeln, die in ununterbrochenem Zusammenhang das einzelne Mitglied einer allmählich angewachsenen Gemeinschaft seiner Zugehörigkeit zu Altvordern versichern, um deren Namen die wohlgepflegte Tradition hervorragender Taten und Ereignisse ihren Glanz verbreitet hat. Aber in der Tat gehören diese schönen Anfänge der Kultur doch auch nur wenigen begünstigten Stämmen und vor allen jener semitischen Vorzeit, in die wir wie in den Spiegel der reinsten und ursprünglichsten Menschenentwicklung hineinzublicken gewohnt sind. Sie zeigen sich sehr vermindert und mit weit geringerer Tiefe des Gemütes in den kriegerischen Hirtenvölkern, die noch jetzt die Wüsten und Steppen der alten Welt beleben, und sie verschwinden fast ganz in der unpoetischen Verwilderung der Polarnationen. Eine umfassendere ethnographische Vergleichung, als sie uns jetzt hier erlaubt ist, würde uns deutlicher machen, wie wenig die erreichte Höhe der Ausbildung von den verschiedenen Lebensweisen, die wir hier ins Auge fassen wollten, allein abhängt; wie bedeutend vielmehr die unerklärte Verschiedenheit der geistigen Begabung, die den einzelnen Stämmen der Menschheit zuteil geworden ist, unter sonst ähnlichen Bedingungen zum Auseinanderweichen ihrer Bildungsgänge führt; manches überdies, was wir geneigt wären, als ziemlich unmittelbare Wirkung der durch die äußern Umgebungen bedingten Lebensweise zu betrachten, ist vielleicht Nachklang einer zugrunde gegangenen oder Reflex einer anderswo bestehenden Kultur, mit welcher der historische Lauf der Ereignisse auch einen scheinbar isoliert sich entwickelnden Stamm doch in fruchtbare Beziehungen gebracht hat. Mag nun die geschichtliche

Betrachtung dieſe zuſammenwirkenden Einflüſſe zu ſondern ſuchen; wenn es dagegen nur gilt, den ſittlichen Wert von Lebensformen zu beurteilen, auf denen auch die Kultur der Gegenwart noch beruht, ſo werden wir nicht zweifeln, daß die ſeßhafte Niederlaſſung und der Wirkungskreis, der ſich in Haus und Hof eröffnet, die feſte Grundlage eines geſchloſſenen Familienlebens und mittelbar durch dieſes auch die Baſis der größern geſellſchaftlichen Ordnung bildet. Es liegt freilich weder als eine Möglichkeit im Laufe der Dinge, noch als ein unabweisbares Bedürfnis in der menſchlichen Natur, daß eine und dieſelbe feſte Heimat die allmählich anwachſenden Geſchlechter dauernd beherberge, die in ihr geboren wurden, oder daß die Bande der Verwandtſchaft, welche die zahlreich gewordene Nachkommenſchaft mit ihren Vorvätern und untereinander verknüpfen, ins Unendliche hin der Erinnerung klar und gegenwärtig bleiben. Großeltern und Enkel verbindet noch eine ſtarke natürliche Zuſammengehörigkeit, aber über die dritte Generation hinaus und entſprechend in der wachſenden Seitenverbreitung der Verſchwägerung gehen dieſe Gefühle der Blutsverwandtſchaft raſch in ein allgemeineres Intereſſe zurück, das nur noch der Menſch am Menſchen, oder der Landsmann am Landsmanne nimmt. Aber dies vernichtet nicht den Zauber, den über das Gemüt die mögliche Rückerinnerung an eine ſeit Jahrhunderten ſich fortſetzende Reihe von Generationen, als deren letzte Glieder wir uns wiſſen, immer ausüben wird; wie jedoch dieſe Tradition nur unter Vorausſetzung eines ſchon ſtark gewordenen Kulturgefühls möglich iſt, ſo liegt ihr Wert auch nur entweder in dem Bewußtſein einer überkommenen hiſtoriſchen Aufgabe, die fortzuführen iſt, oder in der Reflexion über die Verknüpfung menſchlicher Schickſale, die hier mit Deutlichkeit an einer einzelnen ſich fortſpinnenden Kette verfolgt werden mag, während die allgemeine Geſchichte über der Betrachtung des Geſamtgeſchlechts die einzelnen Fäden aus dem Auge verliert. Nur wenigen kann dieſer Rückblick und das Glück vergönnt ſein, in einem alten Stammſitz unter den Denkmälern der Vorfahren

zu weilen; den meiſten wird eine vorübergehende Häuslichkeit der Eltern die Stelle eines angeſtammten Grundbeſitzes vertreten. Aber auch zu ſolchem Vaterhauſe kehrt die Phantaſie gern aus dem bewegten Leben zurück, und nach der Zerſtreuung der Familie, wenn mit der erſchwerten gegenſeitigen Überſicht der auseinandergehenden Lebensbahnen ihrer Glieder das Gefühl ihrer Verbindung ſich abſchwächt, bezeugt eben die Rückſehnſucht nach dem tiefempfundenen einſtigen Glück der häuslichen Vereinigung den Wert, den auch in unſern Kulturverhältniſſen die feſte Anſiedelung der Familie beſitzt. Dieſe Zerſtreuung ſelbſt aber wird gemildert durch die mehr und mehr hervortretende Bedeutung der Geſellſchaft, die, je vollendeter und reicher ihre innere Gliederung wird, um ſo zahlreicher andere ſittliche Verhältniſſe zwiſchen den einzelnen erzeugt, deren Wert den Banden der Verwandtſchaft gleichkommt und in einzelnen Fällen ſie zu überwinden anfängt. Doch bedarf es kaum eines Beweiſes, daß die ſittliche Kraft dieſer geſelligen Beziehungen ſelbſt auf dem Grunde des häuslichen Familienlebens wurzelt, und daß jede ſcheinbar exzentriſche Lebensbahn im ſtillen um dieſen Mittelpunkt gravitiert und ihren menſchlichen Wert darin hat, daß ſie aus jenem Leben entſprang, in ihm endet oder für eine Gemeinſchaft wenigſtens arbeitet, die auf ihm beruht.

Wenn nicht ſchon der natürliche Lauf der Dinge aus dem einzelnen Stammpaar eine ſich erweiternde Geſellſchaft erzeugte, oder in der gegenwärtigen Welt jeden ohne ſein Zutun in der Mitte einer ſchon beſtehenden Geſellſchaft entſtehen ließe, ſo würde zur völligen Entwicklung der Humanität und zur Befriedigung aller Bedürfniſſe ſeines Gemütes jenes einzelne Paar ſich dieſen größern beſeelten Hintergrund ſeines Lebens erſehnen müſſen. Ich bezweifle nicht, daß die kleinſte Hütte Raum hat für glücklich Liebende; aber wir können gewiß ſein, daß ohne Erinnernng an eine Geſellſchaft, deren bildenden Einfluß ſie vor ihrer Iſolierung erfuhren, und ohne Rückkehr in dieſen lebendigen

Kreis das Glück ihrer Liebe nicht wesentlich größer sein würde, als es den Waldindianern zufällt, deren melancholische Paare einsiedlerisch und stumm in Aufsuchung und Genuß der täglichen Bedürfnisse nebeneinander hingehen. Das Drama des Lebens fällt zu inhaltlos aus, wenn nur zwei Personen es spielen; sie bedürfen wenigstens des Chores, der ihnen die unendliche Fülle menschlicher Interessen gegenwärtig erhält, von denen ihre eigenen wechselseitigen Beziehungen doch immer nur einen kleinen Teil zum Bewußtsein bringen. Man ist nicht zufriedengestellt durch das einsame Zusammenleben mit einem zweiten; man will ihn in seinem Verhalten zu einem dritten beobachten und sich selbst von ihm in dem eigenen Verhalten zu diesem dritten beobachtet wissen; man will endlich, daß das eigene Wechselwirken von einer beseelten Umgebung gesehen und anerkannt werde, und völlig unbekannt genießen gilt fast so viel als nicht sein. Dieses Bedürfnis geht durch unser ganzes Leben; auch die bescheidenste Liebe will doch ihr Glück zuletzt zeigen; der Freund will vor fremden Augen stolz sein können auf den Freund; nicht das Lob, das der andere uns erteilt, befriedigt uns so sehr als das Bewußtsein, mit ihm beladen vor einem dritten zu erscheinen; jedes künstlerische Streben bedarf der Anerkennung, und die entsagendste wissenschaftliche Tätigkeit, die zurückgezogen von der Mitwelt sich in sich selbst versenkt, rechnet im stillen auf die unsichtbare Nachwelt und ihr Verständnis; nicht umsonst endlich ist zu allen Zeiten der beliebteste Gesprächstoff der Nebenmensch; denn in der Tat alles, was sonst im Himmel und auf der Erde ist, kommt an unmittelbarem Interesse den Handlungen des Menschen nicht gleich, in deren Betrachtung, Untersuchung, Tadel und Billigung wir unserer eigenen Vorzüge, Mängel, Bestrebungen und Ziele am meisten bewußt werden können.

Solange nun in einer größern Gemeinschaft von Menschen die Natur der Lebensweise eine völlige Gleichartigkeit der Zwecke und der Beschäftigung aller unterhält, wird diese gegenseitige Teilnahme aneinander nicht ihre ganze bildende Kraft entfalten.

Erſt die feſte Niederlaſſung und die auf den Ackerbau begründete Mannigfaltigkeit der Arbeiten führt zu einer wachſenden Verſchiedenheit der Berufe, deren eigentümlicher Geiſt, ohne die allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften zu unterdrücken, doch den ganzen Menſchen ergreift und durchdringt. Ein doppelter Vorteil liegt hierin. Jede ausſchließlich gewählte Lebensart bedingt einerſeits nicht nur eine gründlichere Kenntnis der Gegenſtände, denen ſie ſich widmet, und gewöhnt an eine größere Strenge formaler kunſtmäßiger Konſequenz in ihrer Behandlung, ſondern ſie eröffnet auch einen überſehbaren in ſich zuſammenhängenden Anſchauungskreis, innerhalb deſſen ſich allgemeine Wahrheiten um ſo überredender aufdrängen, an je ſpezielleren Beiſpielen ſie ſich anſchaulich und greiflich und der gewöhnlichen Beſchäftigung wie eingeboren aufdrängen. Man darf, um dies zu würdigen, nur an den Schatz der Sprichwörter und der ſprichwörtlichen Redensarten denken, in denen jedes Volk ſeine praktiſche Lebensweisheit niederzulegen pflegt; die ausdrucksvollſten von ihnen verraten, daß ſie ihre allgemeine Wahrheit innerhalb eines beſtimmten Berufskreiſes von ſpeziellen nur hier vorkommenden Beiſpielen abſtrahiert haben. Anderſeits gibt jeder Beruf dem Gemüt ſein eigentümliches Temperament, der Phantaſie ihre beſondere Richtung, der Weltauffaſſung ihre unterſcheidenden Standpunkte und Manieren der Beurteilung, den Leidenſchaften und der ganzen Haltung des Menſchen ein zuſammenſtimmendes Sondergepräge; dadurch eben wird der eine für den andern nun ein Gegenſtand von größerem Intereſſe. Indem wir uns in das Studium einer uns ſo fremdartigen und von der unſeren abweichenden Erſcheinung vertiefen, tritt neben den unzähligen Einzelheiten, die unſere Teilnahme erregen, das allgemeine Menſchliche um ſo klarer hervor und unſer ſittlicher Geſichtskreis erweitert ſich, ſobald wir die eigene individuelle Manier des Daſeins nicht mehr für die einzige denkbare oder löbliche zu halten berechtigt ſind. Aber da ſchon der Anfang der Odyſſee hervorhebt, was unſer moderner Reiſetrieb beſtätigt, welchen Wert es nämlich hat, vieler Menſchen Städte

und Sinnesart kennen zu lernen, so bedarf diese Seite des bildenden Einflusses der Gesellschaft keiner weitern Beweise. Im Gegenteil wollen wir der Gefahren gedenken, welche die immer weitergehende Mannigfaltigkeit der Lebensweisen und ihr wechselseitiges Kundwerden füreinander mit sich bringt.

Welche Verengung des Gedankenlaufes, welche Verkümmerung der Empfänglichkeit für wesentliche menschliche Interessen die Monotonie einer beschränkten Berufsweise verursachen kann, bedarf nur dieser kurzen Erinnerung; aber auch das Nebeneinanderbestehen verschiedener Lebensarten hat neben den Vorteilen seine Nachteile. Je gleichförmiger die Beschäftigung einer größern Gesellschaft ist, desto leichter bildet sich als Norm für alle ihre Verhältnisse eine feste, alles in ihr Bereich ziehende Sitte, die, solange sie besteht, zwar den einzelnen fast nur als ein Beispiel einer nationalen typischen Bildung dahinleben läßt, ihn aber doch auch dem Unglück des Zweifels und der sittlichen Haltungslosigkeit entzieht. Wo dagegen die Bildung eine mannigfaltigere Gliederung der Arbeit und der Lebensformen hervorgebracht hat, am meisten, wo durch historische Konflikte die in sich zusammenhängenden Kulturweisen verschiedenartiger Völker sich mischen, bietet sich dem Gemüt eine verwirrende Buntheit möglicher Existenzarten dar, die ebenso kräftig, wie sie einerseits die Intelligenz über die Beschränktheit hergebrachter Vorurteile erhebt, anderseits auch die Haltbarkeit und Sicherheit aller sittlichen Schranken erschüttert. Die großen Völkermischungen, die mehrfach im Laufe der Geschichte eingetreten sind, bilden dadurch in gewisser Weise die interessantesten Epochen der menschlichen Entwicklung. Auf den Trümmern einer in sich festen und harmonischen Kultur regt sich ahnungsvoll, ungebunden, mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin suchend und durch den Mangel innern Gleichgewichtes zu glänzenden Extravaganzen geneigt, die ihrer Wildheit zurückgegebene und doch durch den Einfluß der Vergangenheit vielfach angeregte Phantasie der Menschheit; aber wenn sie buntfarbigere, wärmere und mannigfachere Erzeugnisse hervor-

bringt, als in der Regel die Blütezeit einer zum Gleichgewicht gekommenen, ein Ideal ausschließlich verfolgenden Kultur, so sinken anderseits diese Zeiten in ein Gemisch naturwüchsiger Barbarei und einzelner naturwidrigen sittlichen Übertreibungen zurück. Man kann diese sittlich auflösende Kraft auch in der Gegenwart an allen den menschlichen Wohnstätten beobachten, in denen sich große Gegensätze der Kultur fortwährend berühren. Es ist eine längst gemachte richtige Bemerkung, wie verwirrend auf schwache Gemüter im Orient die Betrachtung so verschiedener Stämme einwirken muß, die, weiß oder schwarz von Haut, freiheitstolz oder knechtische Sklaven, hier zu diesen, dort zu jenen Göttern beten, die einen die Treue der Ehe bewahren, die andern die Freuden der Polygamie genießen; und es geht alles; alle befinden sich auf ihre Weise wohl und es fährt nirgends ein Blitz vom Himmel, um zwischen diesem Chaos der Meinungen zu richten.

Um aus einer nationalen Gewohnheit des Lebens in eine selbstbewußtere Humanität überzugehen, muß die Bildung durch diese Gefahr des Skeptizismus hindurch, und die Geschichte wiederholt stets ihre Bemühungen, die Wechselwirkung menschlicher Geschlechter zu steigern. Seltener werden die größern Wanderungen der einzelnen und der Völker durch den Mangel der einfachsten und natürlichsten Unterhaltsmittel des Lebens, öfter durch einen unruhigen abenteuerlichen Drang, am häufigsten durch die Begierde nach Gegenständen hervorgerufen, deren unmittelbarer Wert für die menschliche Natur gering ist, und die nur teils durch Schönheit und Fremdartigkeit die Sinne und die Neugier locken, teils selbst erst im Laufe der Bildung durch Gewohnheit die Dringlichkeit notwendiger Lebensreize erhalten. Schon die Dichter und Moralisten des Altertums haben von der Unersättlichkeit des Menschen gesprochen, die, von tausend künstlichen Bedürfnissen gestachelt, alle natürlichen Beschränkungen überfliege und in das Leben, das einfach und friedlich verlaufen könnte, die Unruhe und Gefahr fernhinzielender Unternehmungen bringe. Wie vieles könnte diesen Klagen die Gegenwart hinzufügen! Denn

kein Reich der Natur ist, das nicht durch Produkte, die es anbot, das Menschengeschlecht zu unabsehbarer Arbeit entflammte. Durch Gold und Edelgesteine, durch Eisen, Schwefel und Kohle lockte das Mineralreich und führte zur Entdeckung neuer Weltteile und zu einem Aufschwung der Industrie, aus dem mittelbar unzählige andere menschliche Tätigkeiten ihre Anregung und einen weiten Wirkungskreis gewannen. Durch seine nährenden Früchte belebte schon früh das Pflanzenreich den Handel, aber durch Zucker, Kaffee, Tee und die mannigfachen Gewürze, die man entbehren konnte, solange man sie nicht besaß, hat es in weit höherm Maße den gewinnsüchtigen Unternehmungsgeist herausgefordert. Endlich hat das Tierreich durch den Walfisch und durch das Pelzwerk der Vierfüßler des Nordens bis zu unwirtlichen Polarregionen den Mut und den Forschungsgeist der Menschen verlockt und durch das Gespinst der unbedeutenden Seidenraupe gebildete Nationen früh zu gegenseitigem Verkehr veranlaßt. Zu bekannt, als daß sie mehr als einer Erwähnung bedürfte, ist unserer Zeit die Unermeßlichkeit der Einflüsse, welche diese Anregungen auf die Entwicklung aller menschlichen Kräfte ausgeübt haben. Ein Leben, welches mit der Befriedigung seiner natürlichsten Bedürfnisse zufrieden gewesen wäre, würde wenig Veranlassung zur Fortbildung gefunden haben; der entbehrliche Luxus hingegen hat alle physischen und geistigen Kräfte zu äußerster Anspannung getrieben, und indem der Maßstab der Anstrengungen beständig wuchs, welche Hoffnung auf Erfolg gewährten, ist in diesem Dienste die Wissenschaft groß gewachsen, die Phantasie des Menschen hat unermeßliche bildende Beschäftigung, der moralische Mut unzählbare Gelegenheiten seiner Bewährung unter neuen und eigentümlichen Bedingungen gefunden.

Wir haben bisher die Kultur nur in bezug auf die Güter des Lebens betrachtet, welche sie erzeugt und dem einzelnen darbietet; je höher sie steigt, um destomehr bedarf sie auch äußerlich

feſtgeſtellter Normen des Verhaltens der einzelnen gegeneinander und einer beſtimmt angeordneten Verwaltung, welche die zweckmäßigſte Befriedigung der Bedürfniſſe aller durch das vorhandene oder das erringbare Quantum der Genußmittel ſichert. Die Geſellſchaft mit ihrer naturgemäß entſtandenen Sitte und Konvenienz verwandelt ſich in den Staat, welcher kunſtgemäß und mit bewußter Berechnung die in dem Geiſte der Geſellſchaft lebendigen ſittlichen Ideen in die Einzelheiten ihrer vorgefundenen Lage als ordnende Prinzipien hineinarbeiten, und in einem ſyſtematiſchen Ganzen von Rechten und Pflichten dem Gemüte den geiſtigen Organismus, dem es ſich als Glied einzufügen hat, als eine ausgeprägte objektive Wirklichkeit vorhalten ſoll. Es iſt nicht dieſes Ortes, ein Ideal der politiſchen Ordnung zu verzeichnen, eine Aufgabe, zu der wir erſt am Ende unſerer Betrachtungen zurückkehren werden; nur die Notwendigkeit, ein ſolches Ideal in mehr oder minder glückenden Verſuchen zu verfolgen, und die unvermeidlichen Stellungen, in welche zu ihm nach dem Laufe der Welt der lebendige einzelne tritt, haben wir kurz zu berühren. Es wird zwei beſtändige Konflikte geben, den einen zwiſchen der ſubjektiven Willkür überhaupt und dem Gebundenſein durch eine objektive Ordnung, den andern zwiſchen den Bedürfniſſen des einzelnen und dem Mechanismus des politiſch geordneten Lebens, der ſie ihm nicht alle befriedigt.

So alt Staatenbildungen in der Welt ſind, ſo alt iſt auch der Druck, den ihre Inſtitutionen auf einzelne der Angehörigen ausüben; tadelnswert überall da, wo dem Verdienſte und der aufſtrebenden Kraft geſetzlich der freie Raum zur Entfaltung und zur Erringung einer angemeſſenen Lebenslage verweigert wird, entſchuldbar da, wo außer der freien Eröffnung jeder Laufbahn die ſtaatlichen Einrichtungen nicht zugleich alle Hinderniſſe hinwegräumen, die ihrem Betreten teils die äußern Umſtände, teils die menſchliche Natur und ihre Schwächen und übeln Neigungen entgegenſtellen. Wir werden ſpäter doppelte Veranlaſſung haben, auf dieſe teils vermeidlichen, teils unvermeidlichen Mängel

menſchlicher Einrichtungen zurückzukommen; nur ſofern ſie den Zweifel an dem Glücke der Kultur überhaupt und die Rückſehnſucht nach einfachen Naturzuſtänden erregen, erwähnen wir ſie hier. Daß die wachſende Verfeinerung des Lebens nicht allen in gleichem Maße zugute komme, und daß ein unbeſchränkter Genuß der phyſiſchen und geiſtigen Güter der Bildung nur ſehr wenigen Begünſtigten zuteil werde, daß dagegen zu allen Zeiten ein großer Bruchteil der Menſchheit weit unter dem Niveau der erreichbaren Bildung und ſehr entfernt von ihrem Genuſſe zurückbleibe, wird nicht in Abrede zu ziehen ſein. Um ſo irriger iſt der Wahn, daß unvermeidlich die Kultur, indem ſie jene Begünſtigten hebt, die übrigen unter das Maß des Lebensgenuſſes herabdrücke, das ihnen möglich wäre, wenn alle Schranken der verwickelten geſelligen Ordnung hinwegfielen. Das gereizte Gemüt des Leidenden vergißt dabei ſehr viele Wohltaten, die ihm dieſe Ordnung erweiſt, und die, weil ſie nicht die greifbare Geſtalt eines Sonderbeſitzes annehmen, ebenſoleicht überſehen werden wie die Gegenwart der Luft, die um uns ruhend unſer Atmen möglich macht; er vergißt die Sicherheit ſeiner Perſon, den Rechtsſchutz, der doch auch ſeinen Anſprüchen zuteil wird, die ihm offen ſtehenden Möglichkeiten der Bildung, die Benutzung, ja eben das Vorhandenſein ſelbſt, vieler geordneten und vorbereiteten Wege zum Verſuch, ſeine Kräfte für ſich ſelbſt nützlich zu verwenden. Er vergißt, daß dies alles, ebenſo wie die ganze Kenntnis der meiſten Güter, die ihm verſagt ſind, nur durch die von ihm geſcholtene Ziviliſation möglich iſt, und daß anderſeits der einfache Naturzuſtand, in den er ſich zurückſehnt, in den meiſten Klimaten gar nicht, und in ſehr wenigen auch nur annähernd und auf die Dauer einem zahlreich gewordenen Menſchengeſchlecht dieſelbe Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe gewähren würde. Die Übel der Armut und des Elends, die wir ſo oft in betrübendem Gegenſatze zu dem dicht neben ihnen ſich entfaltenden Glanz des Reichtums finden, müſſen ohne Zweifel ernſtliche Beſtrebungen zur Verbeſſerung der ſozialen Einrichtungen anregen, aber ſie ent-

kräften die Behauptung nicht, daß, wo nicht eigene Verſchuldung ihn daran hindert, jeder, der auch nur in untergeordneter und ungünſtiger Stellung einer ziviliſierten Geſellſchaft angehört, nicht nur an einem unendlich reicheren Geiſtesleben teilnimmt, ſondern auch die Möglichkeit einer materiellen Wohlfahrt hat, die ſeine eigene vereinzelte Kraft ihm nicht gewähren würde.

Auch den andern Konflikt, den wir zuerſt nannten, berühren wir nur mit einem Worte. Der Druck, den die allgemeine Ordnung auf den einzelnen ausübt, die Schranken, welche ſie ſeinen Launen, Phantaſien und Leidenſchaften entgegenſetzt, erregen das natürliche Gegenbeſtreben in ihm, entweder ſich dieſer gedrückten Lage zu entziehen, oder, wo dies nicht möglich iſt, jene Ordnung ſelbſt, die Urſache des Druckes, aufzuheben oder umzugeſtalten. Zu dem letztern Verſuch wird die Geſellſchaft ſich berechtigt fühlen, wenn ſie ſelbſt als Ganzes von ihren unpaſſend gewordenen Einrichtungen leidet. Und allerdings würde es ein leerer Formendienſt ſein, eine beſtehende Ordnung im Widerſtreit mit den Bedürfniſſen der Geſamtheit aufrecht halten zu wollen, zu deren ſyſtematiſcher Befriedigung ſie vorhanden iſt. Gleichwohl ſteht dieſe gegebene Ordnung nicht bloß dem einzelnen als eine berechtigte Schranke ſeiner individuellen Gelüſte entgegen, ſondern ſie kann in echt menſchlichem Sinne auch in die Willkür der Geſamtheit nicht ſo vollſtändig geſtellt ſein, als wäre ſie das beliebige Erzeugnis ihrer Übereinkunft. Die Statuten einer freiwillig zuſammengetretenen Geſellſchaft werden wohl für verbindlich geachtet von gewiſſenhaften Teilnehmern, aber niemand ſieht ſie für heilig an; ja ſelbſt daß ſie für verbindlich gelten, dieſes Halten an Treu und Glauben, ſcheint mir nur in der Mitte einer ziviliſierten Geſellſchaft möglich, die vorher gewohnt geweſen iſt, eine von ihrer Willkür unabhängige verpflichtende Ordnung der Dinge zu achten. Eine große politiſche Gemeinſchaft iſt nun überall zum großen Teil ein Werk der Natur, oder vielmehr nicht der bloßen Natur, ſondern der von dem einzelnen unabhängigen ſittlichen Weltordnung, auf deren Gebote eben das menſchliche Geſchlecht ſich in

seinem Zusammenleben besinnt. Sie beruht einerseits auf der Pietät gegen das, was die Vorfahren an menschlicher Arbeit, an Humanität zu entwickeln begonnen haben, anderseits auf der sorgenden Liebe für die Nachkommen, denen wir das empfangene Erbe zu erhalten und vermehrt zurückzulassen haben. Eine Menschheit, welche Vergangenheit und Zukunft ganz vergessen und die Formen ihres Lebens rein zur Befriedigung der Gegenwart gestalten wollte, würde sich in nichts als in der größern Zweckmäßigkeit ihrer Mittel von der Tierheit unterscheiden. Obgleich daher gewiß der Mechanismus der zivilisierten Ordnung um der Gesellschaft willen, nicht diese um jenes willen vorhanden ist, so ist doch die Gesellschaft nicht der Summe aller in ihr gleichzeitig vorhandenen einzelnen gleichzusetzen. Selbst wenn der unwahrscheinliche Fall einer ausnahmslosen Übereinstimmung aller eintrete, würden sie dennoch nicht die Gemeinde bilden, die, sittlich betrachtet, mit souveräner Willkür über alle Formen ihres eigenen Bestehens bestimmen dürfte; die dahingegangenen Geschlechter und die, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, gehören als wesentliche Glieder mit zu dieser Gemeinde. Nur dann ist der Mensch wahrhaft Bürger eines Staates oder Weltbürger zu nennen, wenn er sich eingeschlossen in diese unabgebrochene Kette zeitlicher Entwicklung der Humanität fühlt, beschenkt mit unzähligen Gütern, die ihm die Vorzeit erwarb, und eben darum mit Leib und Leben diesem geschichtlichen Ganzen verpflichtet, ohne das seine eigene Existenz undenkbar wäre, und dessen angefangene Arbeit er durch seine Tätigkeit und Intelligenz fortzuentwickeln berufen ist. Von diesem Gefühl ist zu allen Zeiten etwas in den Menschen lebendig gewesen, aber die Betrachtung der Geschichte wird uns lehren, wie selten das einseitige Haften am Alten und die blinde leidenschaftliche Neuerungssucht sich zu diesem Werke wahrhafter Entwicklung mit Bewußtsein verbanden und wieviel häufiger es der unbewußt drängenden Notwendigkeit der historischen Verhältnisse überlassen wurde, den verweigerten oder verfehlten Fortschritt allmählich zu erzeugen.

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturprodukt. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindungen mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhangslosigkeit der menschlichen Bestrebungen.

Je vielgestaltiger sich die äußere Ordnung des Lebens verzweigt, desto dringlicher tritt die Frage nach dem Kern dieser Schale und nach dem Reingewinn hervor, der mit all den Unkosten der Lebensarbeit errungen werden soll. Sie wird nicht nur von dem aufgeworfen, den eine ungünstige Stellung in der Mitte verwickelter Kulturverhältnisse zu einem langen Kampf um seine Existenz und zu einer sich fortschleppenden Reihe von Anstrengungen nötigt, in der jeder erreichte Erfolg nur die augenblickliche Notwendigkeit neuer Arbeit und kaum in unabsehbarer Ferne die Aussicht auf eine endliche gesicherte Lage herbeiführt. Sie wird ebenso häufig von denen ausgesprochen, die ohne alle Sorge um die Erringung und Befestigung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu dem Genusse aller Güter des Lebens gelangen; auch ihnen scheint es oft, als gäbe es Zwecke und Ziele des Daseins nur, solange man sich deren willkürlich feststellt; nur die Leidenschaft des Ringens nach dem noch Unerreichten scheint das Gemüt beleben zu können, jedes erreichte Gut dagegen sich zu verflüchtigen und die Schalheit der zurückbleibenden Abspannung vergeblich nach einem neuen Ziele zu suchen, dessen Reiz den Augenblick seiner Erlangung überdauerte. Es gibt günstigere Lose allerdings, solche, in denen saure Wochen und frohe Feste, Arbeit und lohnender Genuß billiger gemischt sind; aber auch aus der Zufriedenheit solcher Lebensläufe schrecken uns doch die Zweifel auf, die uns die

Übel des Naturlaufes und die Betrachtung der Geſchichte gleichmäßig erwecken. Der Troſt, den eine zuſammenfaſſende Überlegung der menſchlichen Geſchicke und die Spuren göttlicher Leitung in der Geſchichte der Menſchheit gewähren könnten, liegt nicht in dem Geſichtskreiſe der Menge; ihren Augen bietet ſich faſt nur jener Kreislauf der Dinge dar, in welchem die verſöhnenden Elemente doch nur für ein Gemüt, das ſeinen Frieden ſchon gemacht hat, ſich mit den verletzenden ausgleichen. Es iſt nicht jedem redlichen Streben möglich, ſich zu einer befriedigenden Lebenslage emporzuarbeiten, und wenn wir ſelbſt zugeben wollten, daß kein Mißgeſchick ohne Mißgriffe deſſen eintritt, der es erduldet, ſo wird dadurch wenig die Bitterkeit gemildert, mit der wir unverhältnismäßig größere Fehler durch unverdiente Gunſt der Umſtände belohnt ſehen. Wie viele Hoffnungen endlich unterbricht Krankheit und Tod; wie viele Seelen erſcheinen in dieſem irdiſchen Leben nur, um es ebenſo ſchnell zu verlaſſen, ziellos, zwecklos, ohne irgend eine Frucht der Entwicklung in ihrem kurzen Daſein? Und der Überblick der menſchlichen Schickſale, ſoweit ſie in unſere lebendige Erinnerung fallen, was zeigt er anderes, als die beſtändige Wiederkehr derſelben Mühen und Leiden, derſelben Mißverſtändniſſe und Verkehrtheiten, nur durch die Verſchiedenheiten der äußern Szenerie abwechſelnd, und aufgehellt überall von denſelben einzelnen Lichtern eines bald wieder erlöſchenden Genuſſes? Wie groß iſt die Reihe der Stunden und Tage, die in Arbeiten und Anſtrengungen hinſchwinden, alle nur unternommen in Hoffnung eines Erfolges, der mehr wert iſt als ſie ſelbſt; und wie wenig zahlreich die Augenblicke, in denen es uns vorkommt, als hätten wir wirklich gelebt und uns nicht nur mit den Zurüſtungen zum Leben beſchäftigt! Betrachtungen dieſer Art werden kaum irgend einem Gemüte ganz erſpart, wie flüchtig ſie auch, zum großen Glück der Menſchheit, in den meiſten auftauchen und bald wieder von der Leichtblütigkeit oder der Entſagung verdrängt werden, mit welcher das menſchliche Herz doch wieder jedem kleinen Reiz des Lebens ſich hingibt und für den Augenblick durch ihn zufrieden-

ſtellen läßt. Es iſt das alte Wort: wir wiſſen nicht, von wannen wir ſind, wir wiſſen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, daß wir ſo fröhlich ſind.

Der kurze Überblick über das menſchliche Daſein, durch welchen wir bisher die Betrachtung ſeiner geſchichtlichen Entwicklungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, dieſe inhaltſchweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß ſie aufgeworfen werden, und daß die Menſchheit zweifelnd, hoffend, phantaſierend und glaubend nach Zielen ihres Daſeins ausblickt, daß ſie ſich in beſtändiger Verknüpfung mit einer überſinnlichen Welt fühlt und ſelbſt durch abſichtliche Bekämpfung dieſes Gefühls nur deſſen widerſpenſtige Lebendigkeit bezeugt: dieſe ganze Summe von Reflexionen und Gemütsbewegungen muß ebenſo wie die äußere Ordnung der Geſellſchaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als dieſe, unter den entſcheidenden Tatſachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle pſychiſche Ausbildung der Tierwelt erheben. Zu feſten Formen geſelligen Zuſammenlebens führt auch einzelne Tiergeſchlechter die Wechſelwirkung des pſychiſchen Mechanismus mit ihrer phyſiſchen Organiſation; aber während in dieſen Tierſtaaten eine vorherbeſtimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leiſtungen aller Glieder zu einem ſtets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menſchheit erſt, eben indem ſie die Frage nach ihrem eigenen Weſen und ihrer Beſtimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu deſſen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Tätigkeit beſtimmt ſcheint. Die Lebensanſichten, welche der Verſuch zur Beantwortung dieſer Fragen zu allen Zeiten in dem menſchlichen Gemüte hervorbringt, werden der letzte Gegenſtand unſerer diesmaligen Erwägung ſein.

Kaum irgend eine theoretiſche Überzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu beſtehen als die Meinungen, die wir uns über unſere eigene menſchliche Natur und Beſtimmung bilden. In der ſtillen Zurückgezogenheit

ſpekulativer Betrachtung tritt meiſt das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menſchlichen Weſens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt ſich unvermerkt das Bild des Menſchen zu einer idealen Geſtalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmoniſch ihre Stelle füllt, ſondern eine ſo hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutſamkeit ihrer Beſtimmung und der Tiefſinn ihrer Weltſtellung kaum würdig genug zu bezeichnen ſcheint. Es iſt ein harter Zuſammenſtoß, mit dieſer Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität ſeinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen phyſiſchen und geiſtigen Hilfsmittel, welche dem Menſchen zur Erfüllung jener hohen Beſtimmung gegeben ſind, überall wieder, aber ſo wenig im Dienſte dieſer Beſtimmung verwendet, daß Menſchenliebe im allgemeinen und Menſchenverachtung im einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag ſein, daß die letztere durch eine billigere Berückſichtigung der beſſern Keime ſich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menſchlichen Natur ſich immer noch finden; aber im ganzen ſollte doch der Eindruck dieſer Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbſtüberſchätzung des Menſchenwertes machen, die unſern anthropologiſchen Reflexionen ſo geläufig geworden iſt, und die eigentlich nur wenig dem weit demütigeren Urteil entſpricht, mit dem das menſchliche Geſchlecht in ſeinem unbefangenen Lebensgefühle ſich ſelbſt mißt. So wie man überall die irdiſche Natur als die einzige Erſcheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des ſchöpferiſchen Grundes ſich ausgegoſſen habe, ſo hat die Philoſophie ganz gewöhnlich den Menſchen als den iſolierten höchſten Gipfel dieſer Welt betrachtet und zwiſchen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu ſehen geglaubt, deren völlige Leere dem Verſuche, ſie ganz zu überſpringen, nur wenig widerſtehen würde. Wer nur der unmittelbarſten Erfahrung trauen will, die uns Überſinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menſchen als das Höchſte vor Augen ſtellt, hat in ſeiner Weiſe recht. Wer jedoch einmal ſeiner Ahnung verſtattet, die Grenzen der ſinnlichen

Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn er nicht zugleich die mögliche Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen. Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitlem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Kurve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, aus sicherer Kenntnis der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsers Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach ratlos und hilflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung, seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Spekulation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Überlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Umfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die

demütigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und geschont; wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eigenen Innern sich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu teilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Mensch aus einer patriarchalischen Zurückgezogenheit heraustritt und sich der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde seit undenklichen Zeiten Geschlechter auf Geschlechter entstehen ließ, mannigfach verschieden an äußerer Gestalt und innern Anlagen und doch alle im wesentlichen nach demselben Bilde, ja alle sogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geschlechtern der Tiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, massenweise entstehend und vergehend, die vergessensten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtsein gegenwärtig wird, um so zaghafter wird der Mensch über den Wert seines eigenen Daseins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts anderes als eine der vergänglichen Erscheinungen zu sein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten schwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verschwinden läßt, wird sich allmählich des Gemütes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß diese Ansicht histo-

risch zu irgend einer Zeit im menschlichen Geschlecht die herrschende gewesen sei, obwohl sie sich in der Tat als die entscheidende Grundstimmung manches Zeitalters würde erkennen lassen. Ich will sie vielmehr als eine solche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden ist, zwar niemals vielleicht als unbestrittener Glaube, wohl aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das seinen Schatten wirksam genug auf alle menschlichen Bestrebungen wirft. Und zwar in doppelter Gestalt begegnet uns diese geringe Meinung des Menschen von sich selbst. Zuerst, ohne durch weitgehende Reflexion geschärft und entwickelt zu sein, tritt sie als ein unmittelbares Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit in der großen Anzahl derer hervor, die, durch die Ungunst ihrer Verhältnisse in einen engen Gesichtskreis eingespannt und zum Kampf mit alltäglichen kleinen Hindernissen gezwungen, im Grunde nur das Leben leiden, wie ein ihnen aufgenötigtes Verhängnis. Vertraut mit dem Anblick des Elends, wissen sie wohl, wie der Naturlauf schnöde und haufenweise die Menschen zu Boden zieht, während den Glücklicheren der seltner beobachtete Untergang des Lebens wenigstens mit der Feierlichkeit eines außerordentlichen Ereignisses erhebt und tröstet. Alle Schattenseiten des Daseins, alle Mißhandlungen durch den gemeinen Lauf der Dinge treten unverdeckt in ihre tägliche Erfahrung und bringen jene widerstandlose Resignation hervor, mit der wir zu allen Zeiten die Masse des menschlichen Geschlechtes Leben und Tod ertragen sehen. Sie führen nicht sowohl das Leben, sondern sie dulden es durch, ohne Ziele im großen, nur im kleinen auf zweckmäßige Abwehr der augenblicklichen Übel und die Gewinnung des nächsten kleinen Gutes bedacht; sie dulden ebenso den Tod als eine Notwendigkeit, der zu entgehen für ihr Leben sich kaum der Mühe lohnte; denn welcher einzelnen Genüsse sie sich auch erinnern mögen, sie würden kaum ein bleibendes und großes Gut in ihrem Dasein finden, das sie der Vernichtung abstreiten müßten. Dieselbe Macht, die uns über so viele dunkle Abgründe des Lebens hinweghilft, mildert auch die melancholische Färbung dieser Stim-

mung, ich meine die leichtsinnige Vergeßlichkeit, mit welcher die menschliche Seele gar verschiedene Gedankenkreise, einen nicht wissend vom andern, nebeneinander beherbergt, und die uns befähigt, mit dem Hinterhalt einer so geringen Meinung von dem Werte unsers ganzen Lebens gleichwohl uns voll und ganz der vergänglichen Lust einzelner Momente hinzugeben.

Was hier als unmittelbares Gemeingefühl des Daseins auftrat, kehrt durch Reflexion verfeinert und zu bewußtem Glauben gesteigert in zahllos verschiedenen Formen theoretischer Überzeugungen wieder, denen in diesem Augenblick weiter nachzugehen wir nicht versuchen wollen. Es wird keine Zeit gegeben haben, in welcher sich nicht Meinungen gefunden hätten, welche das menschliche Leben ausdrücklich nur als eine vergängliche Welle faßten, die ein unbekannter Grund in seiner beständigen Bewegung schlägt; aber alle diese Ansichten mit dem geringen Wert, den sie der individuellen Persönlichkeit als einem sterblichen und hinfälligen Scheine beilegten, haben eine bemerkliche Wirkung auf das Leben selbst nur da ausgeübt, wo ihnen die eben geschilderte unmittelbare Stimmung lebendig zugrunde lag, deren Motive und Konsequenzen sie reflektierend zum Bewußtsein brachten. Wo dagegen dies unmittelbare Gefühl des Daseins ein anderes und besseres war, wo große Interessen der Kultur und Zivilisation das Gemüt mitbewegten und günstige Umstände der Erziehung und Bildung ihm eine lebendige Beteiligung an demselben gestatteten, da ist überall dies wirkliche Leben mächtiger gewesen, als die pantheistischen und materialistischen Meinungen, welche die Reflexion oder die Schule abseits von ihm entwickelt hatten, und die Menschen haben anders wirklich gelebt, gestrebt und gefühlt, als es in den Konsequenzen ihrer Theorie über sich selbst gelegen hätte.

Ich weiß, daß man dies leugnen, und daß man behaupten wird, auch jede sittliche Größe und Reinheit des Lebens lasse sich folgerecht mit einer Überzeugung vereinigen, die in der Tat doch ganz aufrichtig das Vorhandensein einer übernatürlichen Ordnung der Dinge, unsere Verknüpfung mit ihr und die Fortdauer unserer

Existenz über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus leugnet. Ich gebe die Tatsache dieser Vereinigung zu, aber nicht ihre Folgerichtigkeit; eben die Inkonsequenz unsers Wesens vielmehr, die so oft unsern Charakter vor der Verderbnis durch unsere theoretischen Irrtümer bewahrt, macht es uns tatsächlich möglich, auf eine wie mir scheint ganz widerspruchsvolle Weise die Würde der Humanität im Leben mit Meinungen zu verbinden, welche sie eigentlich aufheben würden. Man gibt vor, die Verbindlichkeit der moralischen Gesetze werde nicht geändert, wenn wir alles geistige Leben als mechanische Wirkung des Stoffes und seiner zufälligen Kombinationen betrachten, ohne irgend eine höhere Bestimmung, außer eben der, so lange zu dauern und hin und her zu fluktuieren, als die Konstellation der materiellen Bestandteile es notwendig macht; aber in dieser Behauptung liegt sicher nicht ein konsequentes Zusammengehören beider Gedanken, sondern ein gewaltsamer sittlicher Entschluß, der sich dafür entschieden hat, zum Trotz der materialistischen Theorie die mit ihr unvereinbare Achtung vor dem Sittlichen festzuhalten. Man wird vielleicht an die Stelle einer übersinnlichen geheimnisvollen Welt, aus der für uns die Verbindlichkeit der sittlichen Gebote fließt, die Würde des Menschen setzen wollen, die Selbstachtung, die ihm auch isoliert von allem Anhalt an einem Höheren, dennoch gebiete, die niedere Natur in sich zu unterdrücken und zu beherrschen. Aber ich zweifle, daß eine Ansicht, die nur mechanischen Naturlauf kennt, konsequenterweise etwas anderes tun könnte, als Begriffe, wie den der Achtung überhaupt, zu jenen krankhaften Ausgeburten der Phantasie zu werfen, denen nichts Reelles entspricht, und deren sie eine so große Anzahl bereits zu verwerfen gelernt hat. Ich zweifle ferner, daß eine Meinung, für welche die individuelle Persönlichkeit nur ein schlechthin verschwindendes Moment in der Selbstbewegung einer unendlichen Substanz ist, folgerecht noch eine Veranlassung haben könnte, einem so nichtigen Wesen die Verpflichtung zur Wahrung irgend einer Würde aufzulegen, die ihm als diesem Einzelnen, Vergänglichen zukäme, von ihm durch

Selbsttätigkeit bewährt werden müßte oder könnte, und die nicht vielmehr überall, wo sie vorkäme oder fehlte, vorkommend oder fehlend auf jenes Unendliche zurückzuschieben wäre. Die wahre Konsequenz aller solchen Ansichten kann nur die sein, sich gehen zu lassen, wohin die Natur treibt, und den ganz rätselhaften Funken von Selbständigkeit, den wir in uns finden, mit Klugheit zur Erreichung und Steigerung des natürlichen Wohlergehens zu benutzen. Durch die Nebenempfehlung ihrer durchschnittlichen Nützlichkeit allein könnten die sittlichen Gebote als Maximen unsers Handelns noch Zugang zu unserm Leben erhalten.

Es ist indessen weder möglich, noch unsere Absicht, hier bereits über das absolute Recht oder Unrecht der verschiedenen Meinungen über die übersinnliche Welt zu sprechen; wir hatten nur vor, sie anzuführen, so wie sie als tatsächliche Bestandteile der menschlichen Bildung aufzutreten pflegen. Und eben in dieser Beziehung drücken wir noch einmal den Zweifel daran aus, daß jemals eine dieser Ansichten von der Unselbständigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Wesens zu einem wahrhaft die ganze Individualität, nicht nur in ihren Reflexionen, sondern auch in ihrem unreflektierten Dichten und Trachten vollkommen durchdringenden Lebensgefühl geworden sei. Es nimmt sich gut aus, wenn ein Dichter des Altertums, nachdem er alle Vorstellungen von Göttern und einer Vergeltung nach dem Tode als unnütze Schreckbilder zurückgescheucht, die den glatten friedlichen Verlauf des natürlichen Lebensgenusses stören, nun auch die Furcht vor dem Tode schilt und uns zuruft, ob wir denn unbescheiden ewig genießen und nie mit Anstand von dem Gastmahl des Lebens als gesättigte Gäste zurücktreten wollen? Aber vergißt er nicht dabei, daß die Aufforderung zu Bescheidenheit und Anstand sehr frostig an den gerichtet wird, der im nächsten Augenblicke nicht mehr ist? oder liegt nicht vielleicht eben in diesem seiner Absicht ganz widersprechenden Gleichnis die wahrere Vorstellung, die ihn verstohlen beherrscht, die Vorstellung, daß dies Leben wohl ein vergängliches Gastmahl ist, von dem der gesättigte Gast, nicht eben so vergäng-

lich, nur zu einem andern Daſein zurücktritt, und mit der Erinnerung an das Genoſſene? Wie poetiſchen und glutvollen Ausdruck haben nicht anderſeits ſo oft die pantheiſtiſchen Anſichten gefunden! Aber eben, indem ſie das Verſchwimmen des Einzelnen in das Allgemeine mit andächtigem Entzücken preiſen, verherrlichen ſie da nicht gerade das bleibende und fortdauernde Luſtgefühl, das dem Vergänglichen in ſeiner Wiedervereinigung mit dem Ewigen entſteht? und ſprechen ſie dadurch nicht ſogleich wieder die Unvergänglichkeit dieſes Vergänglichen aus, das, wie es auch zugrunde gehen mag, doch eben nur zu dem Grunde geht, in welchem es auf irgend eine Weiſe erhalten bleibt? Dieſes Nebengefühl, welches die pantheiſtiſche Poeſie nicht vermeiden kann, vermag auch das proſaiſcheſte Raiſonnement der alltäglichſten Meinungen gar nicht von ſich abzuſchütteln. Man mag noch ſo ſehr von ſeiner eigenen bevorſtehenden Vernichtung überzeugt zu ſein ſcheinen oder von dem Verſchwinden des perſönlichen Daſeins in den Schoß der allgemeinen Natur ſprechen: man wird ſich zwar vorſtellen können, daß etwas nicht mehr geſchehe, was früher geſchah, aber nie, daß etwas nicht mehr ſei, was früher war. Und wie man ſich auch weiter zu überreden verſuchen mag, unſer eigenes Selbſt ſei in der Tat nur ein Vorgang, ein vergängliches Geſchehen zwiſchen veränderlich bewegten Atomen: das unmittelbare Gefühl unſerer perſönlichen Realität wird dieſen Verſuchen immer unüberwindlich ſein und wir werden nie unſer Verfließen in den allgemeinen Abgrund denken, ohne uns verfließend und verfloſſen doch wieder als in ihm erhalten und fortdauernd zu denken.

Ich wiederhole, daß ich dieſe Vorſtellungsweiſen nicht als Wahrheiten aufſtelle, ſondern als Tatſachen unſers natürlichen Bewußtſeins ſchildere; ſie mögen recht haben oder unrecht, aber ſie ſind die, mit denen wir uns durch das Leben ſchlagen; unſere Reflexionen werden nie der Ahnungen eines Überſinnlichen ganz ledig. Sie ſind anderſeits ebenſowenig imſtande, dieſe Ahnungen anders als durch einen gewaltſamen Entſchluß des Glaubens zu unbeſtrittener Geltung zu erhöhen; der natürliche Zuſtand der

Menschheit ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein eines ewigen Weltberufes und der immer wieder aufquellenden Angst, gleichgültiges und aussichtsloses Erzeugnis des allgemeinen Naturlaufes zu sein, beide Gefühle gemildert durch den Leichtsinn der Gedankenlosigkeit. Auch in jene apathische Stimmung der Massen, die ich schilderte, fallen zerstreute Streiflichter dieser Ahnungen, und durch die Mahnungen ihres Gewissens wird es ihnen vorübergehend klar, daß sie doch nicht ganz dem Grase des Feldes und seiner vergänglichen Vegetation gleichen; umgekehrt wird auch die Sicherheit der gläubigsten Überzeugung von der ewigen Bedeutung des Geistes durch die große zudringliche Deutlichkeit unterbrochen, mit welcher der Naturlauf ihr zuruft, es sei doch nicht anders, als daß die Zerstörung, durch welche die lebendige Gestalt vergeht, vollkommen spurlos auch den Geist aus dem Zusammenhang der Wirklichkeit verschwinden mache.

Verweilen wir nun noch einen Augenblick bei dieser Weltansicht, in deren Lebensgefühl als der entscheidende Bestandteil das Bewußtsein der eigenen Niedrigkeit und Vergänglichkeit hervorsticht, so ist klar, daß sie von den Zwecken des Lebens kaum überhaupt sprechen kann. In der Tat sind ihre wissenschaftlichen Ausbildungen fast immer nur dahin gelangt, alle grübelnde Sorge um solche Zwecke und alles Übersinnliche abzuraten und maßvolle Beschränkung auf die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse zu empfehlen. Aber sie haben auch fast nie vermocht, den Widerspruch eines bessern Gefühls zum Schweigen zu bringen, das sich stets dieser Vereinfachung des Lebens zu einer friedlichen ziellosen Vegetation widersetzte. Teils haben sie der menschlichen Natur darin nachgeben müssen, daß sie den Vorzug, den unser Gemüt der Erkenntnis der Wahrheit, dem Zauber der Schönheit, der Majestät der sittlichen Gebote vor allen dringenderen Antrieben der Natur gibt, stillschweigend zugestanden, ohne ihn doch aus ihren eigenen Grundgedanken zu begreifen; teils sind sie nie imstande gewesen, praktischen Bestrebungen Stillstand zu gebieten, die weit über das Bedürfnis jener pflanzenartigen

Immanenz des Lebens hinausgingen. Bald in unwillkürlicher sorgender Liebe für das Wohl einer entfernten Nachkommenschaft, bald in der lebendigsten Teilnahme an der historischen Weiterentwicklung der menschlichen Zustände überhaupt, wie oft endlich in weltbewegenden Aufregungen des Ehrgeizes hat sich tätig dieses unvertilgbare Gefühl des Verbundenseins mit einer unvergänglichen Welt bewährt, obgleich es theoretisch sich selbst nicht zugeben wollte! Der einzelne Geist, der sich für ein flüchtiges Erzeugnis des Naturlaufes hielt, ist selten ganz unempfänglich für den Nachruhm gewesen, und doch wo läge der Reiz dieses Ruhmes, wenn er sich nur an einen Namen knüpfte, für den es keinen Träger mehr gäbe! In allen diesen Erscheinungen bricht der verhaltene Glaube durch, daß es ein Universum geistiger Interessen gibt, das die einzelnen Glieder nicht wieder los läßt, die ihm angehören, wie fern auch noch jede deutliche Vorstellung von der Art dieser ewigen Aufbewahrung des scheinbar Verschwindenden liegen mag.

Nicht überall tritt jedoch in der rätselhaften Mischung unserer Lebensgefühle jenes eine Gefühl von der völligen Nichtigkeit und Verlassenheit des irdischen Daseins dominierend hervor. Der Prosa dieser resignierten Stimmung steht als eine zweite große Form des menschlichen Selbstbewußtseins die wilde Poesie des Aberglaubens gegenüber. Man hat längst bemerkt, wie unerwartet nahe der üppigste Aberglaube dem Unglauben liegt und aus ihm hervorspringt. Und in der Tat sind die beiden Gedanken an die gemeine naturgesetzliche Vergänglichkeit des Einzelnen und an die alleinige Beharrlichkeit des dunklen unergründlichen Ewigen zwei zugleich erklingenden Tönen ähnlich; es kommt auf einen Windhauch an, ob bald dieser bald jener anschwellen und den andern überschreien soll. Darauf aber beruht aller Aberglaube, daß die Wirksamkeit jener unendlichen Substanz, die vorhin nur mittelbar nach einem gleichgültigen Geschäftsgang und wie aus kühler Entfernung den Lauf der einzelnen Dinge leitete, nun plötzlich mit unmittelbarer Gegenwart in alle geringfügigen

Wendungen derſelben eintritt und den Zuſammenhang der Erſcheinungen mit einer geheimnisvollen düſtern Glut brennender Beziehungen überfüllt, denen das einzelne Geſchöpf, überall bedroht und ergriffen, ſich nirgends entziehen kann.

Auch dieſe Stimmung, ſich allenthalben von einer überſinnlichen Welt eingeſchloſſen zu glauben, in deren nebelhaftes Wogen die ſcharfgezeichneten nächſten Umriſſe der Lebenszuſtände ſich untrennbar und unkenntlich verlieren, hat teils hiſtoriſch große Zeiträume der menſchlichen Entwicklung beherrſcht, teils iſt ſie zu jeder Zeit bereit, wenigſtens in einzelnen Anwandlungen wieder hervorzutreten. Auf die Geſtaltung des Lebens hat ſie verſchiedenen Einfluß geäußert, je nachdem Temperament und Naturell der Völker und der mehr oder minder offene Sinn für die hellen tatſächlichen Verhältniſſe der Erfahrung und für die einfachen ſittlichen Anforderungen des Gemütes die Phantaſie bald zu heiterer äſthetiſcher Auffaſſung bald zu düſterer oder maßloſer Schwärmerei hinneigten. Orientaliſche Überſchwenglichkeit hat breiten Hintergrund und üppige Farben zu ihrem Gemälde genommen; Vorſtellungen über den Urſprung des Weltganzen, über gute und böſe Prinzipien aller Dinge, über dämoniſchen Abfall der Schöpfung von ihrer Beſtimmung, über eine Weltgeſchichte in dem eigentlichſten Sinne einer zuſammenhängenden Entwicklung aller ſichtbaren und unſichtbaren Wirklichkeit: alle dieſe äußerſten Gedanken, an welche ſonſt die menſchliche Vernunft nur zaghaft ſtreift, traten mit einer gewiſſen Familiarität, wie ſehr bekannte Geſchichten, in den Geſichtskreis des alltäglichen Lebens; ſie wurden darin feſtgehalten durch unzählige Zeremonien, bald durch ungeheuerliche Büßungen, durch welche die Einbildungskraft eine Heiligung und weltbeherrſchende Macht wiederzugewinnen ſich feſt vermaß, von der doch die nüchterne Beobachtung nicht die geringſte Spur als wirklich errungen hätte nachweiſen können, bald durch einzelne Vorſchriften, die kleinlich, peinlich und fruchtlos die unbefangenſten Regungen des gewöhnlichſten Lebens mit der Erinnerung an ihr vorgebliches Bedingtſein durch geheimnisvolle Zuſammenhänge des

Weltganzen einengten. Anders ist es der griechischen Mythologie gelungen; zwar nicht ohne große Einbuße an lehrhaftem Inhalt, aber mit dem Zuwachs freundlicher, künstlerischer Gestaltung hat sie den größern Teil des menschlichen Lebens wieder freigelassen und von der bedrückenden Überwucherung einer alle Welt von Pol zu Pol umfassenden Mystik erlöst. Andere Zeiten und andere Sitten haben andere Formen dieser Lebensstimmung begünstigt; aber überall, wo die Überzeugung von einer engen und durchgängigen Verknüpfung unseres irdischen Daseins mit einem allgemeinen Weltleben zu unmittelbar dieses Dasein selbst durchdrang und zu Versuchen einer mystischen und theokratischen Anordnung der gewöhnlichen geselligen Verhältnisse systematisiert wurde, hat sie der natürlichen Entwicklung nur Hindernisse durch die künstlichen, zum Teil unverständlichen Aufgaben bereitet, durch welche sie die wahren physischen und sittlichen Interessen der unbefangenen menschlichen Natur in Schatten stellte.

Entsprangen doch aus solchem Grunde neben verkehrten Theorien, die der alltäglichsten Erfahrung sorglos widersprachen, zugleich eine Menge finsterer asketischer Bestrebungen, die, eins der merkwürdigsten Phänomene der Welt, zugunsten einer idealen Bestimmung ausdrücklichen Kampf gegen die realen Naturgrundlagen eröffneten, auf denen das Dasein des Kämpfenden beruht. Wo dagegen ein günstigerer Lauf der Dinge den Sinn der Menschen für die tägliche Arbeit und für die Betriebsamkeit des Schaffens und Gestaltens mehr entwickelt hat, da tritt umgekehrt vor der Teilnahme an diesem deutlich gegliederten Organismus der nächsten Lebensaufgaben die Sorge um ihr Zusammengehören mit einer unsichtbaren geheimnisvollen Ordnung der Dinge zurück und nur in den einzelnen Zügen des Aberglaubens wieder hervor, die beharrlich, aber im ganzen fruchtlos, der Erfahrung widersprechen. Im allgemeinen überwiegt in dieser ganzen Lebensauffassung das Schwermütige, und der Aberglaube, indem er sich überall von der unmittelbaren Gegenwart der tiefsten Weltbezüge umspannt wähnt, fühlt diese Umspannung meist als eine

beſtändige Beargwöhnung, Verſuchung und Bedrohung, mit der eine dunkle ſchickſalsſchwere Gewalt ihn rings umgibt. Aber mit dieſer düſtern Färbung iſt zugleich ein größerer Wert verbunden, der unbewußt und unwillkürlich auf die endliche Perſönlichkeit gelegt wird. Eben indem der myſteriöſe Zuſammenhang der Dinge ſich überall um ſie kümmert und ſie nicht los läßt, erſcheint ſie ſich gar nicht als ein gleichgültiges, vergängliches und bedeutungsloſes Element des Weltlaufes, das von dieſem geformt und wieder aufgelöſt wird, ſondern als ein unauflösliches reales Weſen, das mit Wahl und Freiheit auf die verfänglichen Fragen desſelben antwortet und imſtande iſt, durch ſeine Wahl ewige Verſchuldungen auf ſich zu laden. So iſt der Aberglaube voll von dem Gedanken der Verantwortlichkeit, den jene andere Anſicht nicht kennen kann, für welche jedes endliche Weſen als ein unerhebliches Erzeugnis des Allgemeinen erſcheint.

Ich eile nun kurz einem Schluſſe zu, der ja nur beſtimmt iſt, den Ausgangspunkt unſerer letzten umfaſſenden Betrachtungen zu bilden. Aus dem Schwanken zwiſchen den beiden Lebensanſichten, die ich ſchilderte, hebt ſich ein Zuſtand des Gleichgewichts hervor, nicht durchaus unerreichbar für den Menſchen, aber vielleicht nie anders als in einzelnen begünſtigten Augenblicken, vollkommen erreicht. Als Religioſität wollen wir dieſe dritte Form des Lebensgefühls bezeichnen, in welcher das Bewußtſein der eigenen Gebrechlichkeit mit dem andern eines nichtsdeſtoweniger ewigen Weltberufes verſchmolzen iſt, und die Überzeugung eines engen Zuſammenhanges zwiſchen unſerm irdiſchen Daſein und dem geheimnisvollen Ganzen des Weltbaues gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des erſtern nicht mehr trübt. Es iſt nicht die Kraft eines größern Wiſſens, durch welche die Vereinigung dieſer widerſtrebenden Gedanken gelingt, ſondern die Kraft eines größern und lebendigern Glaubens, der der Stimme der innern Erfahrung und des Gewiſſens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugniſſe der Sinne beimißt, das Zeugnis der

Sinne nicht umdeutet nach einem vorgeblichen höhern Wiſſen, in allem aber ſich beſcheidet, daß, Zeit und Stunde zu wiſſen für die Erfüllung unſerer Ahnungen, Gott allein ſich vorbehalten hat. In den unermeßlichen Zuſammenhang des Daſeins erſcheint das irdiſche Leben in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsleer als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbſtzweck anderſeits oder ſo unaufhebbar, daß jeder Irrtum dieſer Schule zu einem unwiderruflichen Verhängnis würde. Die Gewiſſenhaftigkeit, der Ernſt und die Liebe, die das Gemüt der Arbeit dieſes Lebens zuwenden ſoll, entſpringen aus dieſer Vorſtellungsweiſe zugleich mit dem größern Ernſt und der Heiterkeit des Bewußtſeins, daß den Unvollkommenheiten irdiſcher Beſtrebungen ihr Stachel genommen ſei; denn nicht das erarbeitete äußere Ergebnis, das gering ſein mag, ſondern die Treue des Arbeitens ſelbſt iſt ihr Ziel und unſer Beruf.

Aber es ſind in der Tat nur Augenblicke, in denen dieſer Friede des Lebensgefühls in uns zur Wirklichkeit kommt. Ich will nicht der Kämpfe und Anfechtungen und der beſtändig wiedererwachenden Unruhe gedenken, die aus dem beſchwichtigten, aber nicht beſeitigten Zwieſpalt zwiſchen den Entſchlüſſen des Glaubens und den aufdringlichen Einwürfen des Wiſſens entſtehen; iſt es doch dieſer Zwieſpalt geweſen, aus deſſen lebhafter Empfindung unſer ganzer Verſuch hervorging, Klarheit zu gewinnen über die Stellung und Beſtimmung des Menſchen. Um ſo weniger bedarf es hier der erneuten Erwähnung, wie heftige Erſchütterungen aus dieſer Richtung her die Ruhe unſers Gemütes zu erleiden pflegt. Eine andere menſchliche Unvollkommenheit vielmehr, deren wir oft gedachten, müſſen wir am Ende dieſer Überſicht über die Stimmungen unſers innern Lebens noch einmal erwähnen; ich meine jene Unſtetigkeit unſerer Gedanken und Gefühle, die uns ſo ſelten erlaubt, das zu unſerm Frieden Zuſammengehörige zuſammenzuhalten und es als einen ſtarken, gehaltenen, ſchwankungsloſen Akkord fortklingen zu laſſen. Bald denken wir der Zwecke allein und vergeſſen die Mittel, bald vertiefen

wir uns in das Gebaren mit den Mitteln und verlieren die Erinnerung der Zwecke; das Erhabene blendet uns und läßt die kleinen Aufgaben verschwinden, und das Kleine blendet uns nicht minder für das Große; Spannung und Abspannung wechseln auch hier wie in dem körperlichen Befinden und unsere Gedanken sind Festtags andere als Werktags. Wie vieles von dem, was wir in Augenblicken der Sammlung für unsere ernsthafte Überzeugung anerkennen, ruht doch lange Zeiten außerhalb unserer Erinnerung wie ein aufgespeicherter Schatz, dessen Besitz schon genügt, und in wie seltenen Augenblicken werden wir uns der übersinnlichen Welt, an die wir glauben, als einer vollen, in unser Leben wirklich hineinragenden Wahrheit bewußt! Was wir so oft im großen geschehen sehen, das Verschieben der guten Vorsätze, dasselbe geschieht in uns fast überall im kleinen; mit dem aufrichtigen Glauben an die Einheit unserer Aufgabe und an die Zusammengehörigkeit aller menschlichen Bestrebungen zur Erfüllung einer und derselben Bestimmung lassen wir doch viele Fragen dahingestellt und unsere Tätigkeiten nach den verschiedensten Richtungen isoliert auseinandergehen. So löst sich das Reich der Wissenschaften und jede einzelne von ihnen als ein selbständiges und sich selbst genügendes Gebiet der Interessen, so die Kunst und die Betriebsamkeit, die den Bedürfnissen des äußern Lebens dient, von der bewußten Beziehung auf jenen gemeinsamen Mittelpunkt ab, und mit der feiertäglichen Anerkennung des höchsten und absoluten Zweckes arbeiten wir Woche für Woche für mittelbare Zwecke des dritten und vierten Ranges. Es ist nicht sowohl ein schwerer Vorwurf, den wir hiermit aussprechen, als vielmehr die Bezeichnung einer Unvollkommenheit, der sich die menschliche Natur nicht durch ihren guten Willen ganz entwinden könnte. Aber eben diese Unvollkommenheit einzugestehen, war die letzte Pflicht dieser Schilderung, die nicht Ideale, denen wir nachzukommen haben, verzeichnen, sondern die Meinungen darstellen wollte, welche das menschliche Geschlecht in Wirklichkeit von seinen Idealen zu hegen, und die Bestrebungen, durch die es ihre annähernde Erreichung zu versuchen pflegt.

Schluß.

Es ist kein abschließender Standpunkt, bei dem wir angelangt sind, sondern eine abschüssige Fläche, auf der wir weiter gleiten, und von welcher wir nur flüchtig einen Rückblick auf das Woher und das Wohin unsers Weges werfen.

Eine unbefriedigende Ansicht war uns als Ergebnis der ersten größern Gruppe unserer Betrachtungen zurückgeblieben: neben andern unzähligen Beispielen erschien uns der Mensch nur auch als ein Beispiel dessen, was aus der allgemeinen Gesetzlichkeit des Naturmechanismus fließen kann. Wohl wußten wir, daß ja nie Gesetze an sich allein eine Wirklichkeit erzeugen; sie erzeugen sie nur durch ein vorher wirkliches mannigfaches Reale, das, unableitbar gegeben, ihnen sich und sein Wirken unterordnet, und auf dessen leistungsfähige Kraft sie nur als richtunggebende Maßbestimmungen sich beziehen. Aber die ganze so vorauszusetzende Fülle der Wirklichkeit erschien doch zunächst als eine zerstreute Menge zufälliger Tatsachen, durch kein Band lebendiger Einheit zu einem zweiten großen Gliede des Weltbaues so verknüpft, wie die einzelnen Gesetze der mechanischen Naturordnung zu einer Notwendigkeit, als dem ersten grundlegenden Gliede desselben, zusammenstimmen. Zeigte die Erfahrung Spuren nicht bloß einer Unterordnung aller einzelnen Elemente unter die gleichen allgemeinen Gesetze, sondern auch einer Nebenordnung derselben zu der Planmäßigkeit eines Ganzen, dessen Teile einander hilfreich ergänzen, so verkehrte doch auch diese Harmonie sich immer wieder in einen blinden Erfolg der ursprünglichen Natur und Konstellation der Weltelemente, die ja irgend eine Natur und Stellung haben mußten,

und die nun, weil sie eben diese und keine andere hatten, nur zu dieser Ordnung und nicht zur Permanenz eines Chaos führen konnten. Auch die Hartnäckigkeit dieser unerfreulichen Ansicht wurde endlich überwunden; sie mußte zugeben, eigentlich doch nur der verschleierte und widerwillige Ausdruck des Geständnisses zu sein, daß eben die letzte umfassendste und allem andern zugrunde liegende Tatsache der Wirklichkeit die Einheit und innere Zusammengehörigkeit der schaffenden Natur sei, die jenem notwendigen Gesetzkreise nicht eine unverbundene Anzahl von Übungsbeispielen hinwarf, sondern ihnen den geschlossenen Keim einer geordneten Welt zur Entwicklung darbot. Und hieran mußte eine Reflexion, welche die spätere Verknüpfung ihrer einzelnen Überlegungen vorbedenkt, den Gedanken anschließen, daß ja überhaupt jenes Reich von Gesetzen, dem die Wirklichkeit sich zu fügen scheint, nicht in Wahrheit eine vorherbestehende Notwendigkeit ist, der die später gekommene Wirklichkeit sich auf diese Weise fügen könnte, daß vielmehr eben die schaffende Natur selbst, die den Forderungen des Mechanismus sich anzubequemen scheint, das erste und einzige Wirkliche, er dagegen nur die aus ihr selbst quellende Form ihrer Wirksamkeit ist, die um der durchgängigen Einheit und Konsequenz dieses Wirkens willen sich von dessen einzelnen Beispielen lösen, als eine allgemeine überall sich selbst gleiche Notwendigkeit isolieren und endlich wie eine fremde selbständige Schranke dem vorausdenken läßt, dessen eigene Natur sie ist.

Diese lebendige Wirklichkeit war der Gegenstand unserer Betrachtung; in ihr suchten wir den Menschen auf und die Stellung, die in ihr seine eigentümliche Natur im Gegensatz zu den ebenso eigentümlichen Naturen anderer Wesen einnimmt. Aber fast nur verneinend ist diese Betrachtung zu ihrem Ziele gekommen; wie ausgedehnt auch der Einfluß allgemeiner gesetzlich wirkender Bedingungen auf die Entwicklung des menschlichen Daseins sich fand, es fand sich zugleich, daß er nie ausreicht, diese Entwicklung zu erklären ohne Bildungsanlagen der eigentümlichsten Art, die er in dem menschlichen Wesen antrifft, aber nicht ihm erst anerzeugt.

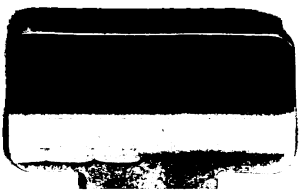
Wie wir dagegen bejahend die Zusammengehörigkeit dieser menschlichen Natur mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demselben bestimmen sollen, darüber endeten unsere Überlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wissen nicht, was die unzähligen Gestirne verbergen, die in unser Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was ist nun unsere Stellung in dem Weltall, dessen kleinsten Teil nur wir kennen? An der Oberfläche dieses Planeten finden wir uns an der Spitze einer Tierreihe, deren Typus in unserer Organisation gipfelt, aber was will diese systematische Würde, an die wir im Leben kaum je denken, und die dem Fortschritt unserer Entwicklung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geistig durch eine große Kluft von dieser Tierwelt geschieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur uns gelten, empfinden wir teils, wie wir fast durchaus hinter dem zurückbleiben, worin wir allein Wert legen zu dürfen glauben, teils bemerken wir, wie frisch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fort vegetiert, das diese Ideale nicht kennt. Unsere eigenen Ziele sind uns nicht klar; Unzähliges existiert außer uns, dessen Sinn und Bestimmung noch fremdartiger ist; wer sich selbst kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues erraten, zu dem so mannigfache Glieder zusammenstreben.

Wieviel von diesem Plane uns durch den Überblick der Geschichte und durch die Verknüpfung der Ideen klar werden mag, welche die geistige Arbeit des menschlichen Geschlechtes allmählich gewonnen hat, wird der letzte Teil dieser Betrachtungen zu entwickeln suchen, zerstreute Fäden der Überlegung vereinigend, und manchem scheinbaren Widerspruch zur Lösung.

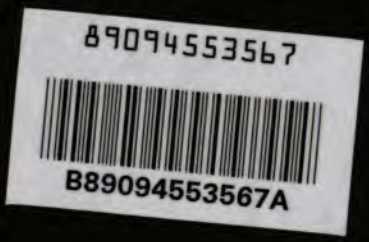
Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

8909455356 7

b89094553567a



G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK


8909455356 7
B89094553567A